

Historisches

Taschenbuch.

Vierter Jahrgang.


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



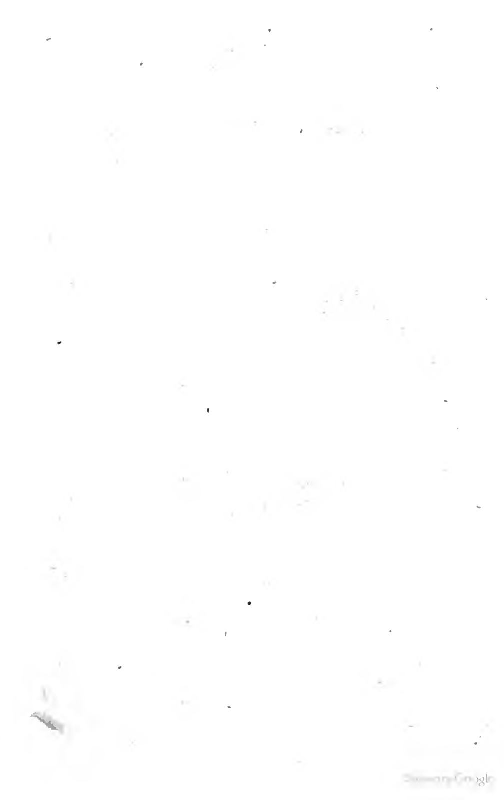




Historisches

Taschenbuch.

Vierter Jahrgang.





Petrus Paulus Rubens.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen
von
Gans, Raumer, Varnhagen von Ense,
Voigt, Waagen,

herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Vierter Jahrgang.

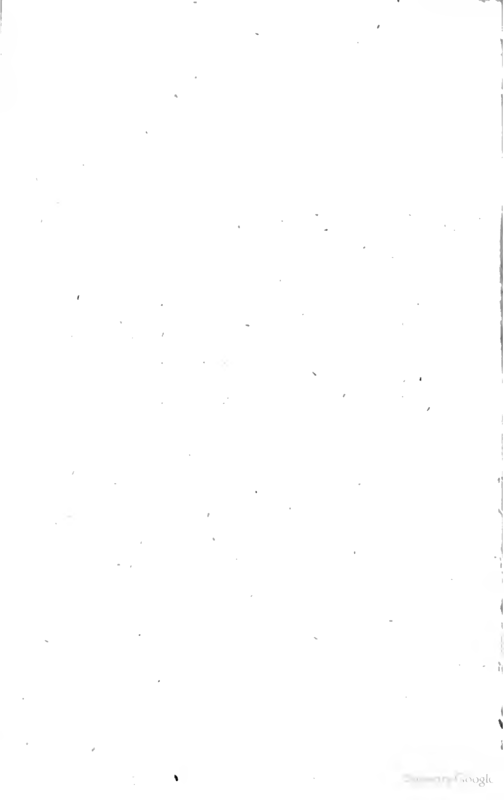
Mit Rubens Bildniß.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.



Inhalt.

Seite



I.

Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris, im Jahre 1810.

(Aus persönlichen Denkwürdigkeiten.)

Von

K. A. Varnhagen von Ense.



In raschem Fluge hatten wir die reichen Länderstrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni strahlte versengend in seiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sommergluthen uns im grünenden Freien fast verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düstre Straßenenge der unermeßlichen, volksbewegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cérutti, deren Namen seitdem gewechselt haben, fanden wir bestellte Zimmer und jede erwünschte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reise fast ohne Ausruhen sofort in den Wirbel dieser geschäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir sahen von allen Seiten bestätigt, was uns schon unterwegs überall war verkündet worden, daß in Paris jetzt kein größeres Ansehen, keine wirksamere Empfehlung gelte, als die des österreichischen Namens. Auch war derselbe, abgesehen von dem überragenden, jedem Franzosen ehrfurchtgebietenden Dastehen der Kaiserin Marie Louise, für welches die

Geschichte nichts Vergleichbares zu haben schien, in einer Weise repräsentirt, mit der schwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte. Der österreichische Botschafter, Fürst Karl von Schwarzenberg, ein schöner stattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat seiner selbst ruhig bewußt, stellte ein entsprechendes Bild der Hoheit seines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Biedersinnes jener deutschen Landsleute dar, die dem einst allgemeinen Oberhaupte noch in seiner Besonderheit angehörig verblieben waren. Der leutseligen Freundlichkeit des Fürsten stimmte die geistvolle Güte und regsame Theilnahme seiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu, die heranwachsenden, wohlgebildeten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten sich in gleichem Sinne belebt, und so die sämmtlichen Hausgenossen. Die Ehren- und Geschäftsverhältnisse der Botschaft waren durchaus günstig und angenehm gestellt, sie waren in Paris die einzigen, welche von französischer Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängsteten und hülflosen Aufmerksamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politischen Beziehungen am Hofe Napoleons, selbst die seiner Brüder nicht ausgenommen, höchst widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verschiedenen Diplomaten

und Militairpersonen, welche dem Botschafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunst solcher Umstände äußerst vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret, ein feiner, stillfleißiger und undurchdringlicher Geschäftsmann, der Major von Tettenborn, durch die glänzendsten ritterlichen Eigenschaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeister von Böhm und andere höhere Angestellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Element, und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erscheinung im Ganzen überschwenglich verliehen war, athmete das schwarzenbergische Haus ein allgemeines, vertrauliches Wohlbehagen, ein fast unterschiedloses Zusammengehören, woran auch Fremde, welche diesen Kreis betraten, nach Sinn und Lust Theil nahmen. Wir Österreicher aber wurden sämmtlich als Mitglieder des Hauses gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günstigen Rath, wirksame Förderung, und waren für immer, wie groß auch die Zahl sein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Österreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botschafters, Fürst Joseph von Schwarzenberg, hatte nebst seiner Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie, seinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen;

ebenso der Fürst von Esterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten besondre Aufträge des österreichischen Hofes mit den französischen Behörden zu verhandeln. Der Oberst Graf von Bentheim, als Überbringer eines Schreibens des Kaisers an seine Tochter die Kaiserin, der Graf Kaspar von Sternberg, der Graf von Paar, zwei Grafen von Sickingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Österreicher von Rang und Bedeutung, waren theils durch Geschäfte und Verbindungen, theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort festgehalten. Politische Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten sogar dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaisers Napoleon, sich persönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebst seinen diplomatischen Angehörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern hervorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgebildete Persönlichkeit des im kräftigsten Mannesalter stehenden Ministers war höchst einnehmend und bedeutend, bei gemessener Haltung vollkommen frei, in heitrer Gelassenheit lebhaft, und gleicherweise fähig erscheinend, sowohl den schwierigsten Staatsgeschäften als den flüchtigen Bewegungen liebenswürdiger Geselligkeit die entschiedensten Erfolge abzugewinnen. Ihm

als dem Gaste des französischen Kaisers war das Hotel des Marschalls Ney, welches die herrlichste Aussicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewiesen, und alle Pracht und Üppigkeit kaiserlicher Bewirthung und Dienerschaft zu Gebote gestellt. Auch hier war jeder Österreicher täglich eingeladen und willkommen, sowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der sich hier besonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergischen über.

War auf diese Weise ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, so erweiterte solcher sich doch noch ins unbestimmte durch den eigenthümlichen Umstand, daß in jener Zeit nicht bloß die Österreicher, sondern fast alle Deutschen in Paris, die Gesandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der souverain gewordenen wie der mediatisirten deutschen Häuser, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reklamation anzubringen hatten, und ebenso die deutschen Gelehrten und Künstler, sich eifrig und beharrlich zu der österreichischen Botschaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen suchten, und persönliches wie geschäftliches Vertrauen ihr zuwandten, so daß vielleicht niemals vor- und nachher auf diesem Punkte die sämmtlichen deut-

schen Interessen eine so wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieser zugleich glänzenden und angenehmen Welt als österreichischer Offizier schon vollkommen angehörig, noch besonders aber durch günstige Bezüge und Umstände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glückliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzosen befreundeten Außenseite, in diesem ganzen Kreise durchgängig eine wahrhaft deutsche Gesinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein festes Halten an dem Vaterländischen, daß man den Kaiser Napoleon noch immer als verhaßten Feind ansehe, und sich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in diesem Friedensglanze gefalle, ja im voraus an der Aussicht auf künftig zu erneuernden Krieg schon jetzt sich labe. Diese Empfindungen nach Erfodern des politischen Verhältnisses zu verbergen, konnte nicht schwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austausch, sowie an die Unsicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längst gewöhnt war, und Napoleon nährte jenen Sinn fast gewaltsam, indem sein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die österreichische Verbindung zwar den höchsten Werth lege, sofern sie ihm schmeichle und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe

zeige, daß er selbst aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rücksicht bewogen sein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder schroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herkömmlichen und als solchen ausdrücklich vorgeschriebenen und demnach nichts weiteres besagenden Redensarten und Bezeigungen durfte die abgeneigte Gesinnung um so freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzosen selbst, und zwar der angesehensten und einflußreichsten, ihr zustimmte, und nicht bloß die Altadelichen und heimlichen Royalisten, die sich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, sondern sogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleons anzugehören schienen; sie suchten ihrem durch des letztern Handlungsweise oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umstände gesteigerten Opposition, gern einen auswärtigen Anhalt, um so mehr, als ihnen jeder Eifer in dieser Richtung jetzt nur günstig auszulegen, ja gleichsam als Schmeichelei für den Kaiser geboten war, und sie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle sich auf dem Gebiete des unverbrüchlichsten Geheimnisses sicher wußten. So schwach war die Herrschaft Napoleons in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl seiner höheren Vertrauten, Diener, Günstlinge und sonstigen Angehöri-

gen, die er alle mächtig und reich gemacht, schon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er persönlich rechnen durfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geistesneigungen, welche mir an diesem Orte schon beschieden waren, oder noch werden sollten. Gleich am ersten Abende suchte und fand ich glücklichst meinen Freund Chamisso, der nicht wenig überrascht war, mich hier und so wiederzusehen. Auch Immanuel Bekker, der hallische Freund und Gefährte, ließ sich auf der kaiserlichen Bibliothek, dem täglichen Felde seines staunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geistreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anspruch genommen, im eleganten Kabriolet fast immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregizer, und bald auch zeigte sich aus Hamburg Karl Sieveking anwesend. Diesen ältern Freunden reihten sich schnell neue deutsche Bekanntschaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerst den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Dr. Hase, ferner einen jüngern Harscher aus Basel, Olivier aus Dessau, den lebensfrohen von Pilat, damals

Privatsekretair des Grafen von Metternich; späterhin wird auch noch Dr. Gall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zuletzt, immer aber wesentlich als ein erster, zu erwähnen sein.

Wir Jüngere lebten fast jeden Tag gemeinsam, und unsre Beschäftigungen, die jedem sehr verschieden und zum Theil sehr ernstlich und dringend oblagen, wovon späterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unsern Vergnügungen, worin wir ganz übereinstimmten, auf das schönste zu verflechten. In dem Musé Napoleon hatten wir unsern zuverlässigen Sammelort, nahmen von hieraus unsre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Gesellschaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein idyllisches, von geistigen und gemüthlichen Interessen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreise, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unsre stillen Abende in dem damals ganz verlassenen, aber noch stets dem wetterwendischen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft ganz allein die leeren Säle durchschritten und der zahlreichen Dienerschaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben so stille Aufenthalt in einem schönen Garten der Rue Richer, wo eine Verwandte Friedrich Schlegel's wohnte, die mancherlei deutsche und französische Beziehungen

um sich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichsten und seltsamsten Gebilden zu rechnen sein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgewühl von Paris sich als demselben ungleichartig absonderten und forterhielten.

Das Interesse des Tages drang inzwischen überall durch, und so hörten wir denn auch von allen Seiten sowol die Festlichkeiten rühmen, welche bereits vorüber und von uns versäumt waren, als auch besonders das eine letzte Fest hochpreisend ankündigen, durch das unser Botschafter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abschließen und, wie Jedermann voraussehe, überbieten werde. Wirklich sah man in dem Botschaftshotel, und hauptsächlich in dem weiten Gartenraume desselben, die umfassendsten Anstalten täglich fortschreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verschiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerke sinnreicher und üppiger Pracht sich aufgliedern sollte. Man betrat mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geschäftig war, und in wenigen Tagen schon seine rohe Arbeit unter dem kostbarsten Prunke verschwunden sein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verschieben, als der Tag des Festes endlich angesetzt, der Kaiser und die Kaiserin hatten die Einladung angenommen, und so stand dies Ziel unwiderruflich fest. Der Eifer und die Hülfsmittel

mußten nun verdoppelt werden, man arbeitete die Nächte hindurch, deren Frische den Werkleuten sogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des seit Wochen unabgekühlten Himmels keine Rast bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne geglüht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Rasen und Zweige, die grünend dem Feste dienen sollten, mußten künstlich erhalten werden. Über das Örtliche müssen wir noch einiges Bestimmtere angeben.

Der Botschafter bewohnte das ehemalige Hotel de Montesson in der Rue du Montblanc, ein ansehnliches, zwischen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend schien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für diese Zeit gemiethet, und überall die nöthige Verbindung angebracht. Diese weitläuftigen Räume waren mit geschickter Anordnung eingetheilt, und den verschiedenen Scenerien und Momenten des Festes zugewiesen. Zunächst den Prachtsälen des ersten Hotels hatte man seitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einer mäßigen Wasserstelle führte, mit großen Balken überlegt, und auf diesen, nach damals in Paris üblicher und auch bei allen vorigen Festen angewandter

Sitte, den ungeheuern Hauptsaal von starkem Zimmerwerk aufgeschlagen. Die für solchen Fall schon bewährten und empfohlenen Baumeister hatten diesen Aufbau, gleich den früheren, so geschickt als geschmackvoll ausgeführt, und in dieser Hinsicht war alles nur in der hergebrachten Ordnung geschehen. Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsleinwand überhangen, wurden inwendig mit den prächtigsten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierath ausgestattet, die Säulenbalken, welche den mittlern Raum von einer galerieartigen Umfassung absonderten, mit den kostbarsten Stoffen reich umhüllt, und durch zahllose Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Musselin, Gaze und andern zarten Geweben schön verbunden; mächtige Kronleuchter von Krystall schwebten im Innern, luftig getragen von gold- und silberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperien und Bänderschleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zusammenfließend. Im Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenstufe, waren zwei prachtvolle Thronsitze aufgestellt, vor diesen gab der schön zusammengesetzte und sorgsam geglättete Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derselben, im Hintergrunde, zunächst den Thronsitzen, führte in das Innere des Hotels,

und sollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenossen erleichtern; im Vorgrunde, nach der Gartenseite hin, ging zuerst links eine breite und lange Galerie ab, welche, gleicherweise wie der Saal gebaut und verziert, sich längs des Hotels hinzog, und dessen Gemächern wie dem Garten sich in vielfacher Verbindung unmittelbar anfügte; rechts, dieser Galerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand sich eine Bühne für die Musiker, zu der aber nur mittelst einer äußern Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, eröffnete sich in der Mitte des Vorgrundes, und führte über mehrere breit- und wohlgelegte Stufen in den Garten hinab, dessen nächster Raum hier auch für das Aus- und Einströmen einer großen Menschenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemessenheit, war von allen Seiten bestens Sorge getragen, und nichts versäumt, was dem Feste zur Auszeichnung dienen konnte. Im Gefühle jedoch, daß hier einmal, mitten in Paris und vor den Augen Napoleons, auch die Deutschheit sich in voller Gültigkeit dürfe sehen lassen, hatte Jemand den Einfall gehabt, da doch über dem Portal des Saales billig eine Inschrift Platz finde, so müsse der Nationalstolz darauf bestehen, daß sie in deutscher Sprache verfaßt sei, und wenn sich die Franzosen darüber

wundern und ärgern wollten, so möchten sie es thun, denn sie dürften es doch nicht allzu laut werden lassen, da es die Sprache der Kaiserin sei, die man anwende, und die österreichische Botschaft gewiß das Recht habe, bei einem jener zu Ehren gegebenen Feste ihr, wie die Bilder, so auch die Sprache der Heimath zu vergegenwärtigen. Dies fand allseitige Zustimmung, und noch am letzten Tage wurde die Hand ans Werk gelegt. Für zwei Zeilen war der Raum leicht ermittelt, aber auch nur zwei Zeilen nicht sogleich schicklich ausgesonnen. Die es vielleicht besser gemacht hätten, z. B. ich selbst, lehnten die Auffoderung klüglich ab, und so drang freiwilliger Eifer um so leichter vor, und lieferte die beiden zwar nicht von bestem Korn, aber doch von gehörigem Schrot befundenen und durch den Reim wohlgelötheten Alexandriner:

„Mit sanfter Schönheit Reiz strahlt Heldenkraft verbunden,
Heil! Heil! die goldne Zeit ist wieder uns gefunden!"

Von Lapidarstil eben kein Muster, aber in Pappe für transparentes Ölpapier ausgeschnitten von guter Wirkung; die Hauptsache waren die deutschen Lettern, und diese prangten in bedeutender Größe an ihrer hohen Stelle stolz genug.

Der große Tag war endlich angebrochen, und unter letzten raschen Nachhülfen schon großentheils dahingeschwunden, die Anstalten waren vollendet, und

auch die Letztbeschäftigten konnten sich nun eilig und ganz der Sorge für die persönliche Erscheinung widmen. Nichts war versäumt, diese prächtig und geschmackvoll auszustatten. Der Reichthum und die Schönheit der österreichischen Uniformen überstrahlte Alles, was die Franzosen in dieser Art aufbieten konnten. Die Dienerschaft, schon immer zahlreich und prächtig, war auf mehrere Hundert verstärkt, deren ein Theil in französischer Staatskleidung prangte.

Bei guter Zeit erschien eine Abtheilung Grenadiere der kaiserlichen Garde, und bezog als Ehren- und Sicherheitswache die angewiesenen Posten. Noch war es heller Tag, als schon das ganze Hotel mit Angebäuden und Garten in tausendfacher Beleuchtung schimmerte, und zwischen dem zu beiden Seiten der Straßen gehäuften Volksgedränge bereits die Wagen der Gäste heranrollten. Sämmtliche Österreicher hielten sich zum Empfange der Aussteigenden bereit, die Damen wurden mit schönen Blumensträußen beschenkt und zu dem großen Saale hinbegleitet.

Schon füllten sich die ringsgestellten Sitze desselben, und schon fluthete in seinem mittleren Raume die Bewegung enger. Die Schönheit, der Reiz, die Erlauchtheit und Bedeutung der Personen wetteiferten steigend mit jedem Augenblicke. Schon waren Könige und Königinnen eingeführt, aber diese selbst harrten noch der höchsten Erscheinung. Endlich verkündigte

der kriegerische Befehlsruf und das Anschlagen der Waffen, dann das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmusik die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwischen den aufgestellten Truppenreihen glänzend einfuhr. An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich diese erhabenen Gäste, der Botschafter hielt eine kurze Anrede, und die fürstlichen Frauen überreichten auserlesene frische Blumen, welche der Kaiser annahm und seiner Gemahlin einhändigte, darauf ihr den Arm gab und sie in das Innere führte, geleitet von dem Botschafter, und gefolgt von nachdringenden dichten Schaaren. Ich sah den Kaiser hier ganz nah, und blickte ihn fest an; zum ersten Male war ich von der Schönheit seiner Gesichtszüge getroffen, aber auch von der Macht seines eisernen Aussehens. Seine Miene war streng, unbiegsam, fast böse, sein Blick vor sich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus diesem Munde konnten jeden Augenblick furchtbare Befehlsworte hervorgehen. Ich suchte diesem Eindrucke, der mich befangen wollte, Trotz zu bieten, und es gelang mir, ihn soweit zu bemeistern, daß ich Gedanken verfolgen konnte, deren sich zu rühmen damals nicht rathsam gewesen wäre.

Unter schmetternden Fanfaren schritt der Kaiser durch die Vorsäle und die erwähnte Galerie bis in

den Hauptsaal, wo er einige Minuten verweilte, den Ort und die Menschenmenge mit scharfen Blicken flüchtig überschaute, die dargebotenen Erfrischungen zurückwies, und mit wenigen abgerißnen Worten einige nächststehende Personen nachlässig anredete. Auf die Einladung des Botschafters zu einem Gange durch den Garten, folgte er nebst der Kaiserin dem vortretenden Führer durch das Portal, und die ganze Versammlung zog gedrängt nach. In den kunstreich erleuchteten Gängen und Gebüschen waren an gewählten Punkten Sänger- und Musikchöre vertheilt, die bei Annäherung des Kaisers ihre Lieder und Harmonien begannen, und solchergestalt dem Fortschreitenden eine ununterbrochene Triumphbegleitung bildeten. Andere schmeichelhafte Überraschungen, Sinnbilder und Anspielungen, waren gleichzeitig für das Auge vorbereitet.

Vor einem großen, sorgfältig geebneten Rasenplatze wurde Halt gemacht, für das kaiserliche Paar und einige andere höchste Personen waren Sitze geordnet, und die Aussicht von da geradehin auf das Schloß Laxenburg gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuschend dastand. Um den heimathlichen Erinnerungen der Kaiserin noch lebendiger zu schmeicheln, erschienen aus den Büschen, welche eine ländliche Bühne begränzten, in österreichischer Tracht Tänzer und Tänzerinnen, es waren die der großen Oper,

und sie führten mit unübertrefflicher Kunst österreichische Volkstänze und eine artige Pantomime auf, welche für diesen Anlaß eigends ausgesonnen war; Krieg und Frieden spielten darin die Hauptrollen, von jenem blieben nach allen Schrecknissen nur glorreiche Siegesehren zurück, und dieser vereinte mit ihnen seine gabenreichen Segnungen.

Dieses Schauspiel endete kaum, als die Aufmerksamkeit schon durch einen neuen Gegenstand angezogen war. Wiederholtes Peitschenknallen und andringendes Pferdegestampf verkündigte einen Kurier, der bestäubt mitten aus der glänzenden und geschmückten Versammlung hervordrang, sich achtlos bis zu dem Kaiser Bahn machte, und ihm beeifert seine Depeschen überreichte. Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die gespannte Menge, allein der Kaiser, der im Geheimniß war, sagte sogleich mit Lächeln, es seien Briefschaften aus Wien, und stellte der Kaiserin ein wirkliches Schreiben ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines solchen Augenblicks eigends abgefaßt und dafür aufbewahrt worden war.

Nach dieser Scene, die nicht ohne heitre Theilnahme der Zuschauer vorüberging, wurden die Sinne wieder in vollen Anspruch genommen durch ein plötzlich aufblitzendes Feuerwerk, bei welchem die Kunst alle ihre Erfindung angestrengt und keine Verschwen-

dung gescheut hatte. Mitten im feuersprühenden Getöse drangen jedoch plötzlich zwischen den kunstgerechten auch wilde Flammen hervor, durch einen Zufall war eines der Gerüste in Brand gerathen, und der Anblick erregte Besorgniß und Unruhe; allein mit größter Schnelligkeit rückten die schon bereitgestandenen Spritzenleute aus ihrem Hinterhalte zum Löschen heran, und sogleich war auch der Brand glücklich erstickt. Man freute sich des raschen Erfolgs, belobte die Anstalten und den Eifer der Leute, und Niemand dachte, daß schon im nächsten Augenblicke ihre Hülfe noch dringender nöthig, und, wo nicht gänzlich vermißt, doch durchaus unzureichend sein würde!

Der glänzende Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, und war durch mannichfach geschmückte Wege allmälig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutsche Inschrift über dem Portal den Kommenden hell entgegen, und wurde gelesen, buchstabirt, gedolmetscht. Der Kaiser soll Anfangs über die fremde Sprache gestutzt, dann aber schnöde gelächelt haben, und manche französische Anmerkung glossirte den deutschen Text. Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten der Kaiser und die Kaiserin in den Saal, nahmen die im Grunde desselben bereiteten Sitze ein, und die Musik für den Tanz hob unverzüglich an. Die Zeit neigte sich schon zur Mitternacht. Der glänzendste und schwierigste Theil des

Festes war zurückgelegt, der noch übrige bestens im Gange, und Ball und Banket verhießen ihm in rauschenden Freuden und üppigen Genüssen die prunkvollste Dauer bis zum andern Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürsten von Esterhazy und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürstin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, eröffnet.

Nach den Quadrillen wurde eine Ecossaise getanzt. Während dieses Tanzes waren der Kaiser und die Kaiserin aufgestanden und nach entgegengesetzten Seiten längs den Reihen der Zuschauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Personen, und ließen sich einige zum ersten Mal Erscheinende vorstellen. Die Kaiserin beendigte ihren Umgang sehr bald, und war bereits zu ihrem Sessel zurückgekehrt, der Kaiser aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm so eben durch die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geborne Prinzessin von Aremberg und Schwägerin des Botschafters, ihre Töchter waren vorgestellt worden, und er setzte hin und wieder einiges Gespräch fort, als unversehens nahebei, in der hinter den Säulen umlaufenden Galerie, unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tausend Kerzen und Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftstrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln

ließ, welche kaum berührt sogleich aufflackerte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verschwand, und nur noch schwach in ein paar getheilten Flocken nachschimmerte. So gering war die Sache Anfangs anzusehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen seines Hutes eines der Flämmchen glücklich ersticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaisers, an einem der Säulenbalken emporkletternd einen Theil des schon im Fallen erlöschenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat. Einige Flocken jedoch hatten sich schon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich schlugen in verschiedenen Richtungen rasche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über den Sims der Säulen hin unaufhaltsam in den höheren Mittelraum des Saales übersprangen, und schnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Musik verstummte, und erschreckt verließen die Musiker ihre zunächst bedrohte Bühne, die zu einer äußeren Treppe führende Thüre ließ eine stürmische Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen stürzte, und sie noch wilder anfachte. Der Tanz war schon aufgelöst, man drängte verworren durcheinander, doch suchte man nur erst zu fassen, was geschah, was geschehen könne.

Napoleon hatte den Ursprung der Sache mit

angesehen, und wurde daher durch kein falsches Urtheil gestört, er war zu der Kaiserin getreten, und stand kalt und ruhig, den weitern Verlauf beobachtend, während mehrere seiner Getreuen, die im ersten Taumel Verrath und schwarze Verbrechen fürchteten, sich ungestüm zu ihm durchdrängten und zu seinem Schutze die Degen zogen. Der österreichische Botschafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiser unverrückt zur Seite geblieben, und als er die Flammen mit erschreckender Eile weitergreifen sah, foderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten sein würde, augenblicklich zu verlassen. Napoleon ohne zu antworten, gab der Kaiserin sogleich den Arm, und folgte dem Botschafter gemeßnen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Besonnenheit ermahnte. Auch hielt sich Alles in leiblicher Fassung, bis der Kaiser hinausgetreten war, dann aber hörte jede Rücksicht auf, und angstvoll und gewaltsam drängte sich die tobende Masse dem Ausgange zu.

Der Botschafter hatte kaum vernommen, daß der Kaiser sogleich wegfahren wolle, als er auch schon mit klugem Vorbedachte von unterwegs einen seiner Adjutanten abschickte, um die kaiserlichen Wagen von dem Hofe des Hotels, wo sie hielten, und wo jetzt die größte Verwirrung und Gefahr zu befürchten

stand, nach einer stilleren Seitenstraße beordern zu lassen, die den Garten begränzte, und wo der Kaiser an einer kleinen Pforte ungestört einsteigen, und unbemerkt abfahren, dadurch aber jedem Anschlage, wenn ein solcher mit diesem unglücklichen Zufalle sich verbinden möchte, am sichersten entgehen konnte. Allein Napoleon, bei dem weiteren Gange durch den Garten sogleich der veränderten Richtung inne, stand plötzlich still, fragte wohin man ihn führe, und den erhaltenen Bescheid des Botschafters nicht gutheißend sagte er kurz und bestimmt: „Nein, nach der Hauptpforte will ich," kehrte stracks um, und hieß die Wagen, welche schon in die Seitenstraße eingelenkt hatten, an die erste Stelle zurückfahren, wodurch ein großer Zeitverlust entstand, welchen der Botschafter in qualvoller Unruhe, doch äußerlich gelassen, Napoleon aber mit vieler Geduld abwartete, indem er einen feindlichen Streich dort viel eher als hier für möglich zu halten schien. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiser bei der Gartenpforte eingestiegen sei, ist, wie manche andre jener Schilderung des Vorganges, eine irrthümliche.

Späterhin erst wurden diese Umstände mir aus dem Munde der unmittelbaren Zeugen so genau bekannt. Wie mich selbst aber das Ereigniß zunächst traf und in Anspruch nahm, will ich kürzlich angeben.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menschen im Saale auf einen unerträglichen Grad gesteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und suchte in der freieren Galerie frische Luft zu athmen, als das Geschwirr und Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrausende verwirrte Stimmen, ich wende mich um, und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erster Blick sieht helle Flammen zucken, die sich rasch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen ist mehr frei, eine wogende Menschenfluth strömt auf mich ein, und reißt mich ungestüm in ihrer Bahn fort; einige starkbeleibte Generale, die voll Entsetzen schrieen: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gerettet," und Andre, die ebenso nach Wasser riefen, hatten mich so in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erst im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte die Galerie ihre Flüchtenden schon größtentheils in den Garten entlassen, der Zugang war durch Menschen nicht mehr versperrt, allein der ganze Saal stand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile in den Garten abstürzte, während von innen die Flammen jeden

Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander stürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirnisse, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Lustfeuer, die Eimer Wassers, die man hineingoß, zerstiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung, konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es sich lesen läßt, war Alles geschehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinschauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir selbst die Flammen an der Decke der Galerie schon weit hinaus, fielen in meinem Rücken schon brennende Draperien, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht säumen, ehe der Weg versperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte sich nun das gräßlichste, bewegteste Schauspiel! Wer vermöchte es zu beschreiben! Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor, die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander; all-

gemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten, waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundnen Lieben in die Arme warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hülfe österreichischer und französischer Officiere aus dem Gewühl

hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock schnitten. Besonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen dieses Gewühl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfnisse der Festlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine gerettete, doch schwer verletzte Tochter umarmt, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide

niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir schalten hier am besten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokesch, in seinen lesenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umstände wiedergiebt: „Der Fürst Joseph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräche gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden so eben zerstoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönige selbst eine nahe Seitenthüre, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!', rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach dem Orte hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich sah. Da faßt seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er kehrt zurück zum Saale. Die Treppe ist gestürzt. Übereinander wälzt sich die fallende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schonender

Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das goldne Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es ist die Fürstin von der Leyen. Ein schwedischer Officier, der diese so eben aus dem Saale getragen hatte, versichert, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln gesehen zu haben, wunderbar zugleich und entsetzlich! Fürst Joseph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Gerassel die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler Esse wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles ist verloren."

So weit dieser Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu diesem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelstunde verflossen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereignisses zugegen. Die mannichfachste Hülfsthätigkeit für die Beschädigten, Suchenden, Auffodernden, und die stürmende Eile aller Vorgänge ließen den flüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine sorgsame Prüfung zu. Allein für manche Angaben durften sowol die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die allseitigen damit verglichenen Aussagen aller andern Augen=

zeugen ein ziemlich festes Ergebniß liefern. Wenn der Moniteur die Fürstin von Schwarzenberg schon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Westphalen, dem Fürsten Borghese und dem Grafen Regnauld sprechen läßt, so ist dies zuverlässig unbegründet; die Verwechslung des Namens war so leicht, auch konnte gutgemeinte Absicht solche Versicherung im Augenblicke hervorrufen. Wenn aber gar der ehemalige Palastpräfekt von Beausset in seinen Denkwürdigkeiten erzählt: „On vit s'élancer une femme jeune, belle, d'une taille élégante, . . . poussant des cris douloureux, des cris de mère" . . . und in dieser Weise fortfährt, die „désolante apparition" zu beschreiben, so folgt er lediglich einer dichterischen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürstin als schon gerettete außerhalb des Saales gesehen oder gesprochen, Niemand sie in denselben zurückkehren gesehen. Eine solche Rückkehr wäre sogar eine völlige Unmöglichkeit gewesen. In der ersten Zeit würde der entgegenstürzende Menschenstrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieser noch ganz versiegt war, die ungeheure Gluth selber, welche ihn jagte und schon ereilte, und unmittelbar seine Stelle einnahm. Diese Gluth wurde in wenigen Minuten so heftig, daß man dem brennenden Eingange, wie ich als Augenzeuge, der selber das äußerste hierin versucht, betheuern darf, auf zehn Schritte nicht ohne

die Gefahr nahen konnte, in dem versengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzustürzen, ja selbst der Blick vermochte in dieses Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darstellungen, sowie jede künftige, sind nach diesen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schicksale der Fürstin hatte man Anfangs noch keine so schlimme Vermuthung, man durfte sie gerettet hoffen, sie konnte mit andern Personen weggefahren, sie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingesunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuser aufgenommen sein; man hörte nicht auf, sie zu suchen, zu erforschen, und der unglückliche Fürst Joseph erschöpfte sich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Versprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt, und ungeachtet die Feuerspritzen schon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel selbst ergriffen, und drohte auch dieses in Asche zu legen. Das Archiv gerieth zuerst in Gefahr, es zu retten war die größte Anstrengung nöthig; alle Österreicher legten Hand an, Wasser zu tragen, Geräthe fortzuschaffen, Haken und Äxte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, selbst die Uniform, die in der Hitze nur lästig, und, wie die ganze Bekleidung, durch Brand, Wasser und Arbeit schon vielfach beschädigt war.

Die Fremden hatten sich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauses, sowie mehrere französische amtliche Personen arbeiteten und forschten noch immer auf dem Schauplatze so großen Unheils und Jammers. Anstatt der geschmückten und frohen Gäste füllten kaiserliche Gardesoldaten, durch herbeigeeilte Verstärkung wohl gegen tausend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieser neue ernstprächtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontrast mit eigenthümlicher Macht. Ein noch stärkerer Eindruck stand bevor.

Der Kaiser hatte die Kaiserin nur bis zu ihrem Wagengefolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St. Cloud in den elysäischen Feldern ihrer harrte, und war dann nebst einem Adjutanten stracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Überrocke, und sein Erscheinen verbreitete Ernst und Schweigen. Er hieß alle noch vorhandene Fremden sogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu besetzen, und ordnete selbst die Anstalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Wasserstrahl einer Spritze soll ihn hiebei unversehens getroffen und fast umgeworfen haben, ohne daß er sich dadurch stören ließ. Die Erkundigungen über die Beschädigten brachten nunmehr bald eine zuverlässige Übersicht zuwege, die Nachforschungen wegen der noch stets vermißten Für-

stin wurden mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich erging ein furchtbares Gericht über die Anstalten und die dabei betheiligten Behörden. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois, hatte einen harten Stand, er sollte Alles wissen, Allem vorgesehen haben, von Allem Rechenschaft geben; die rauhe Strenge Napoleons beeiferte den geschmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entschuldigte sich nur leise, wandte sich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiser zurückeilend, und ihm die inzwischen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenden Worte demüthig abnehmend. Am schlimmsten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General, Graf Hulin, der seinen Eifer zeigen, und auch wohl zu eignem Besten den Zornausbrüchen des Kaisers einen Gegenstand anweisen wollte, stürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, stieß ihn mit der Faust mehrmals vor die Brust und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon sah streng und blitzend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeisters, der nach langer Gefängnißstrafe schimpflich aus dem Dienst entlassen wurde. Von einiger Schuld der Fahrlässigkeit mag er, wie der Herzog von Rovigo behauptet, nicht freizusprechen gewesen sein, die Hülfe war nicht

schlagfertig, nicht im ersten Augenblicke wirksam, allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entschuldigten, und allgemein war die Überzeugung, daß schon bei dem Austritte des Kaisers aus dem Saale, — und vorher konnte keine Spritze auf dem Platze, ja kaum gerufen sein, — keine Macht der Löschanstalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indessen wurden die Bemühungen, über das Geschick der vermißten Fürstin Auskunft zu erlangen, heftig und angstvoll fortgesetzt. Die vornehmen Hof- und Staatsdiener Napoleons flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder; immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten so wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beschickt, die ganze Nachbarschaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch sprühende Brandstätte soviel als möglich durchsucht; Alles umsonst. Ein Bild des trostlosesten Jammers irrte der unglückliche Fürst umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erscheinend, die körperliche Erschöpfung ließ ihn fast schon zusammensinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anstrengungen aufregte. Man suchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und die Anrede des Kaisers glitten stumpf an dieser starren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtlosen Dastehens überdrüssig, und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthstellen bezwungen worden, schon ohne Gegenstand persönlicher Thätigkeit, kehrte nach St. Cloud zurück. Die Grenadiere seiner Garde aber richteten sich zum Übernachten ein, und selten mag ein Biwack so glänzende und köstliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gastmahl des Hofes bestimmten Speisen und Weine wurden ohne vielen Unterschied ausgetheilt.

Auch wir Andern, nach so vielfacher Arbeit und Erregung endlich müssig und matt, von den aufeinandergefolgten heftigen Eindrücken verstört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung suchen, setzten uns zu den ersten den besten der reichgedeckten Tische, und genossen der vorhandnen Labung. Begierig tauschten wir jetzt unsre einzelnen Wahrnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten sich die mannichfachen Umstände, ergänzten sich die getheilten Anschauungen, stellte sich allmälig einiger Zusammenhang auf; man hatte so vieles zu fragen, so vieles zu berichten, allein Schrecken und Besorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei so vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahndungen genug.

Das Gewitter, welches schon lange am Himmel gestanden, brach jetzt als ein grausenvolles Zwischenspiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel,

furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauschte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erst durch ihn gelöscht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht sich wieder zertheilte, sah zwischen den schweren Wolken schon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die so eben durchlebten Ereignisse, welche, wie ein verworrner Traum, nicht faßbar noch verscheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Überbleibseln zu untersuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in schweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandstätte, ein düstres Angehäuf von Schutt und Wust; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen; in den zufälligen Tiefstücken schmutzige Wasserpfuhle zusammengestockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth fast unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir stiegen Graf Hulin und Dr. Gall forschend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doctor Gall, kommen Sie hieher, hier ist ein menschlicher Körper!" Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den diese Worte hatten; jeder Nerv wurde erschüttert, die

Brust mit Angst erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern; erst nach und nach wurde er unsern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe ein schwarzgebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menschliche Gestalt in dieser Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Brust nur, welche zufällig im angesammelten Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten, und ihre frische Weiße stach gräßlich gegen die übrigen mumienschwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt solcher Zerstörungsanblicke, stieß doch dieser mein Auge unwillkührlich zurück. Gall stieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürstin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, sie wurden dem Botschafter gebracht, der unsern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; sie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In diesem Augenblicke der sich entfaltenden Gewißheit entsank Allen der Muth, tiefe Trauer senkte jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar starke Gewitterschläge, die letzten, erschütterten gleich-

zeitig die Atmosphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg sein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umstände ihrer Lage gaben wenigstens die tröstliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt sei. Wahrscheinlich hatte sie, abgeschnitten von dem Hauptausgange, oder das dort stockende Gedränge zu meiden wünschend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen gesucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erstickt und erst nachher durch die Flammen selbst ergriffen worden, mit dem einstürzenden Bretterboden aber in jene Wassertiefung hinabgesunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerstörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarsten Traumbilder schreckten das hinsinkende Haupt schnell wieder zum wachen Anschauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um so volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen schon seine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige Bewegung versetzt. Die Nachricht von

dem Brande, durch den Glutschein unmittelbar verkündet, hatte sich mit Schnelligkeit weithin ausgebreitet. Man vermuthete Anschläge gegen das Leben des Kaisers, den Ausbruch irgend einer großen Verschwörung, Ungewißheit jeder Art spannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt gewesen sei, daß die Feinde des Kaisers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich sich des verhaßten Herrschers, seiner Familie und seiner anhänglichsten Diener entledigen gewollt, bestand einen Augenblick allgemein, streifte wenigstens die Vorstellung der meisten Franzosen, und war bei manchen auch späterhin nicht leicht auszutilgen, die dawiderlaufenden Berichte und Zeugnisse wurden zweifelnd angehört; erst am dritten Tage erschien der ausführliche Bericht im Moniteur, dessen absichtsvolle Fassung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Übereinstimmung so vieler Augenzeugen und gegen den starken Beweis, welcher in Napoleons fortgesetztem Benehmen lag, kein grundloser Wahn sich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten.

Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man fast nur in dem Rückblick auf die allbesprochene Begebenheit und in den düstern Nachwirkungen derselben fortlebte. Die Bestattung der Fürstin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauer-

prunke feierlich vollbracht. Dann kamen hintereinander die Leichenbegängnisse der Fürstin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach schrecklichen Leiden im Verlaufe der nächsten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden starben; im Ganzen waren über zwanzig Personen verunglückt, mehr oder minder beschädigt über sechzig. Die junge Fürstin von Schwarzenberg, der Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entrissen, das der Unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen danieder, während deren man für ihr Leben besorgt war; auch das Wiederaufkommen des russischen Botschafters Fürsten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verlust an Kostbarkeiten, man schätzte ihn auf ein paar Millionen; der österreichische Botschafter trug neben seiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Personen, denen er das Verlorne oder Beschädigte ersetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereignisses war unverkennbar. Er setzte sich unwiderstehlich in Gemüth und Einbildungskraft fest, und wiewohl man von obenher Alles anwandte um ihn herabzustimmen und auszulöschen, so erhob er sich doch in düstren Weissagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der österreichischen Erzher=

zogin Marie Antoinette und des französischen Dauphins, nachherigen Königs Ludwigs XVI., zurückgingen, solche mit dem späteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaars in Bezug setzten, und den neusten Vorfall nur zur Bestätigung dienen ließen, daß über den Verbindungen Frankreichs nach dieser Seite ein warnendes Verhängniß schwebe. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubischen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigstens scheinbares Recht nicht fehlen lassen! —

II.

Stimmen
aus Rom über den päpstlichen Hof
im funfzehnten Jahrhundert.

Von

Johannes Voigt.

Wenn es selten oder wol nie nur einzelne Individuen sind, die aus und durch sich allein große Weltereignisse schaffen und gestalten; wenn es vielmehr die Richtung und der eigenthümliche Charakter einer Zeit ist, der sie trägt, zum Wirken treibt und sich durch sie in den Erscheinungen des Lebens offenbart: so kann nichts der Geschichte des Entwickelungsganges des menschlichen Geistes mehr widerstreiten, als die Meinung, daß, wenn kein Luther erschienen wäre, in der Kirche auch keine Reformation ins Leben getreten sein würde. Es bedarf nur eines aufmerksamen Blickes auf den Zustand des kirchlichen Wesens und insbesondere auf das Wesen und Treiben am römischen Hofe im Verlaufe des funfzehnten Jahrhunderts, um die Überzeugung zu gewinnen, daß Luther nur das Organ einer ihrem innern Wesen nach längst vor ihm schon vorbereiteten Welterscheinung war, und daß es nur eines Mannes seines Geistes und Charakters bedurfte, um sie in die Welt und in die Geschichte einzuführen.

Ein solcher tieferer Blick in das Wesen und den

Charakter des römischen Hofes im funfzehnten Jahrhundert soll durch vorliegende Abhandlung möglich gemacht werden. Sie soll Stimmen aus Rom über den damaligen Zustand der Dinge aus Quellen enthalten, die bisher nur dem Verfasser zugänglich gewesen sind; denn es liegen ihr mehre Hunderte von Originalbriefen aus Rom zum Grunde, welche im Verlaufe des funfzehnten Jahrhunderts von Gesandten und Geschäftsmännern am päpstlichen Hofe als vertrauliche Mittheilungen an ihren Fürsten geschrieben sind und das Wesen und Getreibe der römischen Curie auf eine ebenso interessante als belehrende Weise schildern. Sie führen zu der Überzeugung, daß der Zustand, in welchem damals das kirchliche Regiment und der päpstliche Hof dastanden, unmöglich lange mehr bleiben konnte, und daß an die Stelle des tiefgesunkenen und ausgearteten Lebens der Kirche und ihrer Verweser ein gereinigtes und veredeltes habe treten müssen, woher es auch immer seine neue Gestaltung erhalten haben möchte. Und es gewinnt diese Überzeugung um so mehr an innerer Stärke, je bewährter und zuverlässiger die Quellen sind, welche wir über den Charakter und die damaligen Verhältnisse des römischen Hofes sprechen hören; denn es sind vertrauliche Berichte von Gesandten des deutschen Ordens an ihre Herren, die Hochmeister in Preußen, also von Männern abgefaßt, die meist viele Jahre hin-

durch in Rom lebten, durch ihr Amt und ihre Geschäfte mit dem Wesen und Treiben am päpstlichen Hofe aufs genauste bekannt und mit dem Geiste und Charakter aller Derer, welche diesen Hof bildeten, völlig vertraut waren, alle ihre Bestrebungen und Richtungen aus Erfahrung kennen gelernt hatten und über Das, was an diesem Hofe vorging und der Mittheilung werth schien, in einfachen und wahrhaften Berichten gegen ihren Fürsten sich frei und ohne Hehl aussprachen. Es sind also nicht Schriftsteller, die wie Wilhelm Occam, Johann Wessel, Nikolaus de Clemangis, Johann Wiklef, Ulrich von Hutten u. m. A. schon außer und über der Kirche stehend, den damaligen entarteten Zustand des ganzen Kirchenwesens schildern, sondern es sprechen hier Stimmen von Männern, die noch keinen Gegensatz gegen die Kirche bildeten, vielmehr mit ihr noch eins waren und in ihren vertraulichen Mittheilungen an ihren Fürsten nur die Absicht hatten, ihm in Beziehung auf seine Verhältnisse zum römischen Hofe den Zustand der Dinge in Rom zu schildern, wie er wirklich war. Um jedoch die Stellung dieser Männer am päpstlichen Hofe, den Stand ihrer Bildung und hiernach die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte und Mittheilungen richtiger beurtheilen zu können, mag hier zuvor Einiges über ihre amtlichen Verhältnisse und ihren amtlichen Stand in Rom mitgetheilt werden.

Die bekannte Behauptung, daß zuerst Richelieu nach seinem Grundsatze: qu'il faut négocier sans cesse de près et de loin, die Nothwendigkeit erkannt habe, überall stehende Gesandtschaften einzuführen, mag wol nicht bestritten werden. Allein eine ganz neue Erscheinung in der politischen Welt waren stehende Gesandtschaften zu Richelieu's Zeit keineswegs, denn Rom kannte sie unbezweifelt schon im vierzehnten und durchs ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch, und insbesondere waren es außer mehren Königen, z. B. von Schweden und Polen, der Johanniter- und der deutsche Orden, die damals schon am päpstlichen Hofe ihre stehenden Gesandten hatten. Sie treten dort unter dem Namen von „obersten Procuratoren" oder „General-Procuratoren" auf. Die älteste Spur eines solchen Geschäftsträgers des deutschen Ordens geht bis ins Jahr 1297 zurück, wo der Ordensritter Henning Hostinianus als Procurator des ganzen deutschen Ordens in Italien genannt wird [1]). Wenn indessen auch nur zu vermuthen ist, daß er ein stehender Gesandte des Ordens gewesen sei, so wissen wir doch aufs bestimmteste, daß im Jahr 1314 der Ordensritter Konrad von Brühl (einer der Urahnen dieses berühmten Geschlechtes) als oberster Procurator und Geschäftsträger am römischen Hofe sein Gesandtschaftsamt schon

1) Urkunde im geh. Archiv zu Königsberg.

vier Jahre lang verwaltet hatte. Wir finden dann den stehenden Gesandten auch gegen die Mitte dieses Jahrhunderts wieder, und zwar wurde um diese Zeit der Magister Angelo von Viterbo als solcher zur Verwaltung aller Angelegenheiten am päpstlichen Hofe mit der nöthigen Vollmacht versehen [1]), wie denn nach ihm gegen das Jahr 1370 der Ritter Heinrich Brunner den Gesandtschaftsposten am päpstlichen Stuhle längere Zeit verwaltete. Und in gleicher Weise wurde nun fortwährend bis in die letzten Zeiten des Ordens Alles, was seine Verhältnisse zur römischen Curie und sein politisches Interesse betraf, durch einen stehenden Gesandten zu Rom verhandelt.

Was die erste Ausbildung dieser Gesandten zu wissenschaftlich gebildeten und zugleich praktischen Geschäftsmännern betrifft, so mußten sie sich gewöhnlich unter der Leitung eines theoretisch und praktisch gebildeten Mannes zuerst eine allgemeine Übersicht und Kenntniß des Wesentlichen, was ihr künftiges Amt verlangte, zu erwerben suchen. Waren sie auf solche Weise gewissermaßen auf ihre Bestimmung vorbereitet, so schlug man zu ihrer weitern Ausbildung einen dem heutigen ganz entgegengesetzten Weg ein; denn

---

1) Der Hofmeister Dietrich von Altenburg bestätigt ihn tanquam verum et legitimum nostrum et nostri ordinis procuratorem in audiencia domini nostri papae.

in der Regel sandte man sie zuerst nach Rom, weil dort die nächste Gelegenheit war, den praktischen Geschäftsgang, in welchem sie einst selbst wirken sollten, genauer kennen zu lernen. Außer der Kenntniß, die sie dort von dem Geschäftswesen, dem Geschäftsstil, dem Gerichts- und Verhandlungswesen und Dergleichen erhielten, erwarben sie sich zwar in Vorlesungen akademischer Lehrer auch einige theoretische Bekanntschaft in den ihr künftiges Amt betreffenden Wissenschaften; da indessen dieser wissenschaftliche Unterricht in Rom in der Regel entweder sehr unterbrochen oder überhaupt sehr mangelhaft und unvollständig, auch der Aufenthalt in Rom auf längere Zeit meist zu kostbar war, so sandte man sie dann gewöhnlich auf eine italienische hohe Schule, um sich dort vollkommen in der Theorie ihrer einstigen Geschäftskenntnisse auszubilden. Es studirten daher während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts talentvolle Jünglinge aus Preußen und zum Theil auch schon angestellt gewesene junge Männer theils zu Bologna, Padua, theils zu Perugia oder Siena und wurden dort auf Kosten des Ordens zwei bis drei, oft auch mehre Jahre unterhalten, bis sie einen akademischen Ehrengrad erlangt hatten und in das praktische Leben eintreten konnten. Pfarrstellen und Kirchenlehen dienten mitunter für solche Studirende als eine Art von Stipendien, indem man ihnen den Ertrag derselben anwies, ohne

daß sie Priester sein oder die geistliche Weihe empfangen durften. Meistens jedoch wurden die Kosten ihrer Studienzeit aus dem Schatze des Ordens bestritten. So studirten z. B. von Solchen, die nachher das Gesandtschaftsamt zu Rom verwalteten, in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Bologna Kaspar Stange von Wandofen, welcher Doctor des Rechts wurde, Jodocus Hohenstein, der sich die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb, Andreas Pfaffendorf und Andreas Ruperti, von denen der erstere den Grad eines Lehrers des geistlichen Rechts, der andere den eines Lehrers der heiligen Schrift erhielt. Johannes Menghen, der sich nachmals als Gesandter zu Rom um den Orden große Verdienste erwarb, sammelte im Jahr 1424 zuerst in Rom praktische Geschäftskenntniß; wünschte aber, weil damals dort nur ein besoldeter Lehrer in seinen Wissenschaften angestellt war, und dieser überdies wegen anderer vom Papste ihm aufgetragenen Geschäfte seine Vorlesungen sehr häufig aussetzen mußte, lieber die hohe Schule zu Padua beziehen zu dürfen [1]).

1) Er gibt eben kein erfreuliches Bild von der Lehrschule zu Rom, indem er sagt: er wünsche nach Siena, Bologna oder Padua zu gehen, um dort in etwa zwei Jahren die Doctorwürde erhalten zu können, quod vere mihi hic (in Rom) existenti in quatuor annis esset difficile, tum quia unus duntaxat ordinarius salaria-

Waren diese jungen Männer so weit ausgebildet, um mit einem Ehrengrade die hohe Schule verlassen zu können, so gingen sie entweder in die Heimath zurück, um dort in den Dienst ihres Fürsten zu treten, oder sie wurden dem Gesandten zu Rom zugeordnet, bis für sie selbst eine Anstellung im Gesandtschaftsamte eröffnet war. Gesetzlich konnte nur ein Ordensritter als Gesandter nach Rom geschickt werden; und nur wenn kein zu dem Amte tauglicher Ritterbruder zu finden war, ließ man einen Priesterbruder stellvertretend eine Zeit lang das Amt verwalten. Bevor der Gesandte nach Rom ging, mußte er einen Bestallungseid schwören, daß er dem Amte mit getreuem Fleiße vorstehen, des Ordens Heimlichkeiten zu ewigen Tagen verschweigen, nichts thun was dem Gesetzbuche des Ordens widerstreite oder dem Orden und seinen Landen nachtheilig sei, so lange er Gesandter sei nach keinem hohen Stande trachten oder

---

tus est, quem, cum legere deberet, papa pro negociis suis expediendis ad diversas mundi partes dirigit, sicut hodie stat et fere per annum in consilio stetit Senensi, tum quia alii non salariati non continuant lectiones suas, quod aliquociens in una septimana vix sunt duae vel tres lectiones. Vgl. über die sonst wenig bekannte akademische Lehrschule zu Rom, Savigny Geschichte des römischen Rechts B. III. S. 298.

solchen annehmen, das Ordenshaus zu Rom und dessen Zubehörungen weder verkaufen, oder versetzen, noch sonst veräußern wolle u. s. w.

In der Regel stand ein solcher Gesandte ziemlich lange in seinem Amte; manche verwalteten es acht bis neun, andere sogar vierzehn bis sechzehn Jahre; denn man nahm schon darum nur selten und blos in dringenden Fällen eine Veränderung damit vor, weil gesammelte Erfahrungen, Geschäftskenntniß, Bekanntschaften und angeknüpfte Verbindungen am Hofe die Führung des Amtes und den glücklichen Fortgang der Verhandlungen natürlich immer sehr erleichterten und beförderten. Ward der Gesandte von seinem Posten abgerufen oder in Geschäften anderswohin geschickt, so bestimmte man ihm, oder er ernannte selbst einen Stellvertreter, den er vor seinem Abgange über den Stand der diplomatischen Verhältnisse genau unterrichten, dem Papste und dem Collegium der Cardinäle vorstellen und empfehlen mußte. Er bewohnte in Rom sein eignes Gesandtschaftshotel, das Ordenshaus genannt und früher in Burgo S. Petri gelegen; da es aber sehr verfallen und für das Amt eines Gesandten nicht mehr anständig und bequem genug war, so wurde im Jahr 1431 für 800 Ducaten ein neues angekauft, wobei der Gesandte die Verpflichtung übernahm, auf ewige Zeit jedes Jahr eine arme Jungfrau aus Rom bei ihrer

Verheirathung mit dreißig Ducaten auszustatten, welche Verbindlichkeit der Orden auch wirklich bis auf die spätesten Zeiten erfüllte. Mit dem Wappen des deutschen Ordens geschmückt, diente dieses Gesandtschaftshaus auch zugleich zur Aufnahme aller Sendboten deutscher Fürsten, die nach Rom kamen, und es erwarb sich der Gesandte dadurch die Gunst manches vornehmen Herrn.

Er genoß einen feststehenden Jahrgehalt zu seiner und seines gesandtschaftlichen Hofes Unterhaltung. Er belief sich in frühern Zeiten auf 1400 Gulden, wozu noch ein Zuschuß von 200 bis 300 Gulden kam, „wenn sich der Hof zu Rom wandelte," d. h. wenn der Papst mit seinem Hofe für einige Zeit in eine andere Stadt Italiens zog. Da aber diese nach altem Herkommen festgesetzte Beihülfe dem Gesandten schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts entzogen war, so trug er nicht nur wiederholt auf deren fernere Entrichtung an, sondern er verlangte auch wegen der steigenden Theuerung und der unruhigen Zeiten in Rom eine Vermehrung seines Jahrgehaltes. Indessen traten im Orden bald so unglückliche Verhältnisse ein, daß sogar eine Verminderung des Gehaltes des Gesandten nothwendig ward; denn nach einigen Jahrzehenden war er schon auf 1200 Gulden beschränkt, die ihm meist aus Deutschland und Livland gezahlt werden mußten. So blieb er lange Zeit

unverändert, obgleich der Gesandte von Jahr zu Jahr das Gesuch erneuerte, ihm seinen frühern höhern Gehalt von 1400 Gulden oder Ducaten wieder zu bewilligen, indem er berechnete, daß er jede Woche zu seiner Küche wenigstens sieben Ducaten und außerdem monatlich noch hundert Ducaten zu andern Ausgaben bedürfe, weil ihm die sonstigen Beisteuern alle entzogen seien, und diese Summe nicht einmal hinreiche, die nöthigsten Bedürfnisse damit zu bestreiten. Ja der Gesandte verlangte eine Zeit lang sogar eine Summe von 2000 Ducaten, vorstellend, daß diesen Jahrgehalt auch seine Vorgänger im gesandtschaftlichen Amte gehabt hätten, „um damit einen ehrlichen Staat zu halten," daß die Zeiten sich seit Jahren merklich geändert hätten, der Orden nicht mehr wie früherhin in solcher Gunst am päpstlichen Hofe stehe, jetzt daher auch mehr Geld nöthig sei, und er als Gesandter mit weniger als 2000 Ducaten ohne Schande und Schaden nicht auskommen könne. Allein es war dem Orden späterhin nicht einmal mehr möglich, ihm den verringerten Gehalt von 1200 Ducaten zu gewähren, und man traf aus Geldmangel die Anordnung, zur fernern Unterhaltung des Gesandten ihm die Einkünfte der Ordensgüter in Apulien zuzuweisen, und weil auch diese immer sehr unsicher und in manchen Jahren so geschmälert waren, daß der Gesandte sich auch davon nicht erhalten konnte, so ließ man das

Gesandtschaftsamt öfter durch Solche verwalten, die durch andere wichtige Nebenämter in ihrem Unterhalte mehr gesichert waren. So bekleidete z. B. Jodocus von Hohenstein das Landkomthuramt an der Etsch und zugleich das des Gesandten zu Rom. Zuweilen suchte man sich auch dadurch zu helfen, daß man Bischöfe als Gesandte an den päpstlichen Hof schickte, die außer jenen Einkünften aus den Balleien Apuliens aus ihren bischöflichen Gütern die nöthigen Zuschüsse ziehen konnten.

Einen bedeutenden Theil seines Gehaltes mußte der Gesandte auf die Unterhaltung seines sogenannten Hofstaates verwenden; denn es war schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts herkömmliche Sitte, daß der Gesandte mit einem gesandtschaftlichen Personale umgeben sein und mit einem seiner Würde und der Hoheit seines Fürsten entsprechenden Glanze auftreten mußte. Man hatte schon damals die Erfahrung gemacht, daß, je mehr ein glänzender Hofstaat und ein gewisses Gepränge des Gesandten auf Reichthum seines Oberherrn schließen ließen, er um so leichter in seinen Verhandlungen auf solche Leute, wie sie damals den päpstlichen Hof bildeten, durch solchen äußern Glanz einwirken konnte. Deshalb war es auch eine Zeit lang das fortdauernde Streben der Gesandten gewesen, ihren Hofstaat so reich und glänzend als möglich zu halten. Allein je mehr man seinen Jahr-

gehalt verringerte, und sein Fürst selbst wiederholt auf Einschränkungen in seinen Ausgaben drang, um so nothwendiger wurde für ihn die Verminderung seines Hofstaates, obgleich ihm seine Gönner am Hofe diese mehrmals aus dem Grunde widerriethen, „weil damit seine Verhältnisse in keiner Weise gebessert, sondern nur noch mehr gefährdet würden, indem zu Rom ein Armer nie besonders geachtet sei." Während daher früherhin der Gesandte, wenn er am päpstlichen Hofe auftritt, immer wenigstens mit neun Pferden und einem Maulthiere und meistens in noch weit größerer Zahl erschienen war, so konnte er gegen das Jahr 1430 nur höchstens noch mit einem Geleite von sechs Pferden an den Hof kommen; denn mit weniger durfte er nicht erscheinen, ohne seiner gesandtschaftlichen Würde etwas zu vergeben, und doch kosteten ihm diese nebst den zehn Dienern, die mit zu seinem Hofstaate gehörten, jeden Monat schon über hundert Ducaten, „denn ich muß, sagt er selbst, zuerst haben einen Sollicitator, der des Ordens Sachen sollicitirt, einen Schreiber, der mir schreibt, einen Schaffer, der mir Nothdurft in mein Haus kauft, einen Kellner, der mir meinen Wein bewahrt; auch muß ich Einen haben in meine Kammer, einen Vorschneider, wie es allhier zu Lande Gewohnheit ist, einen Stallknecht mit einem Stalljungen und einen Koch mit einem Kochjungen: derer sind zehn und ich der

elfte." Es war überdies auch herkömmliche Sitte, daß der Gesandte beständig einige gute Zelterpferde bereit halten mußte, um sie den Cardinälen, wenn sie es wünschten, zum Vergnügen stellen zu können, und es kamen, wie er selbst erwähnt, nicht selten Fälle vor, daß tagelang alle seine Rosse von solchen hohen Herren in Anspruch genommen waren. Weil indessen auch dieser verminderte Hofstaat des Gesandten seinem Fürsten immer noch zu kostspielig schien, und man ihn auf das Beispiel des Johanniterordens hinwies, dessen Gesandter gewöhnlich nur mit drei Pferden aufzureiten pflegte, so schrieb er darüber aus Rom: „Freilich wohl; aber seht nur, dem Orden der Johanniter geht es auch darnach. Die Ordensbrüder klagen den Meister und dazu auch den Gesandten an; ihre Ordensprivilegien können sie nicht mehr aufrecht halten, denn ihre Procuratoren sind immer mehr für sich, als für ihren Orden besorgt; Keiner mag für diesen irgend eine Beschwerde oder Arbeit übernehmen. Unser Orden dagegen ist zu Rom jederzeit viel statthafter und ehrlicher gehalten worden. Es gibt freilich geringfügige Leute hier, die auch mit wenigem Gelde manche Dinge betreiben können, und es gibt auch Procuratoren niederes Ranges, die nur mit zwei Pferden reiten und dennoch Sachen auswirken, wovon ihnen Geld eingeht; aber kann man denn solche Leute mit den unsern gleich-

stellen? Viele gehen von ihnen sogar zu Fuß, und Etliche reiten auch nur mit einem Pferde. Allein ihr Gewerbe ist auch alles Bettelwerk, während wir es für unsern Orden meist mit Königen, Fürsten, Bischöfen und Städten, soweit Wälschland und Deutschland geht, zu thun, und gegen die wir uns zu wehren haben." Dieser Vorstellung ungeachtet sah sich indessen der Gesandte in der spätern Zeit dennoch genöthigt, seinen Hofstaat noch mehr zu verringern und die Zahl seiner Pferde, mit denen er auftritt, bis auf drei oder vier zu beschränken. „Aber (schrieb er einst seinem Fürsten) ob diese ärmliche Haltung für unsere Sache gut sei, das werdet Ihr wol noch gewahr werden!"

Wie wir eben gehört, hatte auch der Johanniterorden seinen stehenden Gesandten am römischen Hofe. Seinen Jahrgehalt, welchen er aus einer Präceptorei zu Florenz bezog, jährlich die Summe von tausend Ducaten, verwandte er, täglich etwa anderthalb Ducaten, mit einigen Nebenbedürfnissen nur auf seinen eignen Unterhalt, und da er gewöhnlich mit nicht mehr als drei bis vier Pferden aufzureiten pflegte, sein Gefolge ungleich geringer war, der Orden auch alle andern Ausgaben, die das gesandtschaftliche Amt nöthig machte, noch besonders bestritt, so hatte er in vieler Hinsicht eine weit freiere Stellung als der Gesandte des deutschen Ordens; denn es kam hinzu, daß seine diplomatischen Geschäftsverhältnisse am päpstlichen Hofe

in der Regel von ungleich minderer Bedeutung waren. Deshalb wurde auch häufig dieses Gesandtschaftsamt nur von einem Stellvertreter verwaltet.

Mitunter werden auch Procuratoren anderer Fürsten am Hofe zu Rom erwähnt, und hier und da erscheinen sie als stehende Gesandten; wenigstens blieben sie oft geraume Zeit im gesandtschaftlichen Amte. Gewöhnlich aber ließen Könige und andere weltliche Fürsten Ambassatore und Sendboten zu einer bestimmten Verhandlung nach Rom gehen, nach deren Beendigung sie dann immer wieder heimkehrten. In ihrem Range standen solche Botschafter und Ambassatore über einem Procurator. Bei besondern Veranlassungen, z. B. bei den sogenannten Obedienzgesandtschaften, wenn einem neuerwählten Papste von Seiten eines Königs oder Fürsten der Gehorsam bezeigt werden sollte, erschienen sie gemeinhin mit einem sehr glänzenden Gefolge und großem festlichen Gepränge. So reiten die Ambassatore von Florenz nach der Wahl Eugenius IV in Rom mit sechzig Pferden ein, und im Jahre 1439 machten die Ambassatore der Könige von Frankreich und Aragonien, als sie am päpstlichen Hofe zu Florenz zu einem Friedensschlusse mit dem Papste erschienen, durch ihr zahlreiches Geleite und ihren außerordentlichen Glanz ein gewaltiges Aufsehen. Unterschieden von diesen waren bloße Geschäftsträger, gewöhnlich auch nur mit dem Namen von Procuratoren

bezeichnet und in der Regel auf Concilien mit dem Auftrage gesandt, während der Dauer derselben die Interessen ihrer Herren zu vertreten und wahrzunehmen.

Diplomatische Rangsucht und Streitigkeiten über den Vorgang bei öffentlichen Versammlungen waren schon damals unter den Gesandten öfter an der Tagesordnung. Wir hörten bereits, wie der Gesandte des deutschen Ordens vermöge der höhern Würde und Macht seines Fürsten und Ordens, gegen den Gesandten des Johanniterordens jederzeit den Vorrang behaupten zu dürfen glaubte. Auf dem Concilium zu Kostnitz stritt der Bevollmächtigte des Königs Alfons V von Aragonien drei bis vier Wochen lang mit den Sendboten der Könige Johann II von Castilien und Karl III von Navarra über den Vorrang in den Sitzen der Versammlung wie über einige andere Vorrechte, die sich jener anmaßte; und obgleich jeden Tag diplomatische Noten darüber gewechselt wurden, so weigerte sich doch noch in der vierten Woche der Aragonier in den Versammlungen zu erscheinen, sofern ihm sein behaupteter Vorrang nicht zugestanden werde. Ein ähnlicher diplomatischer Rangstreit wiederholte sich unter den Gesandten der Könige von Spanien und England über die Sitze auf dem Concilium zu Basel [1]), denn

1) Der Bischof von Parma schreibt darüber an den Hoch-

daß auch hier eine strenge Rangordnung unter den Gesandten stattfand, erhellt schon daraus, daß, als im Jahre 1434 die Gesandten des Königs von Polen dort ankamen und ins Concilium aufgenommen wurden, ihnen ausdrücklich ihre Sitze zunächst nach dem Ambassator des Königs von Dänemark angewiesen werden mußten, während andere mit ihnen angekommene Sendboten mit andern niedern Sitzen vorlieb nehmen mußten, „wo es ihnen gebührte."

Die Sendung solcher außerordentlichen Bevollmächtigten zu besonders wichtigen Verhandlungen theils an den päpstlichen Hof, theils auf die Concilien war gewöhnlich mit sehr bedeutenden Kosten verbunden, denn einerseits mußte auf den Concilien Vieles, was zur Förderung und Führung wichtiger Angelegenheiten beitragen konnte, mit reichlichen Geldmitteln zu Bestechungen und Ehrengeschenken erzwungen werden, indem man z. B. aus Kostnitz schrieb: „Der Papst, die Cardinäle und sonst Jedermann sehen sehr auf Geld und Gaben, und mit ledigen Händen ist hier wenig Gutes zu schaffen;" andererseits trieben die Gesandten mitunter außer der großen Theuerung, die

---

meister in Preußen: Hic fuit maxima disceptatio super modo sedendi inter ambasciatores regis Ispaniarum et regis Angliae; tandem operante Deo hodie de mane sedata est.

gewöhnlich in der Stadt zur Zeit eines Conciliums herrschte, einen so übermäßigen Aufwand, daß er von ihren Herren kaum bestritten werden konnte. So meldete der Ordensgesandte aus Kostnitz, daß er den Monat mit einer Summe von 1000 Gulden nicht ausreiche; er nennt den Erzbischof von Riga und den Bischof von Ermland, welche damals als Bevollmächtigte auf dem Concilium waren, wahrhafte Landverzehrer, weil er jenem wöchentlich zu seinem Tische 100 Gulden und diesem 38 Gulden geben müsse, und fügt zuletzt den Rath hinzu, man möge „den schweren Vogel sobald als möglich abrufen, da er alle Wochen für hundert Gulden Futter brauche, ohne daß er viel nütze."

Was die diplomatische Aufgabe des Gesandten am römischen Hofe betrifft, so lag sie nicht blos in der Aufrechthaltung und Verwahrung der Vorrechte, Privilegien und Freiheiten des Ordens gegen die Angriffe seiner Widersacher, sondern in seinem Amte lag auch die Leitung und Ausführung aller diplomatischen Verhandlungen, die Sorge und Wahrnehmung in Allem, was am päpstlichen Stuhle dem Interesse seines Fürsten und Ordens förderlich und zuträglich sein konnte, die Vertretung und Vertheidigung seines guten Namens gegen Verunglimpfung seiner Gegner, die Rechtfertigung und Verantwortung seines Hofes in Processen und Streitigkeiten, die damals so zahl-

reich am päpstlichen Stuhle angebracht wurden; kurz Alles, was in den Angelegenheiten seines Landes, in den Verhältnissen seines Hofes oder in der Sache seines Fürsten und seines Ordens nur irgend am römischen Hofe anhängig gemacht wurde und dort verhandelt werden mußte, gehörte in den Kreis der amtlichen Thätigkeit und zu den Amtspflichten des Gesandten. Er mußte daher auch Alles, was einzelne Bischöfe oder Gebietiger, oder was Privatpersonen des Landes an den Papst zu bringen und von ihm zu erbitten hatten, seiner Sorge befohlen sein lassen; doch bedurfte es hierzu besonders in Privatangelegenheiten nicht blos eines eignen Auftrages seines Fürsten, sondern auch eines besondern Procuratoriums oder eines Bevollmächtigungsbriefes, worin die Privatperson den Gesandten als ihren Procurator in ihrer Sache constituirte, zugleich mit Angabe des Gerichtshofes, vor welchem die Vorladung geschehen war, wenn die Sache etwa gerichtlich verhandelt werden mußte.

Schon dieser Umfang der diplomatischen Geschäfte am päpstlichen Hofe erfoderte immer einen Mann von reicher Erfahrung, großer Welt- und Menschenkenntniß, Gewandtheit und Umsicht im Geschäftsgange. Aber nicht blos die Ausdehnung und Vielartigkeit seiner Amtsverhältnisse, sondern auch die Art und Weise, wie in jener Zeit diplomatische Verhandlungen und Geschäfte zu Rom betrieben werden

mußten, brachten in das Amt eines Gesandten eine Menge überaus großer Beschwerden. Um jedoch über die ganze amtliche Stellung des Gesandten eine klare Kenntniß zu erlangen, und um Manches richtiger beurtheilen zu können, was wir später in seinen Berichten aus Rom vernehmen werden, wird es nöthig sein, in einer Übersicht zu erörtern, was den päpstlichen Hof damals eigentlich bildete, und wie er in seiner äußeren Gestaltung beschaffen war.

Der eigentliche Stamm des Hofes oder, wenn man es so nennen darf, der engere Hof des Papstes, gewöhnlich die römische Curie genannt, bestand in einer gewissen Anzahl hoher Kirchenbeamten, welche zunächst zur Mitwirkung bei der Ausübung der Primatialrechte bestellt waren. Den Papst umgab zunächst das Cardinalcollegium, eine bestimmte Anzahl von Cardinalbischöfen, Cardinalpresbytern und Cardinaldiakonen. Ihrem Ursprunge nach waren die Cardinaldiakone die zur Verwaltung und Aufsicht der Armen- und Krankenpflege in den verschiedenen kirchlichen Regionen Roms bestellten Geistlichen oder Diakonen, welche nach und nach Cardinaldiakonen genannt, anfangs nur aus sieben, späterhin aber aus vierzehn bestanden. Ihnen im Range gleich waren die funfzig Cardinalpresbyter als die Hauptpriester der Hauptkirchen Roms, ursprünglich die bei den einzelnen Kirchen zu Rom intitulirten Priester, die schon

in früher Zeit mit den Cardinaldiakonen das Presbyterium oder den Senat des Bischofs von Rom bildeten [1]). Auf ihr ursprüngliches Verhältniß deutet noch der Name hin, den die Cardinaldiakonen und Presbyter von irgend einer Hauptkirche zu Rom führen, welches ihr Titel heißt, unter dem sie gewöhnlich genannt wurden, z. B. Bonifacius presbyt. tit. Caeciliae, Paulus presbyt. tit. S. Laurentii. Die Cardinalbischöfe sind später erst hinzugekommen, als nach Einigen im neunten, nach Andern im elften Jahrhundert sieben um Rom zunächst wohnende Bischöfe als Gehülfen des Papstes theils mit zum Gottesdienste an der Kirche im Lateran bestellt, theils auch zur Verwaltung des gesammten Kirchenwesens mit hinzugezogen wurden. Obgleich aber die jüngsten in ihrem Ursprunge, waren sie doch der Würde nach die ersten und höchsten und behaupteten beständig den obersten Rang im Cardinalcollegium. Sie führten den Namen ihrer bischöflichen Kirchen; es gab z. B. einen Cardinalbischof von Ostia, einen von Sabina, einen Cardinal Rothomagensis (von Rouen), Arelatensis, Placentinus u. s. w. Die Zahl der Cardinäle war früherhin unbestimmt und wechselte; das Con-

1) Walter Lehrbuch des Kirchenrechts, §. 137. Eichhorn Kirchenrecht, B. I, S. 597. Binterim Denkwürdigkeiten der christlich-katholischen Kirche, B. III, S. 122 fg.

cilium zu Basel wollte sie auf vierundzwanzig beschränken; allein der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Der Papst Sixtus V setzte die Zahl von siebzig fest[1]).

In Rom waren sie selten alle gegenwärtig; denn wenn auch immer eine gewisse Anzahl in des Papstes Umgebung blieb und sein Presbyterium oder geheimes Rathscollegium bildete, so sandte doch dieser bald den Einen oder den Andern als Legaten aus, bald traten andere Ursachen ihrer Abwesenheit vom Hofe ein. Es gab Zeiten, in denen sich Jeder, der es irgend vermochte, vom Hofe entfernte. So meldet ein Bericht aus dem Jahr 1431: Der Hof zu Rom steht übel und ist klein, und um der Theuerung willen ziehen sie mit den Cardinälen bei Drei- bis Vierhundert aufs Land. — Wurde Rom, wie im funfzehnten Jahrhundert öfter geschah, von pestartigen Krankheiten und ansteckenden Seuchen heimgesucht, so lief gemeinhin Alles auseinander, und Jeder suchte sich zu retten, wohin er konnte, sodaß dann gewöhnlich der ganze Hof sich auflöste. Als z. B. im Sommer des

1) Histoire des Papes, T. I, p. 576; T. II, p. 378. Vorzüglich reichen Aufschluß über das Cardinalcollegium wie über das ganze Beamtenwesen am röm. Hofe gibt das ältere Werk: Notitia congregationum et tribunalium curiae Romanae auctore *Hunoldo Plettenbergio* societ. Jesu. Hildesii, 1693, woraus die Neuern Vieles geschöpft haben.

Jahres 1450 die Pest in der Stadt stark wüthete [1]), meldete der Gesandte: Der Hof zu Rom ist gar kläglich entrannt und zerstreut, gleich als ob dort gar kein Hof und Curie zu sein pflegte. Der Eine segelt nach Catalonien, der Andere nach Hispanien, und Jeder siehet, wo er sich enthalten möge. Cardinäle, Bischöfe, Äbte, Mönche und allerlei Geschlechtes, Niemand ausgenommen, Alle fliehen von Rom, wie die Apostel von unserm Herrn am guten Freitage. Auch unser heiliger Vater, der Papst, ist von Rom gezogen am 15. des Juli und gewichen der Pestilenz, die leider, Gott es erbarme, so ganz grausam und groß ist, daß Niemand weiß, wo er bleiben und sich erhalten soll. Seine Heiligkeit zieht von einem Castell zum andern mit einem kleinen Hofe und sehr wenig Nachfolgern, suchend, ob er irgendwo eine gesunde Stätte finde. Also ist jetzt seine Heiligkeit in ein Castell gezogen, Fabrian genannt, wo sie auch im vorigen Jahre eine Zeit lang gestanden, und wie man spricht, hat sie verboten bei Buße des Halses und Lebens, daß Niemand, der zu Rom gewesen ist, welches Standes er auch sein möge, weder heimlich noch öffentlich nach Fabrian auf die Nähe von sieben Meilen kommen solle, nur allein die Cardinäle ausge-

1) Muratori Geschichte von Italien, B. IX, S. 358.

nommen, deren etliche mit vier Dienern in das genannte Castell gezogen sind und da wohnen.

Was die Stellung des Papstes zu den Cardinälen betraf, so hing sein freieres oder mehr gebundenes Verhältniß vorzüglich von seiner Persönlichkeit ab; denn wenn auch kirchliche Satzungen Manches darüber feststellten [1]), und die baseler Kirchenversammlung insbesondere auch festsetzte, daß die Cardinäle als die Freunde, Rathgeber und Gehülfen des Papstes zu betrachten seien, und daß zwischen ihnen ein wahrhaft väterliches, liebevolles und vom Geiste des Evangeliums durchdrungenes Verhältniß stattfinden solle [2]), so blieben die persönlichen Eigenschaften des Oberhauptes auf seine Stellung zu diesen seinen nächsten Kirchenbeamten doch nie ohne Einfluß. In der Regel handelte allerdings der Papst sowol in eigentlichen kirchlichen Sachen als in weltlichen, zur Entscheidung an seinen Hof gebrachten Angelegenheiten, mit Beirath und im Einverständnisse mit den Cardinälen. Die Berathung mit ihnen geschah ordnungsmäßig in den gewöhnlichen oder geheimen Consistorien, wo nur die Cardinäle Zutritt hatten und ihre Stimmen gaben, während in den außerordentlichen und feierlichen Consistorien, die zur Feierlichkeit irgend einer Handlung,

1) Histoire des Papes, T. III, p. 465.

2) Walter a. a. O. §. 138.

zur Audienz oder Verhörung fremder Gesandten gehalten wurden, außer diesen auch andere Prälaten und sonst vornehme Personen erscheinen konnten [1]. In kirchlichen Dingen legte der Papst mitunter selbst auf die Zustimmung der Cardinäle einen großen Werth; denn als z. B. im Jahre 1426 der damalige Gesandte des Ordens bei Martin dem Fünften Alles aufbot, um den Bischöfen von Preußen gegen den Erzbischof von Riga eine andere Stellung zu verschaffen, erhielt er nach einer langen Verhandlung keine andere Antwort als: er wolle darüber erst mit den Cardinälen eins werden und könne in solchen Sachen nichts für sich allein thun. Dagegen kommen auch Fälle vor, in denen es der Papst dem Gesandten bald förmlich untersagte, bald wenigstens widerrieth, eine Sache von Wichtigkeit an die Cardinäle im einzeln oder an das Cardinalcollegium zu bringen, weil er in ihrer Entscheidung völlig freie Hand haben wollte. Dies geschah z. B. bei der Besetzung des Erzbisthums von Riga, wo der größte Theil der Cardinäle einem andern Prälaten geneigt war als der Papst. Der Einfluß der Cardinäle bei den Berathungen und auf den Willen des Papstes brachte es von selbst mit sich, daß man sich in vorkommenden streitigen Verhandlungen so viel als möglich ihrer

1) *Plettenberg* Notitia congregationum p. 127—157.

Geneigtheit und Begünstigung zu versichern suchte. Man hofierte ihnen auf alle Weise und buhlte um ihre Gunst durch jedes Mittel. Natürlich wählte man hierbei besonders solche aus, die als des Papstes größte Freunde bekannt waren, denn gewöhnlich hatte dieser im Cardinalcollegium seine besondern Lieblinge, die bei ihm am leichtesten eine Sache fördern oder auch verhindern konnten. Indessen waren doch diese Mittel keineswegs immer von Erfolg, und es gab Päpste, die sich ungleich selbständiger und freier auf dem römischen Stuhle zeigten. Wie sehr z. B. Martin V die Cardinäle in Zucht und Schranken hielt [1]), erfahren wir aus einem Schreiben vom Jahr 1429, in welchem der Gesandte über seine Aufnahme beim Papste meldet: Da mich der Herr Bischof von Kurland dem Papste und den Cardinälen antwortete (d. h. vorstellte), nahmen sie mich gütig auf und gaben mir gute Worte; aber da folget wenig oder nichts nach, denn wenn die Widersacher des Ordens zu ihnen kommen, den geben sie auch süße Worte. Allhier sind wol fünf Cardinäle, einer de Ursinis, Arelatensis, de Comitibus, der des Ordens Protector war und jetzt Legat zu Bononia, Rothomagensis und Novariensis, die gegen den Orden und meine Person wohlgeneigt sind. Aber sie dürfen

---

1) Vgl. darüber auch Histoire des Papes, T. IV. p. 79.

wider den Papst nicht reden, außer was er gerne hört; denn der Papst hat die Cardinäle alle so unterdrückt, daß sie vor ihm nicht anders sprechen, als wie er es gerne will, und werden vor ihm redend roth und bleich. Der Papst ist jetzt aus Rom gezogen, liegt in einer Mühle und läßt Niemanden vor sich kommen, außer sein bloßes tägliches Gesinde; er fürchtet sich so grausam vor der Pestilenz, daß sein Gesinde nirgendswohin und zu Niemanden kommen darf. Und nach wenigen Tagen fügte der Gesandte noch hinzu: Der Papst ist jetzt in eine Stadt gerückt, Fyrentin (Ferentino) genannt, fünf Meilen von Anagni, und Niemand kann vor ihn kommen, er sei Cardinal, Ambassiator, Prälat oder sonst ein vornehmer Herr, denn er hat es also bestellt, daß man Niemanden in die Stadt einlassen soll. Auch den Cardinälen hat er streng entboten, daß keiner zu ihm kommen darf, er sende ihnen denn sonderliche Boten zu. — Ganz anders verhielt es sich unter Martins Nachfolger Eugenius IV. [1]). Die Cardinäle stießen einen gewissen Dominicus de Crapanica, den der Papst zum Cardinal ernannt hatte, aus ihrem Kreise aus, weil er „ein Blutschreiber zu Rom" gewesen war, und es ihrer Würde widerstritt, einen solchen Mann unter sich aufzunehmen. Das ganze Col-

1) Histoire des Papes, T. IV. p. 101.

legium der Cardinäle war im Zwiespalte; vier von ihnen hielten es mit dem Papste; viele andere kümmerten sich wenig um seine Befehle und entfernten sich oft aus Rom, ohne ihn um Urlaub zu bitten und ohne seine Strafe zu fürchten. Der Cardinal von Novara fiel zwar darum in Ungnade, daß er um die Erlaubniß nachsuchte, nach Basel zum Concilium zu gehen, weshalb sich der Cardinal Sancti Sixti heimlich in fremde Kleider vermummt aus Rom wegstahl und vom Papste mit Entziehung seines Bisthums bestraft wurde; allein man legte wenig Gewicht auf diese Strafe. Überhaupt stellen die Berichte des Gesandten die damaligen Verhältnisse in Rom in Beziehung auf den päpstlichen Hof als sehr traurig und verwirrt dar. Ich fürchte, sagt er einmal, daß ein Schisma ausbrechen und der Hof zu Rom übel stehen wird. Die Cardinäle ziehen von Rom heimlich ohne Urlaub weg, weil man diesen einem Jeden versagt. Also hat sich auch der Cardinal Arelatensis insgeheim ohne Erlaubniß entfernt und mit ihm ist der Cardinal Cipri zum Concilium gezogen; aber von solchem Zuge ist großer Rumor unter dem Volke und den Hofleuten entstanden. Wohl möchte auch von diesen Jedermann gerne aus Rom hinweg. Allein es sind ihnen die Wege verlegt und selbst vor Unfrieden kann Niemand unberaubt aus der Stadt

kommen. Es ist allgemein außer großer Theuerung alles voll Verdruß und Jammer allhie zu Rom.

Außer den Cardinälen und sonstigen hohen Geistlichen, gehörte aber ferner zum päpstlichen Hofe im weitern Sinne eine sehr zahlreiche Classe von päpstlichen Hofbeamten, deren jeder bestimmte ihm übertragene Geschäfte verwaltete. Sie wurden gewöhnlich mit dem gemeinsamen Namen Curtisanen oder Hofleute bezeichnet und von den Prälaten unterschieden. Doch begriff man darunter oft überhaupt auch alle vornehmere Hofleute, selbst auch Fremde und Ausländer, die sich eine Zeit lang am Hofe aufhielten [1]). Was das eigentliche Beamtenwesen in Rom betrifft, so gab es mehre zur Ausübung des allgemeinen Kirchenregiments angeordnete administrative Behörden. Es gehörte dahin zunächst die päpstliche Kanzlei für die Ausfertigung der päpstlichen Verfügungen und anderer Schreiben, welche sich auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit oder auf Verhandlungen mit weltlichen Geschäften bezogen. Der Papst Honorius III hatte ihr die erste feste und Bonifacius VIII die nachmals geltende Verfassung gegeben [2]). Eine andere neben ihr stehende

1) So berichtet einmal der Gesandte: Nicht allein Preußen, sondern auch Sachsen, aus den Seestädten und gemeinlich alle deutsche Curtisanen zu Rom haben sich unsers Ordens Widerfalls gefreut und gelacht.

2) Über den Ursprung der römischen Kanzlei vgl. Le

Behörde, die Dataria, war, wie es scheint, Anfangs mit ihr vereinigt gewesen, wurde aber im vierzehnten Jahrhundert von ihr getrennt und für Gnadensachen, besonders für die Vergebung der Pfründen bestimmt [1]). Der wichtigste Beamte, welcher in die Geschäftsverhältnisse beider Behörden eingriff, war der Protonotarius oder Primicerius, der höhere Expedient der päpstlichen Kanzlei, welcher ursprünglich die Gnadensachen besorgte und von der Beifügung des Datums unter die päpstlichen Bewilligungen auch der Datarius hieß, woher die Dataria den Namen hat [2]). Im funfzehnten Jahrhundert führte er außerdem auch den besondern Titel Corrector der päpstlichen Kanzleibriefe und päpstlicher Protonotarius. Sein Amt war um diese Zeit von so ungemeiner Wichtigkeit und sein Einfluß auf Alles, was am Hofe vorging, so bedeutend, daß der Gesandte nicht aufhören kann, darauf aufmerksam zu machen, wie nothwendig und vortheilhaft es sei, die Gunst und Freundschaft dieses Beamten zu erwerben. Vieles im Gange der diplomatischen Verhandlungen hing fast ganz allein von ihm ab und

---

Bret Magazin der Staaten- und Kirchengeschichte, B. II. S. 606.

1) Eichhorn a. a. O. S. 397. *Plettenberg* l. c. p. 337, 338.

2) *Plettenberg* l. c. p. 316.

sein Einfluß auf den Papst muß oft von großer Bedeutung gewesen sein, wie an dem Beispiel Hermann Dwerges zu ersehen ist, welcher das Amt des päpstlichen Protonotars unter Martin V bekleidete und für einen der reichsten, geachtetsten und einflußreichsten Männer in Rom galt. Unter ihm stand nicht nur das päpstliche Bullen- und Briefwesen, sondern er konnte auch bei Erwerbung päpstlicher Begünstigungen mit am meisten einwirken; an ihn wandte man sich daher, wenn es darauf ankam, den Papst zur Verleihung einer Präbende oder Domstiftsstelle für Jemanden zu bestimmen; seine Mitwirkung und Beihülfe sprach einst der Hochmeister in Preußen ganz besonders an, als er seinen Orden und seine Unterthanen durch eine päpstliche Bulle gegen die Angriffe und Quälereien der Fehmgerichte frei und sicher stellen wollte und ihm verdankte es der Orden auch ganz besonders, daß eine Bulle Nikolaus V dem Fehmgerichtswesen gegen die Ordensmitglieder und Unterthanen des Meisters Schranken setzte. Dieser Einfluß des Correctors war auch der Grund, daß man nie verfehlte, einen neuen nach Rom gehenden Gesandten ganz besonders ihm zu empfehlen und ihn zu bitten, den Neuankommenden „in des römischen Hofes Gewohnheit und Gelegenheit aufs beste zu unterrichten" und mit dem Geschäftsgange bekannt zu machen. An ihn zunächst wies man den Gesandten,

wenn es darauf ankam, in irgend einer wichtigen Angelegenheit den Rath eines erfahrenen und umsichtigen Mannes zu vernehmen. Der Gesandte aus Preußen wird beständig darauf aufmerksam gemacht, daß er in allen Sachen von Bedeutung vor Allem und immer sich mit dem Corrector berathen müsse, und diesem erlaubte der Meister auch nicht selten Dinge, welche sonst sehr geheim bleiben sollten, mitzutheilen und in der Ausführung Alles ihm anheimzustellen, „weil er, wie es einmal in einem Schreiben des Meisters heißt, sich allewege und in allen Dingen als ein sonderlicher großer Freund, Gönner und Förderer gegen den Orden und dessen obersten Procuratoren bewiesen habe." Man unterhielt daher auch gern mit ihm einen beständigen Briefwechsel und belohnte seine Bemühungen, wie wir später sehen werden, oft mit sehr ansehnlichen Ehrengaben und Geschenken. Zuweilen bediente sich der Papst des Correctors auch zu auswärtigen Sendungen bei Einsammlung des Zinses für die römische Kirche oder zu andern Geschäften [1]. — Unter ihm stand der päpstliche Bullenschreiber (scriptor litterarum apostolicarum), der zugleich den Titel eines Kämmerers oder Vicekämmerers des Papstes führte und in späterer Zeit zugleich auch einmal Stellvertreter des Ordens-

1) Innocentii III. Epist. L. III. Reg. XV. Epist. 165.

gesandten war, wofür er einen Gehalt von 200 Gulden erhielt. Er mußte mit auf die richtige Überlieferung und pünktliche Absendung der Bullen an ihren bestimmten Ort sehen und es dem Papste anzeigen, wenn solche nicht erfolgte. Außer ihm gab es natürlich noch eine große Zahl anderer päpstlicher Schreiber, deren weitere Erwähnung aber hier nicht nöthig ist. Wichtiger waren die Abbreviatoren der päpstlichen Briefe oder der päpstlichen Kanzlei, die ein eigenes Collegium bildeten. Ihre Zahl betrug in der Regel 72, wovon 12 die von dem größern Bezirk oder der größern Präsidenz (**de parco majori s. majoris praesidentiae**), 22 die von dem kleinern Bezirk oder der kleinern Präsidenz (**de parco minori s. minoris praesidentiae**) und die übrigen Examinatoren hießen. An die erstern, welche wie Prälaten in Violetfarbe gekleidet waren, theilte der Präfect der Kanzlei die vom Papste signirten Bittschriften aus, und sie verfertigten oder ließen durch Substituten die sogenannten Minuten der Bullen ausschreiben, die nur den Hauptinhalt summarisch enthielten, und nach deren Form die Bullen vollständig ausgefertigt wurden. Auch die zweite Classe war bei der Expedition der päpstlichen Bullen und Briefe beschäftigt, indem sie diese theils revidiren und mit einem ihrer Namen unterzeichnen, theils in besondern Gegenständen die Bullen und Briefe selbst auch ausfertigen mußten.

Das Amtsgeschäft der Examinatoren bezog sich auf eine sorgfältige Recognition und Vergleichung der ausgefertigten Bullen mit den Entwürfen. Nur diese letztern konnten Laien und Verheirathete sein [1]. Auch aus diesen Abbreviatoren hoben sich mitunter manche zu Ansehen und Einfluß empor; so meldet einst der Gesandte: Der Abbreviator der päpstlichen Briefe, Meister Gerhard von Elten, sei am Hofe zu Rom so sehr in Ehren und von Allen so groß gehalten, daß es zur Förderung der Sachen wol viel beitragen möchte, ihn mit etlichem Salar und Lohn zu bedenken. Es waren bei weitem nicht alle Römer und Italiener, sondern zum Theil auch Ausländer und insbesondere Deutsche, weil die Päpste solche immer am tauglichsten zu diesem Geschäfte fanden. Daher gab der Papst Nikolaus V im Jahr 1451 dem Gesandten des Ordens auch den Auftrag, ihm eine Anzahl tüchtiger Deutschen in Vorschlag zu bringen, die geschickt seien, Abbreviatoren am päpstlichen Hofe zu werden, weil der Tod damals fast alle deutsche Abbreviatoren in Rom hingerafft hatte. Unter den übrigen Beamten der päpstlichen Kanzlei mögen hier nur noch der Rescribendarius und die Taxatoren, sowie der Plumbator eine kurze Erwähnung finden. Die erstern hatten die Preise der päpstlichen Bullen zu

1) *Plettenberg* l. c. p. 344 seq.

bestimmen, welche, wie wir später sehen werden, nach der Wichtigkeit ihres Inhaltes sehr verschieden waren; dem letztern war das Geschäft übertragen, der Bulle das bleierne Siegel, welches bekanntlich eigentlich die Bulle hieß, hinzuzufügen. An der Spitze des ganzen päpstlichen Kanzleipersonals stand in früherer Zeit der Kanzler der römischen Kirche und behauptete als solcher den ersten Rang nach dem Papste. Seit Gregorius VIII aber, der früher selbst die Kanzlerwürde gehabt hatte, hörte dieses Amt auf, da er als Papst keinen neuen Kanzler mehr ernannte, sondern seine Amtsgeschäfte seinem bisherigen Vicekanzler übertrug. Unter Bonifacius VIII kam die Vicekanzlerwürde an die Cardinäle [1]), und so finden wir denn im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts den Cardinal von Florenz, den ältesten unter den Cardinälen, als Vicekanzler der römischen Kirche genannt.

Zur Pflege der Justiz bestanden am römischen Hofe drei verschiedene Behörden, nämlich ein Appellationshof, früher Capella genannt, bekannter aber unter dem spätern Namen Rota Romana, die Signatura justitiae und die Signatura gratiae. Die erstere ist für uns, schon als höchstes Gericht der katholischen Kirche, die wichtigste. Es ist zweifelhaft, woher sie diesen Namen erhalten habe: ob, wie Einige

1) Le Bret a. a. O. B. II. S. 610—611.

meinen, von dem Kreise, worin die Mitglieder dieser Behörde bei ihren Versammlungen saßen, oder von dem Fußgetäfel des Sitzungsaales, worin ein Rad abgebildet war, wie die Chambre de l'échiquier, Exchequer, ihren Namen von dem schachbretförmigen Fußgetäfel des Versammlungsortes hat; oder ob ein sonst dort abgebildetes Rad als eine Hindeutung auf die Todesstrafe für schwere Verbrecher, vielleicht Anlaß zur Benennung gegeben habe [1]). Früher belief sich die Zahl der Mitglieder dieses Gerichtshofes, Auditores Rotae genannt, zuweilen auf 30, bis der Papst Sixtus IV sie auf 12 festsetzte. Sie wurden vom Papste besoldet, konnten aber aus verschiedenen Ländern sein, sodaß hier Franzosen, Spanier, Italiener und Deutsche als Richter zusammensaßen. Die letztern waren auch hier im funfzehnten Jahrhundert besonders vorgezogen. Sie genossen insgesammt viele Vorrechte und Freiheiten und waren in ihren Geschäftsverhältnissen in drei Senate getheilt, wovon jeder einen Referenten und drei Votanten hatte. Außer ihnen gab es bei der Rota auch eine Anzahl von Procuratoren und Advocaten, durch welche die Parteien ihre Geschäfte bei Gericht betrieben. Sowol

1) *Du Fresne* Glossar. s. v. rota. Walter a. a. O. §. 141. Eichhorn a. a. O. S. 607—8. Dessen Rechtsgeschichte, B. II. S. 397. *Plettenberg* l. c. p. 578 seq.

zu diesen letztern Stellen als zu denen der Auditoren wurden nur Männer zugelassen, die sich durch Gelehrtheit, Geschäftskenntniß, kluge Umsicht, Gewandtheit und rechtlichen Charakter auszeichneten. Es war mitunter schwer, Männer von solchen Eigenschaften zur Besetzung der Rota aufzufinden, weshalb der Papst einigemal dem Gesandten des Ordens Aufträge ertheilte, gelehrte Deutsche herbeizuziehen, welche als Auditores in der Rota angestellt werden könnten, und es galt für ein großes Glück, vom Papste in diesen Gerichtshof aufgenommen zu werden. Als im Jahr 1451 kein einziger deutscher Auditor mehr am römischen Hofe war, weil die Pest sie alle hingerafft, wurde „der hochgelehrte Magister" Lorenz Blumenau, der Hofdoctor des Hochmeisters von Preußen, den der Cardinal-Presbyter von Augsburg zu seinem Auditor und Rath in sein Hofgesinde aufgenommen hatte, wegen seiner Tüchtigkeit dem Papste als Auditor Rotae empfohlen und von diesem mit dem Amte bekleidet, und er schildert diese Anstellung in einem Briefe an seinen ehemaligen Herrn als das größte Glück seines Lebens, welches ihm je habe zu Theil werden können. Übrigens war der Geschäftsumfang der Rota sehr ausgedehnt; denn es kamen vor sie, als ein kirchliches und weltliches Forum, auch Streitigkeiten und Rechtsverhandlungen in beiden Beziehungen, während die Signatura gratiae, worin der Papst in Person

den Vorsitz führte und nur auserwählte Cardinäle und andere hohe Prälaten Mitglieder sein konnten, blos solche Rechtssachen zur Entscheidung brachte, in welchen die Gnade des Papstes nachgesucht wurde, und die Signatura justitiae außer verschiedenen andern Rechtsverhandlungen besonders über die Zulässigkeit der Appellationen an den Papst zu erkennen hatte.

Außerdem umschwärmte den päpstlichen Hof eine sehr bedeutende Anzahl von Advocaten, Procuratoren, Sollicitatoren, Notarien und andern rechts- und geschäftskundigen Gelehrten, welche theils feste Anstellungen bei den Behörden in Rom hatten, theils von Jahrgeldern der Parteien, deren Sache sie führten, oder von dem Einkommen ihrer Geschäfte und den Geschenken lebten, die ihnen für ihre Bemühungen zugewiesen wurden. In die Verhandlungen selbst griffen zwar diese verschiedenen Sachwalter nicht immer unmittelbar mit ein; indessen hatten sie doch auf die Führung der Geschäfte und auf den Fortgang der obwaltenden Rechtsstreitigkeiten meist einen großen Einfluß: denn bald entwarfen und bearbeiteten sie die schriftlichen Vorstellungen und Eingaben an den Papst, das Cardinalcollegium oder einen Gerichtshof, entwickelten aus dem Rechte die für oder wider eine streitige Sache sprechenden Gründe und Beweise und gaben sie ihren Parteien an die Hand; bald bediente man sich ihrer, um die entscheidenden Richter, die

Auditoren der Rota, besonders auch die einzelnen Cardinäle durch mündliche Vorstellungen und Beredungen für oder gegen eine Sache zu gewinnen; bald auch traten sie oft in Audienzen beim Papste als Sprecher und Defensoren ihrer Parteien im Beisein der Gesandten oder Geschäftsträger (Ambassatoren) auf. Man setzte sie zwar in der Regel, wenn man sie für eine Partei auf längere Zeit fesseln wollte, auf einen bestimmten Jahrgehalt von etwa 30 bis 50 Gulden. Allein dies galt auch nur für eine Art von Bindungsmittel, denn für ihre einzelnen Geschäfte und Bemühungen mußte theils an Geld, theils an andern Geschenken meist noch so viel nachgezahlt und vergütet werden, daß dieses den eigentlichen festen Gehalt gewöhnlich weit überstieg. Es kam hinzu, daß die streitenden Parteien in der Beschenkung ihrer Advocaten oft einander zu überbieten und gute Sachführer einander abzulocken suchten, oder daß die Advocaten selbst auch sich dieses Mittels bedienten, um von ihrer Partei so viel als möglich zu gewinnen. So schreibt der Gesandte einmal aus Kostnitz: Es klagen unsere Advocaten, daß ihnen nicht gütlich genug geschehe, nach dem, wie die Polen ihren Advocaten thun. Diesen stehen drei Advocaten zur Hand, die haben Pferde, Schauben (lange Mäntel), Cursen [1]),

1) Cursen oder Corsen ist Pelzwerk oder Pelzkleid, daher Kürschner.

Pelze und baares Geld. Die unsern achten das für nichts, was ich ihnen gegeben habe und meinen, wären sie bei den Polen gewesen, sie wollten's wol auf tausend Gulden genossen haben. Sollen wir irgend etwas vor dem Concilium zu schaffen haben, so liegt all unser Ding an ihnen. — Und im Jahre 1422, meldet der Gesandte aus Rom: Wir haben zwar einen guten Advocaten; aber er ist auch gierig; er will haben, und ich habe ihm jetzt eine Ehrung mehr denn 30 Kammergulden gegeben. Man muß ihm geben, will man ihn haben. Mir ist wahrhaftiglich gesagt, wollte er sich der Polen Sachen unterwinden, sie wollten ihm des Jahres 300 Kammergulden geben ohne andere sonstige Genieße. Wie es als die wesentlichste Bestimmung der Advocaten am römischen Hofe galt, „daß Widersacher und Litiganten von beiden Theilen in ihnen mögen Schützer und Defensoren haben im Hofe zu Rom zu Nothdurft ihrer Sachen," und wie es daher in ihrem Amtsgeschäfte lag, die Sache ihrer Partei bald bei dem Papste und dem Cardinalcollegium, bald bei der Rota oder andern Behörden zu verfechten und in aller Weise zu fördern, so lag es in der Pflicht der von den Parteien besoldeten Sollicitatoren, die zu verhandelnden Rechtsfälle bei den Rechtskundigen auseinanderzusetzen, die Auditores Rotae über den Stand der Streitigkeiten zu belehren, die Gesuche und Bitten an den Papst aus-

zufertigen u. s. w. — **Außer diesen und andern Geschäftsbeamten hielten sich zu Rom immer auch eine** Anzahl von eigentlichen Gelehrten und Doctoren auf, da es nicht selten nothwendig war, auch sie in streitigen Fällen zu Rath zu ziehen. Ganz besonders war dieses auf den Concilien der Fall, wo in vielen Dingen die Kenntnisse der Advocaten und sonstigen Rechtskundigen nicht ausreichten, weshalb z. B. die polnischen Bischöfe, als Bevollmächtigte ihres Königs auf dem Concilium zu Kostnitz außer ihren Advocaten noch acht Doctoren für sich gewonnen und in ihre Häuser aufgenommen hatten.

Mit einem der Cardinäle aber stand der Gesandte in einem noch weit engern Verhältnisse als zu den übrigen. Wie es nämlich damals überhaupt in den meisten Staaten schon Gebrauch war, mit einem Cardinal in nähere Verbindung zu treten, um sich seines Rathes und seiner Beihülfe in ihren Angelegenheiten zu bedienen, und wie es sich insbesondere die geistlichen Orden angelegen sein ließen, einen der Cardinäle zum Schutze ihres Interesse als Gönner und Protector zu gewinnen, so war dieses auch bei dem deutschen Orden der Fall. Es scheint, als wenn dieser Gebrauch überhaupt zuerst von den geistlichen Orden ausgegangen und von den katholischen Staaten nachmals nachgeahmt worden sei. Wir sehen dieses in einem Berichte des Gesandten vom Jahr 1429

angedeutet, in welchem er meldet, daß er dem Papste in einer Audienz gesagt habe: Sintemal der Protector des Ordens weggesandt wäre und „nach alter Gewohnheit" seine Heiligkeit dem Orden pfleget einen Protector zu geben, daß er es jetzt geruhe zu thun. Er sprach: ich sollte Zuflucht haben zu dem Cardinale Novariensis, der solle mir helfen rathen, bis daß des Ordens Protector wiederkäme; und wolle Jemand den Orden verunrechten, ich solle zu ihm kommen; er wolle selbst des Ordens Protector sein. Also nach seinen Worten will ich harren und keinen Protector nehmen bis zu des alten Protectors Rückkunft. Wie schon hieraus hervorgeht, bestimmte in der Regel der Papst den Protector; zuweilen jedoch erkor ihn, wahrscheinlich mit päpstlicher Bewilligung, auch der Gesandte selbst. Man sah bei der Wahl immer vorzüglich darauf, daß er nicht nur durch Gelehrsamkeit, Kenntnisse in den Rechten und Gewandtheit und Umsicht im Geschäftswesen sich auszeichne, sondern auch durch Rechtlichkeit und untadelhaften Wandel allgemeine Hochachtung genieße, und durch beides beim Papste in Gunst und Gnade stehe. In dieser Hinsicht rühmt besonders der Gesandte den im Jahre 1438 zum Protector des Ordens erwählten Cardinal Firmanus, der in beiden Rechten Doctor war, sich auch sonst durch seine Bildung sehr hervorthat und am ganzen Hofe als ein sehr weiser und frommer Prä-

lat die höchste Achtung genoß. Er stand dem Protectorat zwanzig Jahre vor. In der spätern Zeit scheint auch der Hochmeister einen Einfluß auf die Wahl des Protectors gehabt zu haben; denn als im Jahre 1458 der Cardinal Firmanus gestorben war, ersucht ihn der Gesandte, zu bestimmen, welchen unter den Cardinälen er gern zum Protector erwählt haben möge; unter vier ihm vorgeschlagenen empfiehlt er ganz besonders den Cardinal Rothomagensis (von Rouen) als den vorzüglichsten. Als der nächste Patron des Ordens am päpstlichen Hofe genoß der Protector einen festen Jahrgehalt früherhin von hundert, nachmals aber von zweihundert Ducaten, die ihm der Gesandte zahlte. War er eine Zeitlang vom Hofe entfernt, sandte ihn z. B. der Papst als Legaten aus, so ernannte dieser oder der Gesandte selbst einen oder zwei andere Cardinäle als Stellvertreter, die aber dann den nämlichen Gehalt wie der Protector erhielten, doch wurde dieser mehr als eine Art von Ehrengabe betrachtet. So schreibt der Gesandte zur Zeit des kostnitzer Conciliums: Der Papst hat den Cardinal von Pisa, unsers Ordens Protector, gen Aragonien als Legaten gesandt. Wir mögen seiner übel entbehren, denn dieweil er hier war, ging es wohl in unsern Sachen. Er ist ein großer gelehrter Herr und kann wohl reden; nun in seiner Abwesenheit gehen unsere Sachen als sie mögen. Von der Ehrung

wisset, daß ich ihm hundert Gulden gegeben habe von meiner Zehrung und Cursen von zwanzig Gulden. Der Papst hat uns den Cardinal de Comite zu einem Protector in des Cardinals von Pisa Stelle gegeben; er ist des Papstes geborener Freund, jenem aber nicht in Kunst gleich. Ich habe ihm auch eine Ehrung gethan, wol auf siebenzig Gulden ohne einen silbernen Kopf (Becher) und Cursen. — Wie viel darauf ankam, den Protector durch oft wiederholte Ehrengeschenke immer in reger Thätigkeit für das Interesse des Ordens zu erhalten, werden wir später sehen, denn für den Orden war dieser Schutzpatron immer einer der allerwichtigsten Beamten am päpstlichen Hofe, weil es seine Pflicht war, die Sache des Ordens überall, beim Papste, bei dem Cardinalcollegium, beim Kaiser, wenn er zu Rom war, und wo er sonst konnte, aufs eifrigste zu vertreten und sein Bestes wahrzunehmen. Durch ihn vorzüglich konnte unmittelbar auf den Papst, die Cardinäle und die übrigen Hofbeamten gewirkt werden. Nahm sich daher der Protector einer Sache mit allem Eifer und lebendigem Interesse an, so schlug sie selten zum Nachtheil seiner Partei aus, weshalb man bei der Wahl desselben auch ganz besonders auf die Gabe einer beredten Darstellung sah, weil von dieser in den Versammlungen des Papstes und der Cardinäle oft Alles abhing.

Sehen wir nun nach dieser Übersicht des wichtigsten Personale des römischen Hofes, mit welchem der Gesandte Tag für Tag in Berührung stand, auf die Art und Weise hin, wie damals diplomatische Verhandlungen und Geschäfte zu Rom betrieben werden mußten, so tritt uns im funfzehnten Jahrhundert vom päpstlichen Hofe eben kein besonders freundliches und ansprechendes Bild entgegen; vielmehr schildern uns die Stimmen, die wir von dorther über den Charakter und sittlichen Geist der römischen Curie hören, die Zeiten in der tiefsten Gesunkenheit und moralischen Entartung. Wir wollen diese Stimmen aus Rom über den damaligen Zustand der Dinge meist selbst sprechen lassen, damit es nicht scheine, als richte und urtheile der Protestant und die Zeitstimmung der Gegenwart über das Wesen und den Charakter der damaligen Curie.

Obenan in ihren Lastern und Gebrechen stand die unersättlichste Geldgier und die schamloseste Bestechlichkeit, die alle äußere Scheu und alles sittliche Zartgefühl bis auf den letzten Funken erstickt hatten. Den Papst, die Cardinäle und die Hofdienerschaft bisweilen durch Geschenke und Ehrengaben zu erfreuen, war am römischen Hofe eine längst herkömmliche Sitte, die vielleicht bis in die frühern Jahrhunderte des Mittelalters zurückgeht. Wir erfahren zunächst schon aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts,

daß man dem Papste Geschenke von 4000 Goldgulden, dem Cardinal Raimund de Fargis, des Papstes Neffen, von 100 Goldduplonen, dem Cardinal von Albano von 20 Goldduplonen, mehren andern Cardinälen und Dienstbeamten des Papstes von 487 Goldgulden und 25 Duplonen, dann auch ein Geschenk von zwei vergoldeten Bechern und ein Trinkgefäß von Silber 90 Goldgulden an Werth machte, wobei zugleich auch Advocaten, Notarien und selbst die Läufer des Papstes mit bedacht wurden [1]). Zu solchen Geschenken hatte der Gesandte früher immer einen ziemlich reichen Schatz von allerlei Silberzeug unter seinen Händen, welches er, wenn es nöthig war, zu Ehrengaben verwandte, und noch im Jahr 1391, als Johannes von Felde das Gesandtschaftsamt in Rom übernahm, finden wir diesen Silberbestand ziemlich ansehnlich, denn er zählt uns selbst unter Andern 25 silberne Trinkschalen, 15 silberne Schüsseln und eine bedeutende Anzahl von Fingerringen zum Theil mit kostbaren Steinen auf, weil man diese als damals sehr gewöhnliche Geschenke gern an hohe Personen spendete, wie denn auch späterhin zur Zeit des baseler Conciliums der Gesandte nicht weniger als für 300 ungarische Gulden Fingerringe zu Herford in Westfalen hatte verfertigen lassen und in Ba-

1) Vgl. Voigt Geschichte Preuß. B. IV, S. 309.

sel an die dort versammelten Herren zum Geschenk machte.

Diese alte, ursprünglich vielleicht aus dem reinsten Gefühle der Verehrung hervorgegangene Sitte war jedoch im funfzehnten Jahrhundert auf die schrecklichste Weise ausgeartet und zum Laster am Hofe geworden; denn Alles, was man jetzt an diesem Hofe erringen und erreichen wollte, konnte nur durch Geld und Geschenke erzwungen und erkauft werden, und Keiner bot umsonst dem Andern mehr die Hand. Schon im Jahr 1420 schrieb der Gesandte nach Preußen: Lieber Herr Meister, Ihr müsset Geld senden, denn hier im Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet; und in einem andern Bericht, in welchem er sehr über die in Rom herrschende Theuerung klagt, fügt er hinzu: Vor Allem kosten die Schenkungen und heimlichen Gaben im Hofe sehr viel Geld, sonderlich jetzt, da unsere Gegner sich's überaus viel kosten lassen; denn gute Worte sonder Geld wollen im Hofe gar nichts sagen. Niemand will mir Freundschaft erzeigen mit heimlichen, nützlichen Diensten ohne Genieß. — Wie in Rom, so war es überall, wo sich die Cardinäle und päpstliche Beamten oder der Papst selbst hinwandten. Auf dem Concilium zu Kostnitz hatten die Polen, welche dort mit glänzendem Gepränge eingeritten waren und große Geschenke an viele Herren hin und her spendeten, in

ihren Angelegenheiten beständig sehr viel Glück. Der Ordensgesandte klagt dagegen, daß ihm nichts gelingen wolle; denn, sagt er, man möge bedenken, daß Klein und Groß und Jedermann des Ordens gerne genieße, dieweil die Welt leider also jetzt gestaltet ist, daß Gleich und Recht sonder Gift und Gaben und große Freundschaft wenig Fortgang haben mag. Daher gibt der Gesandte seinem Fürsten auch den Rath, er möge in seinen Briefen doch nur nicht über Armuth und Unterdrückung klagen, weil sonst gar nichts durchzusetzen sei; denn es sei Gott geklagt, fügt er hinzu, Denen, die sich Armuths halber beklagen und selbst schwach machen, wird wenig Trost und stärkliche Hülfe jetzt am Hofe erzeigt, da Keiner hier geringer geschätzt und weniger geachtet ist, als der Arme, der nichts zu geben vermag. Deshalb that der Gesandte dann den Vorschlag: er möge doch immer eine Summe von etwa 4000 Gulden im Hofe zu Rom oder zu Florenz zur Verfügung des Gesandten niederlegen, damit es nie an Mitteln fehle, um für den Orden etwas Gutes zu bewirken; denn, bemerkt er, es mag Jemand hier im Hofe immer seine Meinung sagen, so kann er ohne Geld doch nie etwas schaffen. Das ist leider nicht neu in Rom, sondern lange schon eine Pflegsitte gewesen; und als nun die Zeit drohender ist, und die Leute gieriger, um so viel mehr thut es Noth, daß man Geld zum voraus liegen habe,

auch darum, wenn man Geld in Vorrath weiß, so scheut sich Jeder, ein Ding anzuheben. Man thut dieses aber um so dreister, wenn man vernimmt, daß kein Geld im Hofe ist. Vornehmlich wäre es auch deshalb sehr rathsam, weil unser heiliger Vater oft krank und es zu versehen ist, daß er nicht lange mehr lebe. So dann ein neuer Papst käme, so möchte man Frommen erwerben und Privilegien erhalten, die jetzt in keiner Weise zu bekommen sind; denn gemeiniglich sind die Päpste, so sie noch neu im Amte sind, milder und gütiger, als wenn sie lange im Amte gewesen und in vielen Sachen Erfahrung gemacht haben. Aber zu dem allen ist bereites Geld gar nützlich und nöthig. — Der Gesandte Kaspar Wandofen hatte sein Amt in Rom kaum angetreten, als er Geldgier und Habsucht am päpstlichen Hofe als die gangbarsten Mittel und Wege kennen lernte, durch die Alles, was man wollte, zu erreichen sei. Tausend Ducaten, schreibt er, habe ich sogleich aufwenden müssen, um Diesen und Jenen am Hofe durch Ehrengaben zu gewinnen. Wer allhie zu schaffen hat, der muß zuvor Geld und Gut hingeben und auf die Wage setzen. Ich wähnte, als ich aus Preußen zog, wer allhie die Wahrheit unerschrocken reden dürfe, der könne und müsse wol bei Recht bleiben; allein ohne Geld will sich das nicht finden. — Und als der Hochmeister darüber seine Verwunderung ausdrückte

und bemerkte, daß es doch sehr kläglich sei, wenn am Hofe zu Rom Wahrheit und Redlichkeit mit Geld und Gaben unterdrückt würden, antwortete ihm der Gesandte: des wundert Euch nicht weiter; es ist hier nun einmal ein gemeiner Lauf der Welt, wer da mehr gibt, der hat auch mehr Recht. — Dessenungeachtet ertheilte der Hochmeister, dem diese Geldgier und dieses Bestechungswesen am römischen Hofe eine äußerst widrige Sache war, und dem ohnedies auch aus finanziellen Rücksichten Sparsamkeit und Einschränkung des Gesandten sehr am Herzen lagen, diesem die Weisung: wenn es zu Rom auch einmal also sei, so möge er seinerseits dieser tadelnswürdigen Sitte doch so wenig als möglich huldigen. Der Gesandte erwiedert ihm aber hierauf: Ich kann unsere Sachen mit meiner Jahreszehrung von zwölfhundert Ducaten nicht mehr führen. Man muß allhie die Leute zu Freunden halten und ihnen geben, ehe die Sachen kommen; denn gibt man ihnen erst, wenn sie schon da sind, und wenn man ihrer bedarf, so sind sie nicht dankſam und nicht fleißig bei den Sachen. Auch schreibt Ihr wol, wie Ihr wohl unterrichtet seid, daß der Hof zu Rom nimmer gesättigt werde; der Weise solle ich nicht nachfolgen. Gar gut; allein die Weise, die ich allhie gefunden habe, kann ich ohne des Ordens Schaden nicht abbrechen. Ich hatte ein wenig begonnen und gab dem Papste nicht hundert Duca=

ten auf den Jahrestag, meinend, sie ihm auf eine andere Zeit zu geben, auf daß es nicht in die Gewohnheit käme. Aber ich mußte darüber mancherlei Strafreden hören. Also was mein Vorfahr gegeben hat, das kann ich mit nichten mindern. Mit diesen Aeußerungen der Gesandten stimmen auch die Berichte anderer Augenzeugen über das damalige Unwesen am römischen Hofe überein. Der Kirchherr zu Pernau Berthold Rückershausen, den der Hochmeister zur Verhandlung seiner Streitsache mit dem Erzbischof von Riga nach Rom gesandt hatte, meldet unter Andern im Jahre 1430: In unserer Sache geschieht jetzt gar nichts am päpstlichen Hofe, denn dieser Papst thut nichts dazu, weil die Gierheit leider gar zu groß ist. Ein Cardinal, Placentinus geheißen, hat wol verlauten lassen, daß die römische Kirche des Ordens Lande gar nicht so viel genieße, als andere Länder. Die Gierigkeit hat im Hofe zu Rom die Oberhand und weiß von Tag zu Tag mit neuen Listen und Finten das Geld aus Deutschland für die geistlichen Lehen auszupressen, daß groß Schreien und Klagen und Ärgerniß darüber bei den Gelehrten und den Curtisanen ist, so daß daraus wol großer Zwist über die Papstschaft entstehen, oder gar der Gehorsam endlich entzogen werden wird, damit man das Geld nicht also jämmerlich viel den Wälschen zuschleppe, und das Letzte wäre wol, wie ich vernehme, vielen Landen zu

Sinne. Ein klarer Blick dieses Mannes über die Folgen des eingewurzelten Unwesens bei der römischen Curie!

In dieser Habsucht und Geldgier ging der Papst selbst mit seinem Beispiele voran, denn Gunst und Gnade, Recht und Unrecht hingen bei ihm meistens nur von den Summen ab, die man ihm in seine Schatzkammer lieferte. So antwortete der Gesandte im Jahre **1411** auf die Anfrage seines Fürsten, wie es komme, daß die Polen sich so sehr des päpstlichen Wohlwollens rühmten: das darf Euch gar nicht wundern; das macht er hat viel Geldes aus dem Lande; ihm sind dieses Jahr aus Polen mehr als 20,000 Gulden geworden an Ehrengaben, Bißthümern und Lehen; das ist ihm aber von Preußen her nicht gekommen. Ihr wundert Euch, heißt es in einem andern Berichte des Gesandten an den Meister, daß die Polen und die Pfaffen von Riga so viele ungerechte Sachen gegen uns bewirkt haben? Sie haben ihren Willen auf keinem andern Wege als nur mit Geld und Gut erlangt. Behalten sie aber ihr Unrecht durch Geld und Gaben, so könnet Ihr des Ordens Gerechtigkeit doch wol noch bequemer mit Geld und Gut behalten und beschirmen. Sehet, der Papst genießt des Ordens jährlich auf 400 Ducaten. Das dünket ihm nur wenig, wenn man sie ihm zu Weihnachten auf einmal gibt; wollte ich sie aber theilen in drei

oder vier Theile, so würde es ihm noch weniger dünken. Ich soll so oft vor ihn gehen und ihm nichts darbringen; freilich dann hört er auch Die, welche ihm bringen, viel mehr als mich. Hierum wollet Ihr den Orden in dieses Papstes Gunst erhalten, Ihr müßt ihn jährlich mit einer größeren Summe Geldes erkennen, die man dann theilte, so oft ich zu ihm ginge, damit ich ihm zuvor und darnach etwas brächte; denn man muß die Zeit nehmen, als sie kommt. — Mitunter gab es der Papst dem Gesandten auch ganz deutlich zu verstehen, daß er auf neue Geschenke und Geldspenden gerechnet habe. So überschickte ihm dieser beim Regierungsantritt Michael Küchmeisters von Sternberg die gewöhnlichen Empfehlungsbriefe des neuen Meisters und berichtet: der Papst habe diese zwar sehr wohl aufgenommen; allein, fährt er fort, er sandte bald zu mir und ließ mich fragen: ob Ihr ihm sonst irgend Sonderliches entboten hättet? Da ließ ich ihm wieder sagen: es möchte jetzund nicht geschehen wegen Krieges und Unsicherheit der Wege. Er meinte, ob Ihr ihm etwas gesandt hättet, wie das von Alters eine Gewohnheit gewesen ist. Der Gesandte verstand solche Winke des Papstes, wie man sieht, recht gut; daher meldet er in einem andern Berichte vom Jahre 1420: Der Papst hat mir in kurzem zwei Mal gesagt, ich solle doch zu ihm kommen, aber allein und ohne unsern Cardinal, den

Protector, er wolle selber Protector sein, und sprach viele dergleichen verba honoris. Was er damit meinet, das möcht Ihr wol verstehen. Ich habe ihm neulich nach Rath Anderer von Euerer und unsers Ordens wegen ein Präsent geschenkt zu seinem Willkomm gen Rom, das er gerne nahm. Der König von Polen hat ihm dieses Jahr mehr denn einmal Präsente bringen lassen. Darum mochte ich es nicht wohl lassen; ich mußte ihm auch was thun. Leider ich merke also große Gierheit in Leuten, die man heilig nennet, daß mich's wundert und darum sehe ich, wer da gibt, der ist lieb gehalten. Will ich denn auch lieb sein, ich muß auch, wiewol mich's verdrießt, zu Stunden geben.

Auch die einzelnen Mittel, die der Papst in Bewegung setzte, um bald hier, bald dort Gaben und Geschenke zu erpressen, blieben dem Gesandten nicht unbekannt. Brachte man am Hofe irgend eine wichtige Bitte an, etwa wegen Verleihung eines Bißthums oder einer andern geistlichen Amtswürde, so verschob der Papst sehr oft die Entscheidung von einer Zeit zur andern, wie man wußte, aus keiner andern Ursache, als um sich erst durch klingende Beweggründe zur Verleihung bestimmen zu lassen; denn, schreibt der Gesandte in einem solchen Falle, hätte ich nur Geld und Gut gehabt und dem Papste davon eine Schenkung gemacht, ich hätte wol gleich Andern

meinen Willen erworben. Im Jahre 1429 wollte sich der Papst gegen alle bisherige Gewohnheit das Recht zueignen, einem neugewählten Hochmeister des deutschen Ordens in eben der Art wie einem erwählten Bischofe die Bestätigung zu ertheilen. Man sträubte sich dagegen, weil es bisher nie einer solchen Bestätigung bedurft hatte, und man offenbar sah, es sei dabei nur auf ein neues Geldmittel für die päpstliche Kammer abgesehen. Bei dem Papste erregte dies freilich einigen Zorn gegen den Orden, und der Gesandte schrieb dem Meister: Das alles geschieht vom Papste nur darum, daß ihm vom Orden Geld werden möge. Also seid gewarnt! Könnte man einem solchen bei Zeiten begegnen und die Gierigkeit unsers heiligen Vaters etwas sanftmüthigen, es wäre wol, dünkt mich, gut und nützlich für uns. Bald nachher berichtete der Gesandte von neuem: der Papst habe zwar erklärt, daß er dem Orden nicht abgeneigt sei, auch nie gegen ihn handeln werde; allein das seien nur schöne Worte und er thue am Ende doch gegen ihn, was er wolle. Des Ordens Gerechtigkeit möge ihm keiner mit Ernst vorbringen, aus Furcht ihn zu erzürnen. Jener habe jetzt gar zu wenige Gönner am Hofe und im Cardinalcollegium; er müsse, wenn es gut gehen solle, wenigstens die Hälfte der Cardinäle sich zu Gönnern machen. Ein oder zwei Cardinäle, fährt der Gesandte fort, können gegen den

Papst gar nichts ausrichten; also ist es Noth, den Papst zu erweichen, was man aber nicht anders thun kann, als mit Geld und Gaben. Allhie zu Rom sind wunderliche Finten, um Geld zu erwerben. Ist da irgendwo Friede unter den Landen oder Fürsten und Herren, man bringt es mit List zuwege, daß Zwietracht entsteht um deswillen, daß der Theil, der gerecht ist, seine Gerechtigkeit wehre und bewahre und dafür muß er dann hier Geld lassen. Wird ein Bischof, Propst, Prälat oder sonst ein Domherr mit Eintracht gewählt, so wird er in kurzer Zeit nicht bestätigt, auf daß, wenn Jemand käme, der dem Erwählten einen Einfall thun wollte, dieser, um seine Gerechtigkeit zu behaupten, mehr Geld ausgeben muß, als er sonst gethan hätte; doch es sind die mancherlei Finten, die es allhie gibt, um Geld zu erkriegen, gar nicht zu beschreiben. Geld ist allhie der Freund und Förderer aller Dinge, die man durchsetzen will.

Der Gesandte hatte vollkommen Recht, wenn er in den Zusicherungen des Papstes nichts weiter als nur schöne Worte fand, denn nur zu bald suchte dieser seine Finten zum Gelderwerb auch im Ordensgebiete in Anwendung zu bringen. Ich habe vernommen, meldete er darüber, daß der Papst geäußert hat: es sei nicht mehr gut, daß der Meister alle Beneficia selbst in Preußen und Livland zu verleihen habe, so daß der römische Hof davon kaum etwas oder nichts

bekomme, und man damit den päpstlichen Stuhl sehr kümmerlich erkenne. Damit meint er dem Meister und Orden nur großes Geld abzudringen. Zudem habe ich auch erfahren, der Papst wolle, wenn Jemand käme, der, mächtig an Geld, ein Gebiet in Preußen oder eine Ballei in Deutschland impetriren möchte, ihm solche ohne Weiteres verleihen, wie er ja gethan hat und noch thut an dem S. Johannes-Orden; also seid gewarnt und wisset, daß der Papst mit Geld vom Orden erkannt sein will. — Der Fürst bat sich von seinem Gesandten einen guten Rath aus, was unter so bedenklichen Verhältnissen zu thun sei; worauf ihm dieser erwiederte: der Rath muß hiebei sein, wie ihn die Zeit zusagt. Ich habe schon früher einmal gerathen, wie man dem Gedrange abhelfe; aber des haben mich die Gebietiger verlacht. Da gab mir einer unserer Gönner allhie, dem ich die Bedrängniß klagte, die Antwort: man finde darüber Rath in einem Poeten. Nämlich ein Mann trug ein Schaf und sollte vor einem Bären vorüber, den er nicht umgehen konnte. Da besorgete er sich vor dem Bären wegen des ganzen Schafes und schnitt ein Stück davon und warf es vor ihn hin, auf daß er ihm das Schaf nicht ganz nehme. Hieraus merket, daß die Bedrängung unsers Ordens wird zu büßen sein nach der Zeit und nicht anders. Daß wir aber nicht eher geben wollen, als wenn wir unserer Sache

sicher sind, das bringt unsern Orden sehr zurück. Man spricht im Evangelium: Nicht Jedermann, der da sagt: Herr! Herr! kommt in das Himmelreich, sondern, der da auch thut den Willen unseres Vaters. Es gebe nur zwei Wege, sagt der Gesandte in einem andern Briefe, wie man sich gegen den Papst zu stellen habe: Entweder wir müssen ihm behäglich sein, dieweil er ein gieriger Mann ist, oder wir müßten uns mit Gewalt wider ihn setzen; denn wenn er jetzt etwas wider uns verliehen hat, so sagt er wol: es sei ihm leid, oder er entsinne sich gar nicht, daß er es gethan habe; er gibt dann auch gute Worte. Aber ehe wir denn unserem Schaden nachkommen, haben wir von ihm noch Schande und Arbeit dazu.

Man würde sehr irren, wenn man aus den so oft wiederholten Auffoderungen des Gesandten zu Geldgeschenken und Ehrengaben schließen wollte, es sei von Seiten des Ordens wenig oder nichts geschehen, um auf diesem Wege am päpstlichen Hofe sein Bestes zu fördern; vielmehr betrafen jene öftern Ermahnungen meistens nur außerordentliche und nicht schon durch langen Gebrauch übliche Geschenke, denn es waren schon längst mancherlei feststehende Gaben und Ehrenspenden gewöhnlich, welche nie unterlassen werden durften, ohne in den Augen des Papstes eine Art von Verbrechen zu begehen und ohne den zürnenden Blick des ganzen römischen Hofes auf sich zu ziehen. Den

ersten Eintritt am Hofe mußte sich der Gesandte durch Geben und Beschenken eröffnen. Es war seine erste Pflicht, allen Cardinälen seine Aufwartung zu machen; aber bei keinem durfte er ohne ein Geschenk erscheinen, am wenigsten beim Protector des Ordens und den Kämmerlingen des Papstes; das glänzendste fiel natürlich diesem selbst zu. In der Regel mußte der Gesandte beim Antritte seines Amtes die Summe von tausend Ducaten auf solche Geschenke verwenden; denn, sagt er in einem seiner Berichte, es ist Niemand bei dem ganzen Hofe, er will meines ersten Einkommens zu Rom genießen. Es mußte ferner ein jährlich wiederkehrendes Geschenk zu Weihnachten erfolgen, und zwar wurde jedes Mal früherhin fast das ganze päpstliche Hofpersonale, später wenigstens der wichtigere und einflußreichere Theil desselben mit einer s. g. „Ehrung" beschenkt. Die Summe dieser Geschenke belief sich in den ersten Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts in der Regel auf tausend Ducaten, im Jahre 1432 noch auf 700 und später auf wenigstens 500 Ducaten. Bei jener größern Summe muß das Hauptgeschenk an den Papst wol sehr bedeutend gewesen sein, da er späterhin bei dem geringern Betrage doch gewöhnlich noch 400 Ducaten erhielt, obgleich er damit selten zufrieden war, denn der Gesandte meldet einmal in seinem Berichte: Er habe zu Weihnachten dem Papste nach alter Gewohn=

heit 400 Ducaten an Ehrung gegeben; aber wie immer dünket ihm das nichts zu sein; er ist hiemit wenig zufrieden. Darum scheint es mir gerathen zu sein, nun er dem Orden also ungnädig ist, daß man darauf dächte, ihm mehr Ehrung und Schenkung zu thun. Diese Weihnachtsgeschenke geschahen theils in Geld, theils in mancherlei andern Dingen, z. B. in vergoldeten Trinkbechern, silbernen Schüsseln und Schalen, kostbaren Tüchern, Pferden, Satteln und Reitzeug, Confect u. s. w. [1]). Wie schwer es dem Ge-

1) Wir haben noch eine Rechnung über eine solche Weihnachtsbescherung, und theilen das Wesentliche hier mit, um zu zeigen, wem solche Geschenke zufielen und worin sie bestanden.

1. Für ein blaues Sammttuch dem Papste 83 Ducaten.
2. Für einen vergoldeten Kopf dem Papste 64 Ducaten.
3. Für das Futter zu einer Hermelindecke für den Papst 14 Ducaten.
4. Für 13 silberne Schalen des Papstes Kämmerern 117 Ducaten.
5. Dem Protector des Ordens 100 Ducaten.
6. Für Confect den Cardinälen 70 Ducaten.
7. Für Confect den Auditoribus 31 Ducaten.
8. An zwei Advocaten 24 Ducaten.
9. An zwei Procuratoren 20 Ducaten.
10. Dem Stallmeister des Papstes 3 Ducaten.
11. Des Papstes Thorknechten 30 Ducaten.
12. Für ein Pferd zum Geschenk 30 Ducaten.

sandten wurde, und doch auch, wie nothwendig es war, Alle möglichst zufrieden zu stellen, geht aus einem Briefe des Jahres 1423 hervor, wo er sagt: Nun kommen die heiligen Weihnachten heran, und ich sollte nach alter Gewohnheit reiche Ausrichtung thun unserm Protector, den Advocaten, Procuratoren und andern des Hofs Officialen an Geld und andern Schenkungen. Aber es sind mir die 1000 Kammergulden von Brügge noch nicht geworden; auch bin ich sonst jetzund viel schuldig und kann fast nimmer borgen, denn man wird meines Leihens müde. Ich weiß nicht, was zu thun ist; gebe ich unserm Protector, den Advocaten und den Andern nicht nach alter Gewohnheit, so besorge ich mich auch wenig Trostes und Hülfe von ihnen, denn ich kenne die Leute wohl.

Je öfter man aber gab, um so mehr wuchs die Lust des Empfangens. Wie man die einträgliche Zeit der Jubiläen in immer kleinere Räume verjüngt hatte, so wurde bald auch die weihnachtliche Spendsitte auf alle hohen Feste des Jahres übertragen, so daß, wer bei dem heiligen Vater in Gnade stehen und bleiben

---

13. Für einen Sattel dazu 1 Ducaten.

14. Dem Protector des Ordens, dem Cardinal Novariensis, dem Protonotarius Hermann Dwerg, jedem ein Pferd, dem Prior, der vor den Papst zu führen pflegt, zwei Pferde.

wollte, ihm an jedem hohen Festtage „eine Ehrung" überreichen lassen mußte; denn, schreibt der Gesandte im Jahr 1424 seinem Fürsten: Es ist mir im Vertrauen gerathen, daß ich auf alle großen Feste dem Papste ja etwas an Ehrung thue, wonach ich mich auch richten muß. Gott weiß, es ist mir solches ganz zuwider. Nun aber leider die Läufe jetzund also sind, und damit wider unsere Privilegien nicht fürder etwas geschehe, dünkt mich am wenigsten arg, die Zeit zu fristen, wie man mag, bis Gott es anders fügt, sich Freunde zu halten, die man nicht zu gewinnen hat. Das will aber jetzt wahrlich Geld kosten, oder man muß Unwillen sehen und leiden. Ich glaube wohl, hätte man dem Papste öfter Ehrungen gethan, es wäre mit unsern Sachen nicht so fern gekommen. Ich sprach einmal zu einem Freunde allhie: es wundere mich, warum der Papst Privilegien gebe, die nicht immer währten. Darauf ward mir zur Antwort: der heutige Papst mag seinen Nachfolgern nicht Hände und Gewalt binden; darum gibt der eine Privilegien, die der andere widerrufen kann; wobei mir der Freund zu verstehen gab, es sei immer nütze, den Papst zum Freunde zu halten und seine Gunst nicht zu gering zu achten, was freilich Geld koste. Ich schenkte ihm jetzt auf Ostern ein Kleinod von 36 Ducaten an Werth; hätte es lieber behalten. Warum ich es gethan und nun auf Pfingsten wieder thun muß, möget ihr aus dem

Gesagten merken. Ich kann nichts Gutes thun sonder Geld und Gut; alle Freunde schlafen, so ich nicht komme und gebe.

Wurde ein neuer Papst gewählt, so war das Nothwendigste, daß der Gesandte für ein glänzendes Geschenk sorgte, denn kaum hatte der Neuerwählte den päpstlichen Stuhl bestiegen, so wurden ihm nach Gewohnheit überall her kostbare Ehrengaben entgegengebracht. Als z. B. Martin V auf den römischen Stuhl erhoben ward, kam der damalige Gesandte durch Geldnoth in die größte Verlegenheit wegen des nothwendigen Ehrengeschenks für den neuen Papst. Er schrieb seinem Fürsten: Wir haben gar nichts, um unserm heiligen Vater, dem neuen Papste eine Ehrung zu bringen, wie doch alle Fürsten, geistliche und weltliche zu thun pflegen. Wir möchten uns gerne selbst zu Geißel setzen, wenn wir nur Geld bekommen möchten, auf daß auch wir nach gemeinem Laufe unsere Ehrung zu Stande brächten. Ohne solche könn n wir nicht, wie es gewöhnlich, vor den Papst kommen; und versuchten wir es, wider solche gemeinlichen Läufe und Gewohnheiten anzugehen, es würde uns vom Papste und den Cardinälen für Dummheit und Geiz ausgelegt werden, die uns groß zu Schaden kommen möchten, sonderlich wie unsere Sachen jetzund gestaltet sind. Auch wäre es jetzt noch leicht, den Papst gut zu behalten, denn er ist

noch arm, und mit tausend Gulden, die der Erzbischof von Riga hier in zehn Wochen verzehrt, macht man ihn zum Freund, so lange er lebt. Als im Jahr 1431 Martins Nachfolger Eugen IV gewählt wurde, schrieb der Gesandte abermals: Heute als am ersten März gehen die Cardinäle einen neuen Papst zu ernennen. Wenn aber ein solcher erwählt wird, so wäre es nothwendig, daß ich ihm allhie in seiner Neuheit von Euerer und des ganzen Ordens wegen eine Ehrung thäte, das hülflich sein würde in allen unsern Sachen. Nun habe ich aber wahrlich nicht, wovon es zu nehmen wäre, und so kommt unser Orden ganz dahinter, denn mit seiner Gerechtigkeit allein kann er hier nicht fortkommen; es muß etwas dabei sein, als nun der Welt Lauf einmal ist. Da jedoch mehre Monate vorübergingen, ohne daß der Gesandte in den Stand gesetzt wurde, der hergebrachten Sitte gegen den neuen Papst-Gnüge leisten zu können, so wandte er sich noch einmal mit folgenden Worten an seinen Fürsten: Ihr habt mir vor Zeiten geschrieben, ich solle Euch immer schreiben, sauer und süß, was mir nur vorkäme u. s. w. Diese Worte bewegen mich, Euch desto getraulicher zu schreiben. Dieser Papst ist ein geborner Venediger, welche von Art immer hoch geehrt und begabt sein wollen. Allein es ist ihm von Euern Gnaden oder unserm Orden noch kein Glück zu seinem Papstthum brieflich oder

persönlich geboten worden, und er hat auch weder Ehrung noch Gaben empfangen, außer was ich allein als ein stetes Hofgesinde ihm mit meinen Worten entboten habe. Wie soll er sich denn gegen den Orden wol anlassen, da doch der größte Theil der christlichen Könige, Fürsten und Herren zuerst mit ihren Briefen und dann, die es erreichen mögen, mit ihren Sendboten den Papst empfangen und ihm Glück entbieten in seinem Papstthum mit Worten und mit Gaben.

Es ward ferner am päpstlichen Hofe als Gewohnheitsrecht betrachtet, daß jeder neuerwählte Hochmeister dem Papste die Gesinnungen des Gehorsams und der Ehrerbietung durch dargebotene Geschenke und Ehrengaben bethätigen müsse; und als der Meister Michael Küchmeister von Sternberg ihm zwar, wie früher erwähnt, seine Empfehlungsbriefe, aber nicht, wie gewöhnlich, das erwartete Empfehlungsgeschenk sandte, weshalb der Papst dem Gesandten, wie wir schon vorhin hörten, sein Befremden über diese Versäumniß auch ziemlich verständlich zu erkennen gab, meldete dieser seinem Fürsten: es sei nicht gut, daß man nur Briefe des Gehorsams und der Empfehlung geschrieben; denn es sei zugleich auch eine Gewohnheit, daß ein neuer Meister dem Papste jederzeit eine Ehrung anthun lasse, und solche müsse wenigstens 300 Gulden sein. Für seinen Vorgänger habe er dem heiligen Vater 200 Zobeln und 800 Hermelin

und sonst noch andere Kleinodien geschenkt; denn von früher Zeit her habe er immer noch solche Kleinodien, Zobeln und dergleichen in Vorrath gehabt und, wenn ein neuer Papst oder neuer Meister gewählt worden, damit immer die nöthigen Beehrungen gethan; aber jetzt sei durch die reichen Gaben, die er gespendet, Alles dahin.

Jedoch alle diese regelmäßig wiederkehrenden Geschenke reichten noch nicht hin, um den päpstlichen Willen jederzeit geschmeidig zu erhalten. Bei jeder neuen wichtigen Streitsache und bei jeder Angelegenheit, in welcher es auf die Gunst und Gnade des Papstes ankam, mußte diese fast jedes Mal mit außerordentlichen Geldgeschenken oder sonstigen Ehrengaben erkauft werden. Wisset, schrieb der Ordensbevollmächtigte aus Kostnitz, daß die Polen mit Zobeln, Mardern, Hermelin, Cursen und andern Dingen Alles thun, um sich den Papst in ihrer Sache zum Förderer und Freund zu machen. Jetzt, meldete zugleich der Gesandte, ist es noch die rechte Zeit, des Papstes Gunst zu erhalten, da er eben arm und geldbedürftig ist. Ich habe ihm deshalb auch eine Beehrung gethan, die sehr stattlich und wohlanständig war und auch dem Papste und Allen, die sie sahen, sehr wohl gefiel. Sie bestand in silbernen Gefäßen, Zobeln und Lasitzen an Werth von 1000 Gulden, wofür der Papst uns nun auch mehr gewogen ist als je

zuvor. Überhaupt galt der damalige Papst Martin V für einen der habsüchtigsten und geldgierigsten, bei dem nur durch reiche Geldgaben Alles zu erringen und zu erzwingen war, so daß der Gesandte, als er unter seinem Nachfolger Eugen IV in einer Streitsache einen für den Orden günstigen Ausspruch gewann, geradezu erklärte: hätte der Papst Martin noch gelebt, dazu hätte ich es nicht bringen können, wenn ich ihm nicht 1000 Ducaten gegeben hätte. In frühern Zeiten waren die dem Papste in solchen außerordentlichen Fällen zugefallenen Geschenke mitunter noch ungleich glänzender und kostbarer gewesen, denn der Gesandte fand in alten Gesandtschaftsbriefen seiner Vorgänger, daß einmal eine Verehrung an den Papst nicht weniger als 6000 Ducaten an Werth betragen habe, und noch im Jahr 1430 wußte man in Rom von einem andern Geschenke zu erzählen, welches aus zwölf goldenen Aposteln bestanden hatte und dem Orden die Summe von 52,000 Ducaten gekostet haben sollte. Freilich, meldet dabei der Gesandte, sagen auch jetzt der Papst und seine Cardinäle, daß der Orden der Kirche nun gar nicht mehr so diene, als er es vor Jahren gethan.

Erfolgten nun aber solche Geschenke nicht von selbst und aus eigener Bewegung des Gesandten, so wandte man wol auch Mittel an, um sie zu ertrotzen. Gewöhnlich spielte der Papst eine Zeit lang den zorn-

vollen und ungnädigen Herrn, bis sich der Beutel des Gesandten öffnete, und die Miene seiner Heiligkeit sich dann erheiterte. So zeigte sich z. B. der Papst Martin V im Jahr 1422 in einer Streitsache des Ordens mit dem Könige von Polen gegen den Gesandten sehr hart und erzürnt, und da dieser recht wohl wußte, daß nicht blos Furcht vor dem Könige (wie man vorgab), sondern auch eine andere Ursache diesem Zorne zum Grunde liege, so ließ er zuvor den Papst durch einen seiner Advocaten von einem Geschenke benachrichtigen, welches er ihm überreichen wolle, und schon dadurch wurde eine merkliche Milderung und Nachgiebigkeit bei dem Papste sichtbar. Da ging ich, schreibt der Gesandte, eines Tages zu ihm und schenkte ihm einen schönen großen Kopf, den ich schön hatte vergolden lassen; dazu gab ich ihm auch zwei schöne Lederlaken, die ihm angenehm waren, und bat seine Heiligkeit, daß er die kleine Gabe nicht verschmähe; der Weg zwischen Preußen und Florenz wäre lang und unsicher; helfe Gott und seine Heiligkeit, daß wir zum ewigen Frieden kämen, ich wollte es dann gerne besser machen. Da sprach der Papst: es ist genug! — Dieselbige Rolle spielte im Jahr 1452 der Papst Nikolaus V. Der Gesandte hatte seinem Fürsten wiederholt vorgestellt, wie nothwendig es in den damals bedrängenden Verhältnissen des Ordens sei, die Ungnade des

Papstes „durch eine ansehnliche Ehrung in Süßigkeit zu verwandeln." Da sandte ihm endlich der Meister eine Summe von 1225 ungarischen Gulden mit dem Auftrage: nehmet davon 225 Gulden und gebet die unsers Ordens Protector Firmanus zur Ehrung oder lasset dafür Kleinod machen, damit er geneigt und willig werde, unsere Sachen zu fördern. Für die 1000 Gulden aber lasset mit Hülfe und Rath des Herrn Firmanus ein ansichtiges, geziemliches und redliches Kleinod verfertigen, wie es unserm heiligen Vater am allerangenehmsten ist, und verfüget Euch dann mit dem Herrn Protector zu dem Papste, ehret seine Heiligkeit damit und seid daran und bewerbet Euch mit Fleiß, daß seine Heiligkeit ihre Gnade wieder zu uns wende. Würde es aber dem Herrn Protector und Euch räthlicher und besser dünken, die tausend Gulden in Golde seiner Heiligkeit zu geben, so setzen wir dies zu Euerer Erkenntniß. Würde es dem Protector jedoch scheinen, daß unserem heiligen Vater an den tausend Gulden nicht genügen möge, so müsset Ihr ihm solche 1225 Gulden alle an Kleinodien oder an Gold geben, und der Herr Protector mag Mitleid und Geduld haben bis auf eine andere Zeit. — Bevor indessen diese Summe in Rom ankam, war die Besorgniß des Gesandten vor des Papstes Ungnade noch höher gestiegen, denn er hatte von diesem selbst Äußerungen vernommen, daß er nur die

Ankunft des römischen Königes in Rom erwarten wolle, um auch diesen gegen den Orden zu gewinnen und dann zu beweisen, was des Papstes Unwille bedeute. Wir wußten, meldet der Geheimschreiber des Gesandten, keinen Rath. Der Procurator und ich, wir gingen zum Cardinal Firmanus, unserm Protector, ihn bittend, er möge helfen und rathen, daß man aus solcher Ungnade des Papstes komme. Da antwortete er uns ernstlich: wenn man Freunde habe, so verschlage man diese; wer solle denn auch nach dem Orden noch fragen! er meinte, man dürfe nicht daran denken, etwas vom Papste zu erhalten, dieweil die Dinge also stünden; man müsse vor allen Dingen, wolle man etwas beginnen, dem heiligen Vater eine Ehrung von etwa 1000 Ducaten geben. Um diesen Rath in Ausführung zu bringen, mußten 500 Ducaten auf hohen Wucher aus der Bank genommen und das Übrige gegen Bürgschaft des Cardinals geborgt werden. Es wurden zwei sehr schöne vergoldete Wasserbecken mit zwei schönen vergoldeten Kannen für 210 Dukaten und außerdem „ein köstlich erhaben goldenes Stück mit Gold und Sammt" für 620 Ducaten angekauft und dem Papste vom Gesandten überreicht, der über die Art, wie sich jener dabei benahm, Folgendes berichtet: Da ich das erwähnte goldene Stück und die Becken und Kannen unserm heiligen Vater überreichen wollte, erzählte ich

ihm, daß Euere Gnade gerne schon vor einem Jahre seine Heiligkeit mit solchen Dingen und Kleinodien, die zu Preußen und in den Landen umher zu bekommen seien, demüthiglich erkannt und geehrt hätte; aber Unsicherheit der Straßen, Mühe und Arbeit, die Ihr daheim im Lande hättet, auch Krieg in Euerem Lande seien Euch hinderlich gewesen, daß Ihr es auf keine Weise hättet beibringen können. Solcher Hindernisse wegen hättet Ihr mir befohlen, allhie etliche Kleinodien zu kaufen, woran seine Heiligkeit wol Euere Demuth, Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit für die viele dem Orden erwiesene Gnade und Güte erkennen möchte. Seine Heiligkeit entschuldigte sich wol durch mancherlei Mittel und wollte die Ehrengaben nicht annehmen. Aber ich antwortete, so passend ich konnte, und bat seine Heiligkeit so lange, bis er die Gaben von mir nehmen ließ. Am andern Tage, berichtet der Gesandte weiter, sei er heimlich zum Papste gegangen und habe ihn um eine Bestätigungsbulle in der vorliegenden Streitsache gebeten. Der heilige Vater habe sich nun äußerst gnädig und bereitwillig gezeigt, und die Bulle sei ihm ausgerichtet worden „in der allerbesten Form und Weise, die ich nur erdenken mochte. Ehe aber unser heiliger Vater die Bulle bestätigte, gab ich auch einem Petrus de Nogeto zur Ehrengabe ein silbernes vergoldetes Pacem, das 40 Ducaten kostete, weil er die Confirmation

getreulich fördern half bei dem Papste. Mit den übrigen 30 Ducaten kaufte ich Hühner, Kapaunen und Confect und gab dies dem Cardinal Firmanus als Präsent, dem man besonders zu danken hat, denn er hat die Sache eigentlich gemacht." — Es könnten noch mehre Beispiele solcher Art erwähnt werden, um zu zeigen, wie oft habsüchtige Päpste das Kunstmittel ihrer Ungnade und ihres gefürchteten Zornes in Anwendung brachten, um dem Gesandten ein Geldgeschenk oder eine andere ansehnliche Ehrengabe abzutrotzen; doch mögen die beiden angeführten Fälle hier genügen.

Es gehörte aber gewissermaßen mit zur diplomatischen Geschicklichkeit des Gesandten, zuvor auf irgend eine Weise auszukundschaften, auf welche Art von Geschenken der Papst gerade großen Werth lege. Bald war es dann ein künstlich gearbeiteter goldener Trinkbecher, mit drei= bis vierhundert Ducaten gefüllt, womit der Durst des heiligen Vaters gestillt werden konnte, bald wurde allerlei silbernes Geräthe überreicht, bald bat der Gesandte seinen Fürsten um Zusendung seltener und in Rom sehr geschätzter „Kleinode," als russischer Hüte, russischer Taschen, russischer Messer, russischer Schauben, Cursen, Grauwerk oder sonst dergleichen, um sie theils dem Papste, theils dessen Hofleuten zu verehren. So wurden z. B. zur Zeit des kostnitzer Conciliums für Zobel

als Geschenk für den Papst einmal 370 Gulden ausgegeben. Mitunter aber machte dieser dem Gesandten es auch ganz leicht, zu erfahren, nach welchem Geschenke er ein besonderes Verlangen getragen habe. So heißt es z. B. in einem der Berichte: Ich hatte hier einen gar säuberlichen weißen Hengst, wie er von solcher Größe im ganzen Hofe nicht ist. Nun hat aber unser heiliger Vater darnach gesandt, daß ich ihm denselben auf den Weg leihen möge, weil er Mangel an weißen Pferden habe. Man wollte mir wahrlich oft 200 Gulden dafür geben. Kommt er ihm jetzt in die Hand, gewiß er wird mir nimmer wieder; ich muß ihn schenken. Schicket mir also ein anderes, aber ein schwarzes oder braunes Pferd.

Führten solche Geschenke nicht zum erwünschten Ziele, so mußten Mittel der Bestechung in Bewegung gesetzt werden, und bei der unersättlichen Geldgier war auch dafür der Papst mit seinem Hofe sehr empfänglich. So sah z. B. im Jahre 1430 der Gesandte in der am päpstlichen Hofe angebrachten, aber dort lange ruhenden Streitsache mit dem Erzbischofe von Riga kein anderes Mittel, um vom Papste eine günstige Entscheidung zu gewinnen, als diesem bei glücklicher Beendigung der Sache eine Summe von 5000 Ducaten, mehren Prälaten ein Geschenk von 2000 Ducaten und dem Treßler oder Schatzmeister des Papstes, der bei diesem sehr viel galt, 400 Ducaten

schon im voraus zusichern zu lassen, damit die rigaische Geistlichkeit zum Gehorsam gebracht werde. Derselben Mittel bedienten sich wenige Jahre darauf die Sendboten des Königs von Polen am römischen Hofe, weshalb der Gesandte meldet: Er dürfe Rom nicht einen Augenblick verlassen, weil die Polen dort in heimlicher Weise Alles versuchten, den Papst durch Bestechungen für ihre Sache zu gewinnen.

Ging das Oberhaupt der Kirche in solcher Art voran, so folgte natürlich der ganze übrige Hof zu Rom in gleicher Weise nach. Vor Allem mußten die Cardinäle immer so viel als möglich bei günstiger Laune erhalten und auch an sie von Zeit zu Zeit reichlich gespendet werden. Sobald ein neuer Cardinal ernannt war, mußte man ihm mit Geschenken entgegenkommen. So meldet der Gesandte im Jahre 1450: Ich hatte vernommen, daß unser heiliger Vater einen Deutschen, genannt Herr Nikolaus de Cusa, zum Cardinal gemacht habe, der nun auch an den Hof gekommen ist und zu Rom wohnt. Wie es nun eine Weise und Gewohnheit allhie ist, habe ich ihn heimgesucht, empfangen und geehrt; es sind viele deutsche Curtisane und Herren, die den Cardinal beschenkt und nach Gewohnheit des Hofes zu Rom ein jeglicher nach seinem Vermögen begabt haben, wie denn auch andere Herren und Prälaten als Deutsche thun. Also um der Ehre des Ordens willen durfte

ich solches auch nicht lassen und bestellte ein silbernes Gefäß von 30 Ducaten, um es ihm zu schenken. Natürlich flossen die ansehnlichsten Geschenke meist den Cardinälen zu, die auf den Papst den größten Einfluß hatten und dadurch für bestimmte Zwecke am nachdrücklichsten wirken konnten; denn wie der Gesandte wiederholt erwähnt, war zu günstiger Führung der Geschäfte nichts so unerläßlich nothwendig, als zunächst unter den Cardinälen sich „heimliche Freunde und Gönner" zu verschaffen. So verehrte der Gesandte im Jahre 1429 dem Cardinal von Rouen oder Rothomagensis einen Trinkbecher von 65 Ducaten an Werth, „weil er ein kluger und weiser Mann war, dem Papste wohlgefällig, dem Orden sehr geneigt sei und diesem viel nützen konnte." Um dieselbe Zeit erhielten der Cardinal de Ursinis zwei Flaschen von 100 Ducaten, der Cardinal de Comite ein Trinkgefäß von 50 Ducaten, der Cardinal Novariensis einen Kopf oder Trinkbecher von 50 Ducaten, der Cardinal Arelatensis zwölf silberne Schüsseln von 100 Ducaten, und ein Prior ein Pferd von 50 Ducaten, so daß mit einem Mal über 400 Ducaten an die Cardinäle allein zu Geschenken verwandt werden mußten, blos um der rigaischen Streitsache eine für den Orden günstige Wendung zu verschaffen, wogegen freilich die rigaische Geistlichkeit für ihren Zweck in derselben Sache seit Jahren nicht weniger als

14,000 Ducaten theils zu Geschenken für den Papst und die Cardinäle, theils zu andern Beförderungsmitteln am päpstlichen Hofe gespendet hatte. Bald darauf indessen schrieb der Gesandte seinem Fürsten von neuem: Ich besorge mich, sollen wir unsern Willen behalten in unsern Sachen, wir müssen noch mehr Geld haben, da wir allen Cardinälen zugesagt, würde Alles seinen guten Fortgang haben, wir wollten es gerne verschulden, und das macht sie willig. Aber es dünket mich auch gut, daß Ihr Beides an Pferden und andern Gaben mehr allhier gen Rom sendet, damit man sich neue Freunde mache, sonderlich den Cardinal Novariensis, der des Ordens Advocat zuvor gewesen ist und damals für den Orden viel gearbeitet hat und noch arbeitet, obgleich er vom Orden nichts hatte, da ich ihm bei meinem Hieherkommen nur ein Pferd verehrt habe; es wäre doch billig, daß er mehr bekomme, weil er alle Heimlichkeit des Ordens weiß und ihm Alles kund ist. Da nach wenigen Monaten der Protector des Ordens, der Cardinal de Comite, als päpstlicher Legat auswärts entsandt wurde und die Cardinäle Rothomagensis und Novariensis dem Gesandten als Stellvertreter zugeordnet waren, so sah sich dieser, um sie noch eifriger für sein Interesse zu gewinnen, abermals genöthigt, dem Einen ein Geschenk von einem Roß, 50 Ducaten an Werth, und dem Andern einige silberne Schalen

von ebenfalls 50 Ducaten zu überreichen. Streitende Parteien suchten sich die Gunst der Cardinäle durch oft wiederholte und immer höhere Geschenke gegenseitig abzujagen; so waren namentlich die Sendboten des Königs von Polen fort und fort bemüht, den Gesandten des Ordens durch ausgezeichnetere Ehrengaben an die Cardinäle zu überbieten. Außerdem mußten zu Weihnachten oder Neujahr auch die einflußreichsten Cardinäle regelmäßig beehrt werden, was jedes Mal zum wenigsten eine Summe von 300 Ducaten kostete. Kam ein neuer Gesandter an den Hof, so konnte er auch bei den Cardinälen nicht anders als mit spendenden Händen erscheinen; deshalb schrieb einst ein Gesandter, der von seinem Amte abgehen wollte: man möge es bei der Sendung des neuen Gesandten so einrichten, daß er mit den Geschenken und Kleinodien für die Cardinäle, um sich damit Freunde zu machen und Kundschaft zu verschaffen, erst gegen Weihnachten nach Rom komme, „sodaß dann Ein Ausgeben geschehe, um größere Unkost zu vermeiden." Außer den Geldgeschenken spendete der Gesandte an die Cardinäle oft auch andere werthvolle Präsente, besonders Pferde, Schauben, Cursen, kostbare Thierfelle und dergleichen, weshalb er einmal seinem Fürsten schreibt: Lasset doch nicht Alles, was Euch von kostbarem Rauchwerke wird, zerschneiden und Handschuhe daraus machen, um sie als Ehrung

den Gästen zu geben, die Euch in Preußen besuchen. Bedenket, mein Amt steht hier auf zwei Dingen, nämlich an Fleiß in den Sachen und am Geben, deren eins ohne das andere nicht sein kann. Ich habe hier noch vier Lederlaken, sechs Paar semische Hosen und achtzehn Paar Handschuhe; aber das Alles reicht für die Cardinäle noch nicht zu, und Rauchwerk, welches sie auch gerne haben, habe ich gar nicht erhalten.

Daß vor Allem der Protector des Ordens, der Protonotar oder Corrector der päpstlichen Briefe und die im Dienste des Gesandten stehenden Advocaten, von Zeit zu Zeit in ihrem Eifer durch Geschenke neu erwärmt und angeregt werden mußten, darf kaum erwähnt werden. So bittet einmal der Gesandte um ein Ehrengeschenk für den Protector, weil er anfange, in den Sachen des Ordens etwas lässiger zu werden, da er noch wenig erhalten habe. Dem Cardinal der Polen und ihren Advocaten werden schöne Pferde und kostbares Grauwerksfutter zum Geschenk, und das steckt den unsern sehr in den Augen. Dem Corrector wurde bald ein vergoldetes Trinkgefäß, bald Pelzwerk oder ein kostbares Bernsteinbild und anderes Kleinod überreicht. Aber auch die übrigen Beamten des Hofes, besonders der Vicekanzler, der Kämmerer und der Schatzmeister des Papstes, die Procuratoren, Sollicitatoren u. A. durften an gewissen üblichen Schenkungstagen, vorzüglich zu Weihnachten und Neujahr

auf keine Weise übersehen werden; selbst der Schäffer des Papstes, die päpstlichen Gendarmen (gentes armorum) und die Thorwarte oder Portenarien erhielten dann Präsente von 6 bis 36 Ducaten. Wir ersehen aus einer aufbehaltenen Rechnung, daß zu Weihnachten des Jahres 1430 an Geschenken ausgegeben wurden:

Für den Papst	100	Ducat.
„ den Protector	100	„
„ 9 Cardinäle an Confect, Wachs u. A.	100	„
„ die Prälaten, den Corrector, Vicekanzler u. A.	100	„
„ einen Advocaten	50	„
„ zwei andere Advocaten	44	„
„ die Procuratoren	20	„
„ die Portenarien des Papstes . .	36	„
„ den Bischof von Tibur, des Papstes Kammerherrn	10	„
„ den Schäffer des Papstes einen Fingerring	6	„
Summa	566	Ducat.

In einer spätern Rechnung vom Jahre 1450 werden als Geschenke aufgeführt:

An gewöhnlichen Weihnachtsgaben .	333	Ducat.
Für den Papst eine Ehrung von zwei goldenen Flaschen	161	„
Latus	494	Ducat.

	Transport	494 Ducat.
Für zwei silberne Patellen als Ehrung	61	=
= zwei andere silberne Patellen als Ehrung	54	=
Einem Advocaten für Consilia . . .	18	=
An Weihnachtsgeschenken für den Hof .	110	=
Für ein Präsent dem Cardinal de Cusa	14	=
= ein anderes dem Erzbischof von Trier	7	=
= eine Ehrung dem Cardinal von Augsburg	14	=
= ein beschlagenes Messer als Geschenk demselben	14	=
= einen Notar als Ehrung . . .	18	=
	Summa	804 Ducat.

Also galt jetzt wiederum, was schon Jugurtha einst von Rom sagte: Es sei Alles dort verkäuflich; denn wie man sieht, es ließ sich Alles durch Geld erzwingen. Wenn man etwas hier durchsetzen will, schreibt der Gesandte im Jahr 1432, so muß man nur Geld haben; unseres Ordens Gönner sind alle hier um Pfennige willen. Wo ich aber nicht Geld gebe, bin ich übel von Allen berathen. Und im Jahr 1452 meldet er seinem Fürsten: Ein Cardinal gibt mir hier den Rath: hätte ich nur Geld, es ließ sich Alles machen; ich möge mich dann zum Papste mit einer großen Summe fügen, und derselbe werde

uns von aller Belastung befreien und unsere Privilegien handhaben. Daraus mag man betrachten, was uns jetzt nöthig ist, und wie wir's mögen angreifen.

Mitunter hatten die Päpste auch sonst noch ihre Günstlinge und Vertrauten, durch die sie sich lenken und leiten ließen und auf diese mußte natürlich vorzüglich die Aufmerksamkeit des Gesandten gerichtet sein. So stand Anfangs beim Papste Martin V dessen Beichtvater, der Patriarch von Grado, in so großer Gunst, daß er ihn, wie der Gesandte meldet, Tag und Nacht nicht verlassen durfte, weshalb dieser auch bittet, auf eine Verehrung für diesen wichtigen Prälaten zu denken. Späterhin als dieser Papst am Stein krank darnieder lag, und nur selten ein Cardinal vor ihm erscheinen durfte, war es der Protonotar des päpstlichen Stuhles, Hermann Dwerg, der Alles über ihn vermochte und „wenn kein Cardinal zugegen war, die Angelegenheiten des Ordens immer so viel als möglich zu fördern suchte;" und der Gesandte belohnte ihn dafür oft durch sehr ansehnliche Geschenke. Auf Eugen IV wirkte in den ersten Jahren sein Beichtvater, ein Bischof und Bruder des Predigerordens, so bedeutend ein, daß Alles durch ihn vom Papste zu erlangen war; späterhin dagegen galt der Erzbischof von Florenz für den mächtigsten Günstling am Hofe, weshalb der Gesandte auch bittet, ihm einige vorzüglich gute Falken, insbesondere

Geierfalken, zuzusenden, denn durch ein solches Geschenk könne man die Gewogenheit des päpstlichen Günstlings am meisten gewinnen. Wie sehr sich aber geldgierige Päpste besonders von solchen Leuten lenken ließen, die ihrer Schatzkammer neue Bereicherungsquellen zu eröffnen versprachen, beweiset das Beispiel Gregorius XII. Nach dem Berichte des damaligen Gesandten vom Jahr 1406 hatte sich ein schlauer und gewandter Kammerclericus, Namens Nikolaus von Wolavia (ein Mensch, der schon überall in der Welt umhergewandert war, eine Zeit lang beim Papste in Avignon gelebt und dann sich in die Gunst Bonifacius IX in Rom so einzuschleichen gewußt hatte, daß dieser ihn zur Ausführung mancher wichtigen Geschäfte in fremde Länder mehrmals als Botschafter ausgesandt), schon im ersten Jahre des Pontificats Gregorius XII auch des Vertrauens dieses Papstes zu bemächtigen gewußt; denn kaum hatte er den päpstlichen Stuhl bestiegen, als ihm jener Cleriker eine äußerst reiche Einnahme für den päpstlichen Schatz verhieß, wenn er ihm erlauben wolle, drei Jahre lang in sieben Herren Ländern als Collector von Geistlichen, Mönchen und Ordensleuten einen Zehnten einfordern zu dürfen. Der schlaue Mensch wußte den Papst durch Berechnung der unmäßigen Geldsummen die er einbringen wolle, bald zu gewinnen; es wurde für ihn eine Bulle ausgefertigt, aber so insgeheim,

daß nur der Secretair, welcher sie geschrieben hatte, etwas von ihr wußte. Da indessen auch Livland und Preußen mit unter den bezeichneten Ländern waren, so erfuhr bald der Gesandte durch einen heimlichen Freund von dem ganzen Unternehmen und ließ dem Papste durch einen seiner Vertrauten vorstellen: er möge sich doch nicht durch bloßen Geldgewinn zu einer solchen Ungerechtigkeit verleiten lassen, die gegen sein gutes Wort streite, welches er bisher immer noch gehalten habe; jener Cleriker suche in dem Plane ja offenbar nur seinen eignen Nutzen und nicht des Papstes Ehre; es könnten ihm Viele ungehorsam werden, die ihm jetzt gehorsam seien. Der Papst sah dies ein und versprach: Deutschland, die Seelande und Niederlande sollten davon ausgenommen sein, und die Einsammlung sich nur auf Italien, Lombardien und Ungern erstrecken. Dennoch wußte der schlaue Cleriker den Papst bald wieder anders zu bereden, ihm vorstellend: „Er solle sich an Niemanden kehren und ihn nur gewähren lassen; er wolle es schon so einrichten, daß seiner Heiligkeit kein Unglimpf daraus entstehen werde;" und der Papst ließ nun wirklich das Unternehmen durch den Cleriker ausführen.

Die zahlreichen Geldgeschenke aber, welche von Jahr zu Jahr aus den verschiedenen Ländern Europas nach Rom gingen, waren bei weitem noch nicht Alles, was den päpstlichen Schatz füllte, es gab außer

ihnen noch manche andere nicht minder ergiebige Quellen. Dahin gehörten vorzüglich die päpstlichen Bullen, deren jährlich eine große Zahl vom römischen Hofe ausging. So einfach ihr Äußeres, so äußerst kostbar war doch mitunter ihre Erwerbung; denn nicht blos die päpstliche Kammer, sondern jeder Officiant der päpstlichen Kanzlei, durch deren Hände sie bis zu ihrer völligen Ausfertigung gingen, wollte dabei gewinnen, und die Zahl der Kanzleibeamten, die dabei beschäftigt waren, war ziemlich bedeutend. War eine Bittschrift zur Auswirkung einer Bulle von einem Notar dem Dirigenten der Kanzlei übergeben, so hatten die Abbreviatoren, die Archivsschreiber, der Rescribendarius und die Taxatoren, die Sollicitatoren der päpstlichen Briefe oder Jannizeren und der Plumbator ihre bestimmten Geschäfte, bis die Bulle ausgefertigt und zu gültiger Kraft gebracht war [1]). Den höhern oder geringern Preis derselben bestimmte der Rescribendarius und Taxator der Bullen je nach der Wichtigkeit des Inhaltes und insbesondere der Vortheile, welche der Empfänger der Bulle durch sie zu erwarten hatte. Als z. B. der Gesandte einst nach vielen Schwierigkeiten durch Vermittelung mehrer Car-

1) Das Einzelne hierüber bei *Plettenberg* l. c. p. 354, der in einem besondern Abschnitte: Ordo expeditionis litterarum, über die Auswirkung der päpstlichen Bullen spricht.

dinäle eine Bulle wegen Befreiung des Ordens von einer Zehntensteuer gegen die Türken bewirkt hatte, wollten der Rescribendarius und Bullentaxator diesen päpstlichen Freibrief wegen der Menge der Ordenshäuser, die durch ihn gewannen, nicht unter 100 Ducaten überlassen, und nur auf ein besonderes Vorstellen bei dem Papste gelang es, diese Bulle umsonst zu erhalten. Dies war aber ein äußerst seltener Fall, denn in der Regel mußte schwer dafür gezahlt werden. So mußte der Gesandte im Jahr 1402 eine Bulle für den litthauischen Herzog Switrigal mit 40 Ducaten lösen. Eine vollständige Ablaßbulle, welche sich der Meister Heinrich von Plauen im Jahr 1412 ausfertigen lassen wollte, wurde mit allen Kosten, die der Gesandte berechnete, auf nicht weniger als 1000 Gulden angeschlagen. Für eine andere Bulle sandte einst der Bischof von Ermland die Summe von 200 Gulden an die päpstliche Kammer ein; aber der Gesandte meinte: es wäre dem Bischof besser gewesen, wenn er dieses Geld in gutem Rheinwein vertrunken hätte. Sogar die durch eine Bulle zugestandene Erlaubniß, daß die Ordensritter „die Leges studiren dürften," kostete dem Orden 42 Ducaten. Eine bloße Dispensationsbulle wurde in der Regel mit 3 bis 4 Gulden, aber auch mit 60 bis 70 Gulden bezahlt, wenn die Fälle wichtig waren. Eine Confirmationsbulle für ein Hospital kostete gewöhnlich

16 Ducaten, ein bloßer Beichtbrief 10 Ducaten, einzelne Breven des Papstes oft 6 bis 8 Ducaten. Der Gesandte gab daher im Laufe eines Jahres oft sehr ansehnliche Summen blos für päpstliche Bullen aus; so führt er in einer Jahresrechnung von 1450 für vier ausgerichtete Bullen und drei Breven 114 Ducaten auf, hatte aber in demselben Jahre in einer einzelnen Sache für 16 Bullen schon 135 Ducaten ausgegeben; für die Executorien der Bulle, wodurch der Orden von der Gerichtsgewalt der westfälischen Fehmgerichte freigesprochen wurde, hatte er 14 Ducaten gezahlt, und ein päpstliches Mandat zur Bestrafung ungehorsamer Ordensbrüder hatte nicht unter 13 Ducaten bewirkt werden können. Dennoch waren nach anderthalb Jahren seitdem wieder 612 Ducaten für Bullen und Breven von ihm verausgabt worden; denn die Bestätigungsbulle über die Neumark allein hatte 232 Ducaten gekostet. In ähnlicher Weise ging es von Jahr zu Jahr, und wie der Orden, so sandte man auch anderswoher oft sehr ansehnliche Summen für diesen Zweck nach Rom. So zahlte einmal der Bischof Simon von Reval für eine einzige für ihn ausgefertigte Bulle eine Summe von 560 Ducaten, und im Jahr 1449 mußten für die Einhändigung verschiedener Bullen, welche das Erzbisthum Riga betrafen und durch Handelshäuser in Venedig nach Nürnberg gesandt worden waren,

nicht weniger als 2500 Ducaten dahin angewiesen werden. Bedenkt man nun aber die sehr bedeutende Zahl dieser päpstlichen Urkunden, die jedes Jahr für die verschiedenen Länder Europas damals in Rom ausgefertigt wurden, so wird man wohl ermessen können, welche außerordentliche Geldmasse auch hierdurch alljährlich dem päpstlichen Schatze zufließen mußte. Überdies war es bei einer großen Zahl von Bullen mit der einmaligen Erwerbung noch keineswegs abgethan, denn alle solche, welche Privilegien waren und fortdauernde Kraft behalten sollten, mußten von jedem neuen Papste wieder bestätigt, oder es mußte wenigstens eine allgemeine Confirmationsbulle über alle vom päpstlichen Stuhle ertheilten Freiheiten und Vorrechte von neuem ausgewirkt und auch für diese wieder meist ansehnliche Summen gezahlt werden.

Außerdem flossen bekanntlich auch durch das Ablaßwesen und bei Verkündigung eines sogenannten gnadenreichen Jahres immer sehr reichliche Summen in die päpstliche Schatzkammer; denn nicht blos von Feinden, sondern auch von Sünden konnte man sich durch Geldspenden und Ehrengeschenke am römischen Hofe frei machen. So erschien im Jahr 1419 der Landkomthur von Bissen in Rom mit einer sehr ansehnlichen Ehrung für den Papst, um ihn für den Meister von Deutschland und alle deutsche Ordensbrüder um die Erlaubniß zu bitten, daß jeder sich

binnen zwei Monden einen Priesterbruder wählen dürfe, der ihn von allen seinen Sünden und selbst von solchen, von welchen nur der Papst selbst absolviren könne, entbinden möge. Zu demselben Zwecke schrieb der Hochmeister an seinen Gesandten nach Rom: Wir bitten Euch mit sonderlichem Fleiße, Ihr möget uns von unserm heiligen Vater dem Papste ein Confessionale in solcher Weise bestellen, daß wir alle Jahr, so lange wir leben, oder auch zwei Mal im Jahre, auf die Ostern und Weihnachten von allen Sünden möchten entbunden werden, auf die wir ein Gewissen haben werden, sie mögen groß oder klein sein; aber bestellet es in der besten Form. Ihr dürft Euch nicht befürchten, daß wir durstig oder mit Vorsatz darauf sündigen wollten. Auch unserm Kaplan, Herrn Sylvester, besorget in gleicher Weise zu seinem Leben ein solches Confessionale; und was sie beide auch kosten mögen, schreibet es uns, wir wollen es Euch gerne alles wieder zusenden.

Es ist ferner bekannt, daß es eine große Anzahl Kirchen und Kapellen gab, in denen heilige Reliquien und wunderthätige Heiligenbilder aufbewahrt wurden, und daß man nach einer alten Ordnung Solchen, die zur Verehrung und Anbetung solcher Heiligthümer jene Kirchen und Kapellen mit spendenden Händen besuchten, gewisse Gnadenverleihungen, Indulgenzen oder Ablaß ertheilte, wobei es immer vorzüglich mit

auf die Bereicherung solcher Kirchen durch die Spenden und Opfer der Besuchenden abgesehen war. Aber auch der päpstliche Schatz trug dabei seinen Gewinn davon, denn die Päpste mußten durch besondere Ablaßbullen die Erlaubniß zur Ausstellung der Heiligthümer und zur Ertheilung der Indulgenzen geben; es mußten ferner diese Ablaßbullen von Zeit zu Zeit auch erneuert und wieder bestätigt werden, und Beides trug der römischen Kammer immer sehr bedeutende Summen ein, weil Ablaßbullen mit zu den theuersten gehörten, da die Bullentaxatoren bei ihnen den großen Gewinn in Anschlag brachten, welcher den Kirchen dabei zufloß. Eine solche Erneuerungs- und Bestätigungsbulle über den in den Kirchen und Kapellen des Ordens zu ertheilenden Ablaß war es, welche der Hochmeister Heinrich von Plauen, wie erwähnt ist, im Jahr 1412 am päpstlichen Hofe auswirken lassen wollte, deren hoher Preis aber von wenigstens 1000 Gulden ihn abschreckte, da, wie er selbst in einem Schreiben an seinen Gesandten sagt, schon die Privilegien über den Ablaß von der Weisung des Heiligthums zu Marienburg, über den Ablaß in der Kapelle auf der Wahlstatt zu Tannenberg und über den bei einem silbernen Bilde unserer lieben Frauen, die er in Rom hatte ausfertigen lassen, sehr bedeutende Kosten verursacht hatten. Bekanntlich sandten außerdem auch die Päpste selbst nicht selten ihre eigenen Ablaßverkäufer und Einsammler des Peterspfen-

nigs in alle christliche Länder aus und füllten auch hierdurch ihre Schatzkammer mit sehr beträchtlichen Summen an. Man sah es freilich hie und da mit Unwillen und Trauer an, wenn die gesammelten Geldsummen aus den Ländern nach Rom wanderten, und man machte daher in Preußen im Jahr 1447 dem Papste den Vorschlag: er möge den jedesmaligen Ordensgesandten zum Collector des in Preußen zu sammelnden Ablasses ernennen, wofür man alljährlich die Summe von 100 Gulden an die päpstliche Kammer senden wolle. Allein die Rechnung schien dem Papste zu kurz gemacht; er nahm den Vorschlag nicht an. Es kam vielmehr im Jahr 1449 ein neuer Ablaßverkäufer, Gerhard von Dieck, nach Preußen, welcher in kurzem dem päpstlichen Schatze an eingenommenem Ablaßgelde 3241 Mark und an gesammeltem Peterspfennig 4604 Mark, also die Gesammtsumme von 7845 Mark zusandte.

Man weiß ferner, wie außerordentlich einträglich die Verkündigung eines sogenannten gnadenreichen Jahres, in welchem der Ablaß in Rom selbst ertheilt wurde, nicht blos für den päpstlichen Schatz, sondern überhaupt für die ganze Stadt war. Allein so sehr der Papst Jung und Alt in Rom erfreute, wenn er ein solches Gnadenjubiläum verkündigen ließ, so war in manchen Ländern der alte Reiz für die Sache doch schon bedeutend abgestumpft, und

man legte hie und da schon keinen besondern Werth mehr auf den in Rom zu erlangenden Ablaß. Schon im Jahr 1422 schrieb darüber der Gesandte: Viele sagen, daß bald ein gnadenreiches Jahr verkündigt werden solle; aber der größte Theil der Prälaten erklären, daß es nicht geschehen werde. Die Römer sähen es darum wol gerne, weil sie gerne reich werden möchten. Es ist aber doch besser, dafür zu sorgen, daß die Leute nicht aus dem Lande laufen und das Geld nach Rom tragen; denn in Wahrheit, wer sich ein wahrhaft gnadenreiches Jahr suchen und schaffen will, der ziehe doch lieber auf die Ketzer, und ist er zu schwach dazu an Leib und Gut, so gebe er etwas Denen zu Hülfe, die da auf die Ketzer reisen; da ist mehr Gnade bei. Mußten auch solche Äußerungen und Ansichten am päpstlichen Hofe bei den Zwecken, die bei der Verkündigung des Jubeljahres hauptsächlich mit vor Augen lagen, allerdings Befremden und Mißfallen erregen, so war man im Jahr 1449, als die Nachricht aus Rom kam, daß im nächstfolgenden Jahre das Jubeljahr gefeiert werden solle, im Orden doch völlig darin einverstanden, daß man weder aus den Besitzungen in Deutschland, noch aus Preußen irgend Jemanden nach Rom wandern, die päpstliche Verkündigungsbulle auch nirgend bekannt machen und den Papst nur bitten lassen wolle, durch eine Verordnung zu verfügen, daß die Ordenspriester in den

verschiedenen Häusern von den Ordensbrüdern und deren Dienern Beichte hören und ihnen nach dem Inhalte der Ablaßbulle denselben Ablaß zu Theil lassen werden könnten, als wenn sie nach Rom gegangen wären, um ihn dort zu suchen. So wurde es auch wirklich eingeleitet, und als die päpstliche Verkündigungsbulle erschien, ward ihre Bekanntmachung unterlassen. Allein der Papst Nikolaus V nahm dieses Verfahren höchst übel auf und der schwere Zorn, den er über den Orden gegen den Gesandten aussprach, bewies es augenscheinlich, daß es vorzüglich mit klingende Geldgründe gewesen waren, die er bei dem Gnadenjahre im Auge gehabt hatte. Es war dem Gesandten lange Zeit unmöglich, den Ingrimm des Papstes durch Vorstellungen zu beschwichtigen; erst als er ihm im Sommer des Jahres 1450 mit einem glänzenden Ehrengeschenke von 1000 Ducaten entgegentrat, ging der Zorn des heiligen Vaters in Nachsicht und Milde über, und der Gesandte meldet nun: Als mir Euere Gnade geschrieben hat wegen des gnadenreichen Jahres und mich höchlich ermahnt, daß ich unsern heiligen Vater gefüglich unterrichten und allen Unwillen abwenden möge, das habe ich fleißig vollbracht, den Zorn gesänftigt und den Papst also unterrichtet, daß er sprach: Wir glauben wol, daß Ihr Uns die Wahrheit saget, und daß Euer Herr die Unterdrückung Unserer Bulle, über den

Ablaß dieses Jubeljahres gegeben, in guter Meinung verfügt habe. Schreibet deshalb Euerem Herrn, daß Wir keinen Unwillen mehr haben und fürbaß der Sache nicht mehr gedenken wollen, sondern den Orden schützen und handhaben, wo es Noth sein wird, und wo Wir können. Aber, fügt der Gesandte dann hinzu, als ich nun den Papst fleißig bat, daß seine Heiligkeit mich gnädiglich erhören und dem Orden und dessen Dienern den erwünschten Ablaß verleihen wolle, da antwortete er mir kurz und schnell: Ich sollte zufrieden sein und mir an den Worten genügen lassen, die ich vormals von ihm gehört hätte. Bald darauf erhielt man von dem Gesandten eine Nachricht über die Bedingungen des Ablasses, die ohne Weiteres alles Verlangen nach dieser Gnadenspendung erdrücken mußte, da man klar einsah, es sei dabei auf nichts Anderes als auf bloßen Gelderwerb am römischen Hofe abgesehen. Der Gesandte meldete nämlich seinem Fürsten: Ich habe Eueren Gnaden in meinem vorigen Schreiben zu wissen gethan, wie unser heiliger Vater in Kurzem, durch mancherlei Anbringen und Bitten bewogen, den Herrn Cardinal St. Peters, genannt Nikolaus de Cusa (einen aufrichtigen, weisen und klugen Herrn, der viel gesehen und mancherlei Erfahrenheit hat, auch unseres Ordens guter Gönner und sonderlicher Freund ist), zum Legaten de latere über die ganze deutsche Nation ge-

macht und ihm Gewalt gegeben hat, den Ablaß dieses gnadenreichen Jahres mitzutheilen über die ganze deutsche Nation nicht allein am Leben, sondern auch im Tode mit vieler andern Gewalt. So ist nun dieser Cardinal mit Ablaß vollkommener Vergebung aller Sünden, theils im Leben, theils auch im Tode, am Neujahrsabend von Rom ausgezogen, solche Legation zu vollbringen. Ich zweifele, ob er sich nach Preußen verfügen wird; auch habe ich ihn darum nicht bitten wollen, besonders deshalb, weil er Gewalt hat, Concilia provincialia zu machen, zu strafen allerlei Gebrechen, zu visitiren, zu reformiren und alle Wunder zu thun, die man nur erdenken mag. So hat nun nächst auch der Meister von Deutschland geschrieben, daß ich solchen Ablaß für ihn, seine Gebiete und Untersassen auf keine Weise zu erlangen und zu bearbeiten suchen solle. Es macht sich so ganz wunderlich mit dem Ablasse, daß Niemand recht wissen mag, was seine Heiligkeit eigentlich damit meint und im Sinne hat. Ich habe mit Fleiß fürbaß erfahren wollen, in welcher Weise und Form der Papst den Ablaß verliehen habe, und ich höre, daß hier Die, welche den Ablaß verdienen wollen, zum wenigsten die Hälfte der Zehrung opfern sollen, die sie verzehrt haben auf dem Wege nach Rom und wieder im Heimzuge, jeglicher nach seinem Stand und Würden, und daß man dazu so viele Bullen und Briefe ausrichten solle, als

Bißthümer im Lande sind. Fürbaß sollen die Bischöfe die Patronen solches Ablasses sein und die Opfer sammeln und theilen, also daß ein Theil komme zum Bau der Hauptkirchen des Bißthums, der andere Theil in des Papstes Kammer. Auch habe ich mich befragt, was solche Bullen kosten würden, und erfahren, daß vier Bullen über die vier Bischöfe in Preußen bei 1000 Ducaten mit gutem Kaufe kosten würden. Gnädiger Herr! Solches Alles zusammengenommen vernehmet ihr wohl, daß solcher Ablaß gar zu theuer würde und zu viel kostet schon allhie zu Rom und noch weit viel mehr daheim; und wenn es an mir wäre, daß ich rathen sollte, so wollte ich solchen Ablaß lieber aus dem Lande bitten, als ihn hineinbringen, denn meist würde nur Geld und Gut aus dem Lande gezogen. Also lasse ich es anstehen und bekümmere mich darum nicht mehr. — Diese Ansicht der Sache nahm auch der Hochmeister auf; allein die Folge davon war, daß nicht nur der päpstliche Legat in Deutschland, besonders in Thüringen, die Balleien in den Privilegien des Ordens auf mancherlei Weise beeinträchtigte, bei Strafe des Bannes die Verkündigung des dem Orden bereits früher bewilligten Ablasses untersagte, bis glaubliche Bullen beweisen könnten, daß der Orden ein Recht dazu besitze, sondern daß auch der Papst von neuem einen starken Zorn gegen den Orden faßte und es ihm

Jahre lang nicht vergessen konnte, daß er durch solches Verfahren der päpstlichen Kammer diese Quelle der Geldeinkünfte aus den Ordensgebieten verstopft hatte [1]).

Wurde nun aber schon, wie aus dem allen hervorgeht, das Recht, Indulgenzen, Ablaß und Dispensationen zu ertheilen, wie eine Finanzsache behandelt und als eine der ergiebigsten Quellen für den päpstlichen Schatz betrachtet, so diente nicht minder auch das Reservationsrecht, nach welchem sich die Päpste die Besetzung und Verleihung einer großen Anzahl kirchlicher Ämter und vacanter Beneficien vorbehalten hatten, als ein überaus einträgliches Mittel zur Bereicherung der päpstlichen Kammer, und dieses Mittel war schon seit dem dreizehnten Jahrhundert durch Clemens IV, Johann XXII, und Martin V, Schritt vor Schritt so ausgedehnt und auch außerordentlicherweise so vielfältig in Anwendung gebracht worden, daß in der Zeit der Kirchenspaltung ein förmliches Feilbieten der Kirchenämter stattfand [2]). Schon Johann XXII war es vorzüglich durch dieses Finanzmittel gelungen, ungeachtet seiner vieljährigen kostspieligen Unternehmungen in Italien einen Schatz von

---

1) Vgl. über die großen Schätze, die im Jubeljahr 1450 von den fremden Pilgern in Rom gelassen wurden, Muratori Geschichte v. Italien, B. IX, S. 354.

2) Vgl. Le Bret Magazin für Staaten- und Kirchengeschichte, B. III, S. 7—9.

25 Millionen Goldgulden zu hinterlassen; denn daß alle Gnadenbezeigungen von erledigten Beneficien erkauft werden müßten, und daß dieser Gewinn bei seinen Maßregeln zunächst beabsichtigt werde, war kein Geheimniß [1]). Wie einträglich aber auch noch im funfzehnten Jahrhundert solche Ämter- und Beneficienverleihungen für den päpstlichen Schatz waren, und wie auch hiebei Mittel der Beschenkung und Bestechung sowol beim Papste als bei Allen, die irgend Einfluß auf ihn hatten, wirken mußten, mag aus einigen Beispielen hervorgehen. Die päpstliche Bestätigung des neuen Bischofs von Oesel kostete im Jahr 1420 nicht weniger als 1300 Goldgulden, die allein der Kammer des Papstes zufielen. Da indessen der neue Bischof, in seinem Bisthum angelangt, durch die Schuld seines Vorgängers Alles in grenzenloser Unordnung fand und sich auch sonst in dem beschwerlichen Amte nicht gefiel, so wandte er sich an den Papst Martin V mit der flehentlichen Bitte, ihn wieder nach Rom oder an die ermländische Kirche zu versetzen, und damit ihn dieser in geneigtem Andenken behalten und für seine Bitte desto bereitwilliger werden möge, ließ er durch den Gesandten des Ordens der päpstlichen Kammer nicht blos jene Summe von

---

1) S. Eichhorn Rechtsgeschichte, B. III, S. 452. Le Bret a. a. O. B. II, S. 651.

1300 Goldgulden, deren Abtrag er erst in zwei Jahren versprochen, sogleich entrichten, sondern auch seiner Heiligkeit durch ihn ein Geldgeschenk von 400 Goldgulden überreichen, verbietet aber dem Gesandten ernstlich und ausdrücklich, von dieser Bestechung des Papstes keinem Menschen ein Wort zu sagen. Einer seiner Nachfolger, Johannes Crewl, eine Zeit lang Gesandter am päpstlichen Hofe, hatte für die Verleihung der bischöflichen Würde, wie er selbst angibt, an die päpstliche Kammer 650 Gulden, an die Cardinäle ebenfalls 650 Gulden, an einzelne Cardinäle für besondere Dienste 500 Gulden und für die Consecration 200 Gulden, also im Ganzen 2000 Kammergulden zu bezahlen; ob dieses Geld, schreibt er dem Hochmeister, die Kirche entrichten möge oder, wenn es nicht bereit wäre, von den Gütern der Kirche aufgenommen werden müsse, stelle ich in eueren Rath. Den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, mußte ein gewählter Bischof die Bestätigung durch seinen Metropolitan erhalten und es war hinreichend, wenn ihm diese ertheilt worden war; allein die Geldsucht des römischen Hofes brachte es in Gebrauch, daß Bischöfe, die von ihren Metropolitanen die Bestätigung schon hatten, sich solche noch einmal vom Papste erkaufen mußten, wodurch eine neue Quelle von Einkünften eröffnet wurde. Natürlich brachte die Ernennung eines Erzbischofs dem Schatze noch ungleich be-

deutendere Summen zu. Als z. B. im Jahre 1450 die erzbischöfliche Würde von Riga dem bisherigen Ordensbruder und Kanzler des Hochmeisters Sylvester Stobwasser ertheilt wurde, mußten nach einer noch vorliegenden genauen Rechnung gezahlt werden, zuerst an die päpstliche Kammer die s. g. Taxe, Annata oder Palliengelder (für die Bewilligung des Palliums) im Betrage von 800 Ducaten, dann an die Cardinäle für Dienste 667 Ducaten, für fünf Bullen bei der Ernennung 107 Ducaten, ferner an vier Personen, deren Namen geheim blieben, die aber, wie der Gesandte vermuthete, vom Papste gewonnen worden waren, um der Ernennung einige Hindernisse entgegen zu legen, ein Präsent von 500 Ducaten, um sie günstig oder doch neutral zu stimmen; außerdem noch die Summe von 902 Ducaten theils an drei Cardinäle, deren Namen verschwiegen bleiben mußten, theils an Geschenken von Geld und Pferden an Notare, Advocaten, Neffen und Hofgesinde der Cardinäle u. A.; endlich noch für Geschenke an silbernen Gefäßen, welche dem Papste und einigen besondern Förderern der Sache überreicht worden waren, für die Auswirkung des Palliums an Subdiacone, an den Ceremonienmeister, an einen dabei wirksamen Advocaten u. A. die Summe von 368 Ducaten; also daß im Ganzen die Ernennung des Erzbischofs, mit Einschluß des Palliums, für welches allein 91 Ducaten gezahlt wer-

den mußten, die Summe von 3435 Ducaten kostete; wie denn der Gesandte in Rom auch schon vorher gemeldet hatte, daß die Wahl eines Ordensbruders zum Erzbischof von Riga gewiß nicht unter 3 bis 4000 Ducaten werde durchzusetzen sein. — Selbst um zu kleineren Ämtern am päpstlichen Hofe zu gelangen, mußten mitunter nicht unbedeutende Summen aufgewandt werden; so berichtet z. B. ein gewisser Andreas Schönau, daß ihn der Papst zu seinem Schreiber aufgenommen habe; aber, fügt er hinzu, das hat mich unmäßig großes Geld und wahrlich über 700 Gulden gekostet und bin dennoch froh, daß ich dazu kommen mochte, denn es ist binnen zehn Jahren kein neuer Schreiber zugelassen worden als ich allein und bin der erste. Nun bin ich freilich mit allem Gelde, das ich mit aus dem Lande führte, zu kurz gekommen, denn ich verzehrte auf der Reise von Preußen bis gen Rom wohl 40 Gulden und lag auch zu Rom ein Halbjahr, ehe ich an das Amt kam; das kostete mich auch wohl 30 Gulden. — Wenn nicht durch Geldgeschenke und Gönner nachgeholfen und mitgewirkt wurde, war es oft sehr schwierig, vom Papste ein Beneficium oder s. g. Lehen zu erlangen; denn als z. B. dem Gesandten im Jahre 1456 der Rath zur Hand gegeben wurde, er möge zu seiner Unterhaltung den Papst um ein Kirchenlehen bitten, erwiederte er darauf: Des muß man hier gar lange harren; es

sind viele allhie im Hofe zu Rom 6, 7 bis 10 Jahre gewesen und haben doch mit großem Fleiße kein Beneficium erwerben mögen. Traten dagegen gewisse Rücksichten ein, wurden Geschenke gespendet oder wirkten Gönner kräftig nach, so scheute man sich auch keineswegs bei Amts- und Beneficienverleihungen gegebenen und bestätigten Privilegien geradezu entgegen zu handeln. Der Papst Martin V vergab die Probstei zu Kurland gegen ein ausdrückliches Privilegium Alexanders IV, welches er selbst wieder bestätigt hatte. Der Gesandte ersuchte ihn, diese dem Privilegium widerstreitende Belehnung zu widerrufen. Der Papst versprach dieses auch einmal, weil er das Unrecht einsah; allein als der Gesandte die Bitte wiederholte, erhielt er die nichts sagende Antwort: Seine Heiligkeit sei nicht der Meinung gewesen, in dieser Belehnung den Privilegien des Ordens entgegen zu sein, und so blieb die Sache, wie sie war. Es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß sich Päpste, um ihre Günstlinge zu belohnen oder Geld zu erwerben, die ungerechtesten Eingriffe in fremdes Eigenthum erlaubten; so wollte Nikolaus V das Ordenshaus in Rom und mehre Güter einem Prior des Predigerordens, seinem Günstling, einräumen und der Gesandte mußte viele Mühe und Geld aufwenden, um die Sache zu hintertreiben. Die Folge war, daß man sich über solche Ungerechtigkeiten mitunter auch sehr nachdrücklich aus-

sprach; denn so schrieb einmal der Hochmeister an seinen Gesandten über eine solche Neuerung: Unser heiliger Vater mag setzen, was er will; aber wir hoffen, er soll uns bei unsern alten Gewohnheiten lassen. Ihr möget wohl unsere Cardinäle bitten, unsern heiligen Vater zu unterweisen, daß er keine neue Gewohnheiten wider unsern Orden aufbringe, noch ihn beschwere mit einigerlei neuen Satzungen, denn wir wollen und können mit gesundem Gewissen solche neue Beschwerungen nicht gestatten.

Wie solche Ämterverleihungen, Ablaß, Dispensationen und Indulgenzen vorzüglich den päpstlichen Schatz füllten, so dienten die Gerichtsbarkeit und das Verhandlungswesen am römischen Hofe mehr zur Bereicherung der Cardinäle, Curialen und der Geistlichen, die man durch Geschäftsaufträge begünstigen wollte. Bei dem Grundsatze, „daß jede Streitsache, die vor ein geistliches Gericht gehöre, mithin auch ein Proceß über bürgerliche Rechtsverhältnisse, in welchen die geistlichen Gerichte competent sein sollten, in erster Instanz zu Rom anhängig gemacht werden könne und daß auch die Verhandlung in Rom geschehen müsse, wenn nicht der Papst für zweckmäßiger hielt, Delegirte zur Untersuchung und Entscheidung zu ernennen [1])“ mußte die Zahl der am römischen Hofe

1) Eichhorn Kirchenrecht, S. 219.

geführten Processe und Verhandlungen immer sehr bedeutend sein. Aber eben so bedeutend waren in der Regel die Schwierigkeiten und die Kosten, mit denen die Führung dieser Processe und Verhandlungen verbunden war. So wurde ein Streit des Ordens mit der rigaischen Geistlichkeit über die Ablegung des Ordenskleides viele Jahre am Hofe verhandelt; wie wir früher hörten, hatte die letztere ihrerseits schon 14,000 Ducaten auf diesen Proceß verwandt und doch schrieb der Gesandte noch im Jahre 1430: die rigaische Streitsache sei auch jetzt noch nicht beendigt, sie werde dem Orden wol immer noch die Summe von 6000 Ducaten kosten. Nicht selten wurden gerichtliche Verhandlungen mit Absicht und durch allerlei Winkelzüge Jahrelang hingezogen und der Erfolg war dann gewöhnlich unverhältnißmäßige Proceßkosten. Der Papst besetzte z. B. einst eine gewöhnliche Landpfarre, über welche das Patronatrecht dem Landesherrn zustand. Es wurde mehre Jahre hindurch über die Sache verhandelt und hin und her geschrieben, weil es von Wichtigkeit wurde, nicht blos in diesem einzelnen Falle, sondern überhaupt das Patronatrecht des Landesfürsten über seine Landpfarren aufrecht und in Kraft zu erhalten und der Erfolg war: der Fürst mußte, um sein Recht zu behaupten, sich zur Bezahlung der Proceßkosten von beinahe 500 Gulden verstehen.

Außerdem lag manches kostspielige Hinderniß oder

doch wenigstens eine langwierige Verzögerung der Entscheidung in der Form und in dem Gange der Geschäftsverhandlungen. Traute ein Papst seiner Umgebung nicht und wollte er selbst in einer Sache die Entscheidung geben, so gingen oft viele Monate hin, ehe auch nur das mindeste geschah. Über einen solchen Fall berichtet der Gesandte unter Gregorius XII im Jahre 1407: Der vorige Papst Innocentius hatte von mir das Ordenshaus zu einer Schule gekauft; ich sollte das Geld an den Bischöfen abschlagen, die der Kammer noch schuldig wären; man wollte mir darüber einen Brief von der Kammer geben und sobald ich den hätte, sollte ich wieder einen geben, daß ich der Kammer das Haus verkauft habe. Ehe mir aber der Brief wurde, starb Papst Innocentius, und der Kämmerling hat mir alle Tage versprochen, bei diesem Papste zu erfahren, ob er es stete halten wolle oder nicht, denn allen denen, welchen Innocentius die Sache befohlen hatte, hat dieser Papst alle ihre Gewalt genommen. Nun ist er gar schwer in solchen streitigen Dingen, weil er im geistlichen Rechte nicht gelehrt und auch schwer zu unterweisen ist, da er sich immer besorgt, daß er betrogen werde. Wahrlich, was wir vormals in etlichen Tagen entrichtet haben, da müssen wir nun zwei oder drei Monde harren. Vormals richteten wir es mit Kardinälen aus, oder mit Secretarien und den Cubicularien, die bei

dem Papste in der Kammer sind. Das ist nun alles aus. Wer bei diesem Papste etwas haben will, der muß es selber ausrichten und ist denn eine Sache etwas schwer, so will er sie Niemanden befehlen; er will sie immer selber erwägen und bedenken, denn wie gesagt, er besorget sich, daß er betrogen werde und so mag einer schwerlich von ihm entrichtet werden. Die Cardinäle klagen dasselbe so sehr als wir. Er thut auch keine Gratia nicht und alle die armen Gesellen, die hieher um Gnade gekommen waren, sind alle wieder weg. Gebe nur Gott, daß er uns Einigkeit bringt, das andere muß man leiden. In einem andern Schreiben meldet der Gesandte von eben diesem Papste: Er nimmt unterweilen in einer Woche 2000 Supplicationen auf und die stößt man in einen Sack; deren werden bisweilen kaum 10 gezeichnet, die man zuerst im Sacke erwischet.

Viele Verhandlungen wurden ferner mit großer Heimlichkeit betrieben; man mußte sich durch klingende Mittel unter den Cardinälen Freunde und Gönner zu verschaffen suchen, um durch sie von solchen geheimen Dingen Nachricht zu erhalten oder es mußten Bestechungen und Geldspenden angewandt werden, um in der päpstlichen Kanzlei aus den Registern zu erfahren, in denen die Bullen verzeichnet wurden, was in dieser oder jener Sache bereits verfügt worden sei, worüber unser Gesandter in mehren Fällen spricht.

Außerdem hinderte den Geschäftsgang auch der Umstand oft sehr bedeutend, daß in vielen Einzelnheiten die allgemeine Bevollmächtigung des Gesandten nicht anerkannt wurde und von ihm zuvor eine besondere Vollmacht oder sogenanntes Procuratorium von seinem Fürsten eingeholt werden mußte, ehe man ihn weiter über eine Sache hörte. War es in einer Sache nicht ganz klar, ob sie mehr eine geistliche oder eine bürgerliche zu nennen sei, so wurde sie am Hofe bald angenommen, bald mit Vorgebung des Gesetzes zurückgewiesen, daß man keine weltliche Sache im Hofe verhandeln solle, bevor ihre Entscheidung nicht im Lande, wohin sie gehöre, versucht worden sei; der Gesandte klagt mehrmals über die Willkür, die darüber herrsche.

Wollte man eine Sache von Wichtigkeit am Hofe anbringen, so war man vor allem bemüht, eine Audienz beim Papste selbst zu erhalten; allein es war keineswegs immer leicht, bei ihm Gehör zu finden, denn war er „ungnädig" und nicht bei guter Laune, so ließ er den Ansuchenden mit harten Worten abweisen und auf spätere Zeit bestellen. Es kostete einmal bei einer sehr wichtigen Angelegenheit dem Gesandten ein schönes Reitroß, welches er dem geheimen Kämmerer des Papstes schenkte, um durch dessen Vermittelung bei diesem Audienz zu erhalten. Häufig war es auch der Protektor des Ordens, der

sie ihm beim Papste auswirkte. War sie bewilligt, so begleitete der Protektor gewöhnlich, oder zuweilen auch ein Advocat, den Gesandten und dieser fiel auf die Knie, wenn der heilige Vater erschien und brachte in dieser Stellung seine Angelegenheit vor, wobei der Protektor oder Advocat ihn unterstützten. Die Verhandlung geschah beider Seits in der lateinischen Sprache; erst gegen das Ende des Mittelalters bediente man sich am päpstlichen Hofe in solchen Fällen auch der italienischen Sprache, denn im Hofe zu Rom, heißt es in einem Gesandtschaftsberichte aus dem Jahr 1484, ist jetzt das Wälsche viel angenehmer, denn das Lateinische; auch so sind die Kardinäle nicht alle gleich gelehrt und reden gemeinlich viel lieber Wälsch, denn Latein. Litt der Papst an Kränklichkeit, so gingen Wochen und Monate hin, in denen niemand vorgelassen wurde und alle Verhandlungen stille standen. Stein und Podagra waren die gewöhnlichen Leiden, von denen viele Päpste des funfzehnten Jahrhunderts befallen waren; denn z. B. unter Martin V und Nicolaus V lagen aus diesem Grunde die Sendboten fremder Fürsten oft mehre Monate in Rom, ohne dem Papste ihre Aufträge mittheilen zu können. Im letzten Lebensjahre Martins V, im Jahr 1431 schrieb der Gesandte: Wir haben in unsern Sachen lange Zeit nichts thun können, denn den Papst hat der Schlag gerührt in einer Seite; auch soll ihm vergeben sein;

wir können in keiner Sache seinen Willen erfahren, denn schier in zwölf Wochen mochte fast Niemand vor seine Heiligkeit kommen. — Hatte der Papst den Vortrag des Gesandten vernommen, so gab er im glücklichsten Falle sogleich eine entscheidende Antwort, oder er warf wol drei bis vier Mal unbestimmte Erklärungen hin und schob somit die Sache ins Weite hinaus. Welche Fertigkeit hierin der eben erwähnte Papst Nicolaus V besaß, bewies er bei dem Gesuche des Gesandten, den Orden von einigen Hülfsgeldern und Zehnten freizusprechen, die er dem Kaiser und einigen Fürsten vom Orden einzufordern erlaubt hatte. Nicht weniger als acht Mal fertigte er den Gesandten mit zwecklosen Antworten ab; da hieß es bald: er könne in der Sache nichts thun; verlange der Kaiser die Gelder, so möge der Orden appelliren und wo er es dann bequemlich finde, wolle er ihm behülflich sein; bald wieder: der Orden möge sich mit der Geistlichkeit, den Bischöfen, Äbten und Kapiteln der deutschen Nation vereinigen und sich mit dieser schützen; oder er erklärte: er habe nicht Lust, den Kaiser deshalb unwillig zu machen; der Orden habe mit diesem ja auch zu schaffen und bedürfe seiner ebenfalls; also möge er sich in solchen kleinen Dingen der kaiserlichen Majestät auch fügen. Der Gesandte sah jedoch recht gut ein, was der Papst mit diesem Benehmen eigentlich bezweckte, denn er fügt in seinem

Berichte hinzu: Hätte ich nur Geld, ich wollte es bei dem Papste wol fügen, daß er uns von diesen Lasten freispräche und unsere Privilegien handhabte. Fand der Gesandte den Papst geneigt und wohlgesinnt, so durfte er es sich auch wol erlauben, ihm Mittel und Wege vorzuzeichnen, wie eine Bitte erreicht oder eine Streitsache am besten beigelegt werden könne und er wagte es dann auch wol, der Meinung des Papstes frei und nachdrücklich zu widersprechen, wenn sie seiner Ansicht nicht entsprach. Anders, wenn der Papst ungehalten und zornig war. So berichtet der Gesandte von einer Audienz bei Martin V, den er dringend bat, einer schon vieljährigen Streitsache doch einmal ein Ende zu machen: Der Papst habe mit Zorn an seine Brust schlagend gesagt: per animam meam, vos habetis plures adulatores quam amatores, und als er dann erwiedert habe: Heiliger Vater, wie soll ich in diesen Dingen thun, da ich nächst Gott zu niemanden Zuflucht weiß, denn zu Euch, habe er unwillig ausgerufen: Vade!

Nahm dagegen der Papst eine bei ihm angebrachte Sache zu weiterer Verhandlung auf, so beauftragte er in der Regel zwei Cardinäle, die streitenden Parteien zu verhören und sich über die Beschaffenheit der Streitfrage genau unterrichten zu lassen, um ihm dann Bericht darüber abzustatten. Nun wurden beiderseits Advocaten und Procuratoren in Bewegung

gesetzt; man bot jetzt Alles auf, die Cardinäle durch häufige Besuche, Schmeicheleien, Geschenke und Bestechungen zu gewinnen, die Advocaten durch lockende Versprechungen anzufeuern; es wurden Instructionen angefertigt; es mußten Urkunden zur Beweisführung, „Instrumenta publica und andere bewährliche Schriften" beigebracht werden, was natürlich oft nicht nur beträchtliche Kosten, sondern mitunter auch großen Zeitaufwand verursachte. Hatten dann endlich die beauftragten Cardinäle, was oft erst nach vielen Monaten geschah, dem Papste ihren Bericht abgestattet, so hing es von diesem ab, ob er ohne weiteres selbst eine Entscheidung geben oder die Sache der Rota befehlen lassen wollte, oder ob er es für nöthig fand, sie dem Consistorium der Cardinäle vorzulegen, wo, wenn die Cardinalversammlung eine öffentliche war, die Gesandten und Ambassatoren mit ihren Advocaten und Procuratoren als Führer der Streitsache selbst erschienen und in Vertheidigung oder Widerlegung sich über sie weiter ausließen. Es kam jetzt Alles darauf an, ob die größere Zahl der Cardinäle für oder gegen eine Partei gewonnen worden war, denn oft wurde im Consistorium die Entscheidung gegeben; noch öfter indeß behielt sich auch jetzt der Papst das Endurtheil vor und in diesem Falle mußten dann die Ehrungen wirken.

Ob der Verlauf einer solchen Verhandlung schnel=

ler oder langsam vor sich ging, hing natürlich außerdem noch von einer Menge zufälliger Nebenumstände ab. Am meisten kam es immer auf die Persönlichkeit des Papstes an, denn hatte dieser irgend ein Interesse dabei, eine Sache hinzuhalten, so standen ihm bei der Willkühr, mit der Alles betrieben wurde, unzählige Winkelzüge zu Gebote. So verzögerten und häuften sich die Verhandlungen z. B. zur Zeit des Papstes Paul II deshalb ganz außerordentlich, weil er des Tags fast niemals Audienz ertheilte, sondern aus einer sonderbaren Grille solche nur in der Nacht bewilligte. Der Gesandte schreibt darüber: seine Heiligkeit gibt des Tags gar keine Verhörung mehr und da ich die erste Verhörung bei ihm hatte, saß ich die ganze Nacht in des Papstes Kammer, bis daß es Drei des Morgens war. Da erst gab er sie mir und das müssen alle Tage auch die Cardinäle und alle königlichen Botschafter thun, die eine Verhörung haben wollen. In andern Fällen bekam die päpstliche Kanzlei vom Papste den Befehl, keinen sonst glaubwürdigen Urkunden in Abschriften oder sogenannten Transsumten Glauben beizumessen, sondern die Originale zu fordern, wodurch der Gesandte genöthigt war, diese erst aus entfernten Landen beibringen zu lassen. Im Sommer standen in der Regel am Hofe alle Geschäfte und Verhandlungen mehre Monate vom Juni bis zu Anfang des Octobers still; es wa=

ren Ferienzeiten, in welchen die Cardinäle aufs Land zogen, zerstreut auf ihren Villen lebten und der Papst selbst entweder einen Sommeraufenthalt, oder die Bäder zu Neapel, Viterbo und andern Orten besuchte. Nicht selten bewirkten auch kriegerische Unruhen einen völligen Stillstand aller Verhandlungen. Als z. B. im Jahr 1413 der König Ladislav von Neapel Rom erstürmte und der Papst mit den Cardinälen und den vornehmsten Curtisanen aus der Stadt entfloh, schreibt der Gesandte: Der Hof ist also gar verwildert, daß ich in keiner Sache eine Ausrichtung thun kann, denn der Papst ist in einem Kloster außerhalb Florenz und die Cardinäle sind zerstreut zu Siena, Florenz, Prato, Pistoja oder Bologna und desgleichen auch die andern, die dem Hofe gefolgt sind, also daß man sich keiner Versammlung des Hofes und keines redlichen Geschäftes am Hofe binnen drei Monden versehen kann. Brach endlich in Rom die Pest oder eine andere seuchenartige Krankheit aus, so zerstreute sich in wenigen Tagen der ganze Hof und der Papst war meistens der erste, welcher, nicht wie ein treuer Hirt bei seiner Heerde, die Flucht ergriff. Wir sahen, wie lächerlich furchtsam sich Martin V im Jahr 1429 zur Zeit einer Pestkrankheit benahm, indem er sich in seiner Angst von allen Menschen abgeschlossen in einem festen Castell zu sichern suchte und wie diesem Beispiele im Jahr 1450 bei einem neuen Ausbruche

der Seuche auch Nicolaus V folgte. Der Gesandte verließ dann gewöhnlich ebenfalls die Stadt und zog entweder, wenn es erlaubt war, dem Papste nach oder lebte anderswo in Italien bis zu des Papstes Rückkehr. Seine Lage war dann mitunter äußerst traurig; hören wir ihn selbst darüber, wie er im Jahr 1450 schreibt: Wir sind alle insgemein, Erzbischöfe, Bischöfe und alle jedes Standes, wenige ausgenommen, den Zigeunern, Juden und andern Heiden nicht etwa gleich, sondern noch viel ärger geachtet, da diesen die Gemeinschaft und Handlung ihrer Leute nicht versagt wird. Mit uns aber will Niemand mehr Gnade haben und sich erbarmen; Niemand will mit uns sprechen. Ein Theil liegen in den Städten, andere im Felde, etliche zu Fabrian vor der Pforte, etliche sind ganz verzweifelt, etliche ziehen wieder heim, etliche verkaufen ihre Geräthschaften und werden, was kläglich ist, Sackmänner und Mörder; dazu hat unser heiliger Vater sich verschlossen und gelegt in eine Stadt Fabrian; in die darf Niemand kommen bei dem Banne und bei Verlust seiner Beneficien und der päpstlichen Gnade. Wer aber doch darein kommt, der wird geehrt und aus der Stadt geführt, gleichwie unser Herr, da er leiden wollte, geführt wurde zum Kreuze mit Schlägen, Stößen und Schmähworten. Es ergeht uns so kläglich und unmenschlich, daß Niemand weiß, was

noch endlich erscheinen wird; überdies sterben Alle, sonderlich die Curialen und fallen hin wie das Vieh, Kühe und Ochsen. Jeglicher fürchtet sich vor dem Andern und Niemand ist sicher. Solchem Kummer ist noch vieler andere Unglimpf zugefügt; wir werden so schwerlich in Castellen, in Tabernen und wohin wir kommen, geschatzt und gestraft, daß ich in schwerer großer Zehrung stehe alle Tage mit Gefahr des Lebens.

Für die Diplomaten waren überhaupt solche Zeiten die traurigsten und betrübtesten. Begab sich der Papst mit seinem Hofe aus Rom hinweg, so mußte der Gesandte entweder irgendwo ohne Zweck und Nutzen Geld und Zeit verschwenden, oder er begleitete den Papst, um in seiner Nähe seine Geschäfte und Verhandlungen wenigstens so viel als möglich noch im Gange zu erhalten. Dieses Hin- und Herziehen verursachte ihm aber immer sehr bedeutende Kosten. Klagend schreibt er darüber einmal: der Papst will nun schon wieder aufbrechen; aber das Reisen hin und her macht uns den Beutel gar zu spitz, denn das Aufbrechen und Wiedersetzen kostet gar zu viel und je öfter es geschieht, je mehr es kostet. Ich bin des Zuges jetzt 200 Ducaten theurer gekommen, als wenn ich stille gesessen hätte. — Der Aufenthalt in Italien und insbesondere in Rom war in der Regel schon an sich damals meist sehr kostbar, denn gewöhnlich stand zu Rom, wo aus ganz Eu-

ropa so oft Fremdlinge in großer Anzahl zusammenströmten, alles in sehr hohen Preisen und nicht selten trat übergroße Theuerung ein. Wir lesen daher kaum einen Bericht des Gesandten, in welchem er nicht über das theuere Leben in Rom klagt. Bald heißt es: es ist jetzt Alles in solcher Theuerung, daß man drei bis vier Ducaten zahlen muß, wo man sonst nur einen gab; bald wieder: die Theuerung allhie zu Rom ist so groß, daß der Hof ganz klein wird, viele Curtisanen ziehen von hier weg und gehen bei drei- bis vierhundert aufs Land; oder in einem andern Berichte: Es ist so schwere theuere Zeit durch ganz Wälschland, als bei Menschengedenken nicht gewesen ist. Die Spelze, die man bei uns den Pferden gibt, bezahlt man zu Rom drei Scheffel mit zwei Ducaten oder zwei ungarischen Gulden, also daß es sehr schwer ist auf diese Zeit zu Rom zu stehen.

Diese so oft wiederkehrende übermäßige Theuerung, die nothwendige Unterhaltung des nun einmal gebräuchlichen Hofstaates und das unaufhörliche Beschenken und Bestechen am Hofe, vom Papste an bis zu den untersten Dienstbeamten, erforderten jährlich einen Geldaufwand zu dem das bestimmte Einkommen des Gesandten niemals hinreichte. Geldmangel und drückende Schulden sind daher der beständige Gegenstand seines Jammerns und Klagens. Schon in den ersten Jahren des funfzehnten Jahr-

hunderts hatte er aus Geldnoth all sein Geräthe, sein Silberzeug, Zobel und Hermeline an die Cardinäle verpfänden und dennoch über siebenthalbhundert Ducaten Schulden machen müssen. Im Jahr 1415 befand er sich in solcher Bedrängniß, daß er in Gefahr war, seiner Schulden wegen ins Gefängniß gebracht zu werden; er schrieb daher höchst unwillig an seinen Fürsten aus Mantua: Ich habe Euern Gnaden meine Gebrechen und Leiden schon genug erzählt; wolle Gott, daß es Euch besser zu Herzen ginge, als es thut. Ich schreibe und schreibe wieder; aber es hilft mir doch nichts. Ich sehe anders nicht, denn daß Ihr mich in meinen Schulden verderben lassen wollet, das ich Gott klagen muß. Unser Herr Papst will jetzt gen Rom ziehen. Ich vermag es weder bei Leib noch Gut mit ihm zu kommen und doch ist es übel, um Schulden willen hinten zu bleiben; also besorge ich mich, daß ich so lange nachziehe, bis ich den Hals darum geben muß; so habe ich dann bezahlt und genug gethan. Mich verdrießet, fürbaß mehr zu schreiben. Ich sehe, daß es unnütz ist; es geht Euch nicht zu Herzen. Nicht weniger klagt der Gesandte aus Kostnitz, wo zur Zeit Conciliums eine außerordentliche Theuerung herrschte; denn, sagt er, es wird hiernächst Zeit, daß wir uns gegen die Polen wehren sollen. Aber wir sind ja so blutarm, daß wir uns keinen Freund machen können.

Die Polen haben sich viele große Gelehrte zugezogen, besonders auch das meiste Theil der Cardinäle und der großen Bischöfe. Wir dagegen haben Niemanden und können nicht einmal so viel aufbringen, daß wir unsern Advocaten, die uns dienen, genug zu thun vermögen. So lange als möglich hatte er Geld bei Wechslern aufgenommen; seine Schulden waren indeß schon im Jahr 1416 bis über 4000 Gulden gestiegen und sein Credit bei den Wechslern schon so gesunken, daß er schreibt: Ich wollte vor Zeiten lieber um zehntausend Gulden Wechsel gemacht haben, als jetzt um hundert. Ich habe wegen der bösen Bezahlung, welche die Euern in Flandern thun, hier meinen Glauben ganz verloren. Aller Klagen ungeachtet wurde die Lage des Gesandten nicht gebessert, weil auch die Verhältnisse seines Fürsten immer bedrängter und drückender wurden. Es ging kein Jahr vorüber, in dem er nicht um Zuschuß und Vermehrung seines Gehaltes nachsuchte; allein noch im Jahr 1441 konnte er kaum mehr die zu den gewöhnlichen Geschenken am Hofe erforderlichen Gelder aufbringen. Ich bin allhie, schreibt er in dieser Zeit aus Florenz, in großen Bürden und Nöthen. Gott weiß, wie ich mich behelfe mit Leihen, Borgen und sonst, wie ich kann. Wenn ich zum Cardinal, unsers Ordens Protector komme, dem ich sein Jahrgeld, zum Advocaten, dem ich sein Salarium, zu unsers heiligen Va-

ters Hofgesinde, dem ich seine Gebühr, seiner Heiligkeit Thorwarten, denen ich ihr Opfergeld noch schuldig bin, das ich ihnen insgesammt zu diesen nächstvergangenen Weihnachten hätte geben sollen, so mahnen sie mich alle Tage und ich gelobe ihnen und halte sie hin, so lange ich's vermag. Im Jahre 1452, als der römische König Friederich III zum Empfange der Kaiserkrone nach Italien zog und der Gesandte dem Papste nach Bologna folgen mußte, war er von allen Geldmitteln so entblößt, daß er nicht einmal einige Bullen aus der päpstlichen Kanzlei lösen konnte [1]. Als er in demselben Jahre dem Papste ein Ehrengeschenk von 1000 Ducaten zu machen genöthigt war, aber das Geld dazu nirgends aufbringen konnte, da ging ich, wie er meldet, von Bank zu Bank, von Kaufmann zu Kaufmann; allein keiner wollte mir die

---

1) Er schreibt dem Caplan des Hochmeisters: Me oportebit iterum fluctuare et duas domos tenere non sine gravibus expensis. Nunc autem et de presenti die sum sine pecuniis et egestuosus, ut non possum neque valeo litteras et bullas ex cancellaria redimere nec domum sine gravi labore et molestia servare, nam debeo et oportet conprestata meo tempore reddere, bullas extrahere, familiam cum domo, que Romae est, in recessu pecuniis fulcire et cum reliqua familia per tabernas et hospicia honorem ordinis custodire, curiam papae cum VIII equis mutando.

1000 Ducaten borgen. Der Cardinal Firmanus nahm sich's an und sandte den Bankirern Boten. Sie antworteten ihm kurz: ich wäre in den Bänken jetzt so viel schuldig und hätte schon längst bezahlen sollen, wie ich es gelobt; ich hätte es nicht gethan und meinen Glauben gebrochen. Seine Väterlichkeit solle es ihnen nicht verdenken, sie könnten mir nicht leihen, sondern sie wollten lieber zusehen, wie sie bezahlt würden. Firmanus ließ ihnen wieder sagen: sie möchten mir nur geben, er wolle genugsam Bürgen schaffen. Sie antworteten aber wieder: sie möchten mir nichts mehr leihen; wäre aber sonst Jemand, der es nöthig hätte und wolle seine Würdigkeit gute Bürgen setzen, so wollten sie ihm gerne darin gefolgig sein. Daraus erkennet mein Leben und wie ich mich allhie behelfe. Und als der Gesandte im nächsten Jahre dem Papste abermals ein Geschenk von 1000 Ducaten hatte machen müssen und seine Schulden bis auf 2260 Ducaten gestiegen waren, meldete er dem Hochmeister: Ich komme allzu tief in die Schuld; die drückt mich so außerordentlich, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mich derselben entschlagen soll. Ich sehe nichts anders vor Augen, als daß ich aus Noth und Armuth von hier weglaufen muß. Ich stehe allhie gleichwie auf der Herberge und hätte ich nicht Wohnung frei, so müßte ich des Hauses wegen auch alle Jahr 35 Ducaten geben. Aber ich soll doch alle

Zehrung ausrichten, alle aufstoßenden Sachen bestreiten und jeglichem die Hände füllen, woraus ihr erkennen könnet, ob ich mit 500 Ducaten 16 Monde ausreichen möge. Mein Gesinde geht mir ganz zerrissen, so daß ich mich ihrer schämen muß. In drei Jahren habe ich keinen gekleidet und muß deshalb viele Schmähworte und höhnische Reden hören, die jedoch mich nicht allein anrühren, sondern auch Ew. Gnaden und den ganzen Orden. Bald darauf nahmen verschiedene Kaufleute in Rom, denen der Gesandte 1500 Ducaten schuldig war, auch die gesandtschaftliche Wohnung in Beschlag und er mußte sich mit einer kleinen Kammer begnügen, in welcher er zur Miethe wohnte, so daß er im Jahre 1455 klagt: Ich weiß nun nicht mehr, wie ich mich schützen soll. Ich kann nicht bezahlen, ich kann auch nichts mehr entlehnen oder auf Wucher nehmen. Also kann ich nicht von hinnen kommen, aber ich kann auch auf keine Weise hier bleiben und bin der Leute Spott und Lachen geworden. Meiner Noth und meines Gedranges freuen sich alle unsere Feinde, deren so viele sind; sie berechnen meine Schulden von Mond zu Mond, und warten täglich daß ich mit Schanden entweichen soll.

Was die Lage des Gesandten so sehr drückend und traurig machte, war insbesondere auch der Umstand, daß die ihm jährlich zukommenden Jahrgelder gewöhnlich sehr unregelmäßig zugesandt oder von den

Wechslern gezahlt wurden. In der Regel wies man ihm sein Jahrgeld durch Wechsel zu Brügge an, weil auf diesem Wege durch den Handelsverkehr zwischen Italien und Flandern Geldsendungen noch am bequemsten zu bewirken waren. Allein die Wechselgeschäfte wurden damals noch meist so unpünktlich und langsam betrieben und es herrschte noch so viel Unsicherheit in dem ganzen Geldhandel, daß oft erst nach fünf bis sechs Monaten die Zahlung eines Wechsels erfolgen konnte, denn bald wollten die Wechsler in Brügge keinen Wechsel eher ausstellen, als bis sie baares Geld aus Preußen erhalten hatten, bald wollten sich die italienischen Wechsler über die aus Brügge erhaltenen Wechsel erst ganz sicher stellen. Während dessen mußte der Gesandte Geld aus der Bank aufnehmen und auf Wucher leihen, was immer mit bedeutenden Verlusten verbunden war, da die italienischen Banquiers damals gewöhnlich sehr hohe Zinsen, bald zu 10, bald zu 12, ja selbst zu 16 vom Hundert berechneten.

Daß die Gesandten bei der täglichen Wahrnehmung dieses geschilderten Zustandes der Dinge in Rom über den Papst und dessen Hof, über die Geistlichkeit und das ganze Kirchenwesen mitunter auch ganz anders urtheilten, als es in der Ferne geschah, und daß das, was sie die Heiligkeit des Papstes nannten, ihnen nur als blos gebräuchlicher Titel galt, unter dem sich, wie man täglich erfuhr, viel Unreines und

Unheiliges versteckt hielt, läßt sich schon von selbst vermuthen. In den vertraulichen Briefen mancher Gesandten spricht sich ein wahrhafter Ekel und Überdruß des Lebens am päpstlichen Hofe aus; sie sagen es ohne Scheu, daß sie das Wesen, wie es am Hofe unter den Geistlichen und den Curtisanen herrsche, kaum mehr ansehen könnten und daß sie nichts sehnlicher wünschten, als nie dahin gekommen zu sein oder so bald als möglich von dort zurückgerufen zu werden. Mir wäre es besser gewesen, sagt der eine im Jahre 1447, daß mir zu Stargard, wo ich in Gefahr des Todes war, der Hals abgestochen worden wäre, so wäre ich nicht hieher in diesen Jammer und Kummer gekommen und hätte nicht diese Sünden gesehen, und ein anderer berichtet vom Erzbischof von Riga: er sei am päpstlichen Hofe gewesen, als dieser sich zu Viterbo befand; aber da lernte er diesen Hof also kennen, wie er mir sagte, daß ihn nie mehr gelüste, noch einmal in Botschaft dahin zu kommen.

Über den Character und das unwürdige Wesen und Verfahren der Päpste lassen sich die Gesandten in ihren vertraulichen Berichten zuweilen auf eine Weise aus, daß man deutlich sieht, der heilige Schein, der in der Ferne noch um das Haupt des heiligen Vaters glänzte, war vor ihren Augen verschwunden, sobald sie nur einige Zeit dem Unwesen in Rom als Zeuge zugesehen hatten. So schildert der Gesandte

den Papst Johann XXIII nicht nur als einen sehr parteiischen und habgierigen Mann, der darum nur dem Könige von Polen sehr wohl wolle, weil er aus dessen Reich so ungemein viel Geld ziehe, und dem Orden deßhalb abgeneigt sei, weil er von diesem nicht genug gesättigt werde, sondern er warnt auch sehr vor seiner Rachsucht, sobald er sich irgend verletzt oder beleidigt glaube. Er ist im Stande, schreibt er, in einem Consistorium mit einer Bulle alle Privilegien, Freiheiten und Gnaden der Ordens zu widerrufen. Habt Ihr nicht gehört, wie die Tempelherren von des Papstes Gebot an einem Tage in allen Landen vertilgt wurden? Darum wäget einen Papst nicht zu gering und greifet ihm nicht in das Seine. Noch stärker spricht ein anderer Gesandte über den Nachfolger Johanns, Martin V. Als nämlich in einer am römischen Hofe angebrachten Streitsache des Ordens mit den Domherren von Riga beinahe Jedermann dem erstern das vollste Recht zuerkannte, setzte sich der Papst fast ganz allein dem Orden mit aller Macht entgegen. Der Gesandte gibt darüber Aufschluß, indem er berichtet: Der Papst thut dieses nur darum mit so großer Verfolgung und Übermuth, weil er uns zu zwingen meint, ihm 10 bis 12,000 Gulden zu zuweisen, was wir doch, ob Gott will, nimmer thun wollen, denn er ist so gierig, übermüthig und drückend gegen diejenigen, über die er Macht zu haben meint,

als nur jemals ein Papst gewesen ist [1]). Alles, womit er und der ganze Hof zu Rom umgeht, das ist eine Büberei, Gierigkeit, Hypocritenschaft und Übermuth; das höre ich von Jedermann sagen, der der Redlichkeit folget. Der Papst, wenn er sich Geldes und großer Brocken vermuthet, läßt selten Jemanden zur Verantwortung kommen. Mit dieser Schilderung des Gesandten stimmen auch die früher schon erwähnten Berichte über die Geldgier und Habsucht dieses Papstes überein, denn überall wird er als ein Mann dargestellt, bei welchem alles mit Geld und Geschenken zu gewinnen sei.

Nicht selten berichten ferner die Gesandten, wie falsch, zwiezüngig und unwahrhaft sich der Papst in ihren Verhältnissen zu ihm zeige. So heißt es in einem Berichte von demselben Papst Martin V: er sage zwar, daß er nie gegen den Orden eine Ungnade hege; aber er gebe nur gute Worte und handele am Ende doch gegen ihn; und in einem andern Berichte: den schönen Worten, welche der Papst und die Cardinäle geben, folget wenig oder nichts nach, denn wenn die Widersacher des Ordens zu ihnen kommen,

1) Damit stimmt freilich nicht, was Platina Historia Pontific. p. 273 von diesem Papste sagt: Ad suos persaepe conversus, maxime ad eos, qui provincias et civitates gubernabant, his verbis utebatur: *Diligite iustitiam, qui iudicatis terram!*

denen geben sie ebenfalls süße Worte. Darum ist dem Papste gar nicht mehr zu trauen. Ein anderer Gesandte gibt uns eine Probe von dem hinterlistigen und falschen Character Pauls II aus dem Jahre 1468, indem er berichtet: Es diene Euern Gnaden zur Warnung, wie der Stuhl zu Rom und besonders dieser Papst den Johanniterorden in zukünftiger Zeit in großes Verderben gebracht hat. Die Sache ist also: der Hochmeister von Rhodus konnte seine Gebietiger und Brüder, die in Wälschland, Frankreich, Hispanien, Deutschland, England und anderswo sind, nicht dazu bringen, daß sie ihm gehorsam wären und ließ solches dem Papste klagen. Der Papst gab ihm den Rath, daß er ein Generalkapitel seines Ordens zu Rom versammele, und so dieses geschehe, so wollte seine Heiligkeit schon helfen und daran sein, daß sie zu Gehorsam, Hülfe und Beistand des Hochmeisteramtes zu Rhodus kommen müßten. Der gute, ehrbare Herr Hochmeister vertraute dem Papste und kam persönlich gen Rom, als da das Kapitel gehalten wurde. Da hat aber der Papst demselben Hochmeister seine Gewalt genommen und einen Wälschen von Ursini, der ein Bastard ist, zum Hochmeister gemacht, was noch nie gehört ist. Solches Handels halber ist der vorige Hochmeister, der ein sehr redlicher Mann war, in Melancholie und Krankheit gefallen und allhie gestorben und ich zweifele nicht, daß aus solcher

unerhörten Veränderung der Orden in Zerstörung kommen und in kurzer Zeit vielleicht ganz untergehen muß. Diese Leute suchen Alles in der Christenheit dem Stuhle zu Rom zinsbar zu machen; darum ist es ihnen auch einerlei, wie sie einen Stand herunter bringen oder mit List erobern könnten. Dafür seid gewarnt und wisset Euch in allen Euern Händeln darnach zu richten.

Von der Parteilichkeit des Papstes Martin V sprachen selbst die Cardinäle mit dem Gesandten ohne allen Rückhalt und stellten ihn als einen Menschen dar, der sich in seiner Gunst oder Ungnade nur durch äußere Vortheile und fremde Einflüsse leiten lasse. Daher gab ein Cardinal dem Gesandten einmal den Rath: um bei dem heiligen Vater etwas auszuwirken, müsset Ihr vor Allem die Leute kennen und gewinnen, die seine Ohren in ihren Händen haben. Wie der Habgier, so mußte auch dem Ehrgeize des Papstes von Zeit zu Zeit das gewöhnliche Opfer gebracht werden, wenn man nicht die Folgen seiner Ungnade Jahrelang empfinden wollte. Der Gesandte mußte es eine Zeitlang hart büßen, daß es bei der Wahl Michael Küchmeisters von Sternberg versäumt worden war, dem Papste die gewöhnliche Obedienzgesandtschaft und Briefe des Gehorsams und der Empfehlung zuzusenden. Er schrieb darüber seinem Fürsten: Ihr habt mir keine Briefe gesandt weder an

den Papst, noch an die Cardinäle; es wundert mich und wundert alle Andern, daß Niemand an Euerem Hofe ist, der Euch des unterwiesen hat. Geruhet zu wissen, daß alle geistliche Würdigkeit ihre Bestätigung vom Papste nehmen muß, ausgenommen die Meisterschaft des Johanniter= und unsers Ordens. Darum hat man es allewege bisher also gehalten: wenn ein Meister unsers Ordens erwählt gewesen, so hat er seine Briefe an den Papst geschrieben, seinen Gehorsam erboten und sich und seinen Orden empfohlen. Dazu hat man dem Papste immer ein Kleinod geschenkt von 300 bis 400 Gulden. Da indessen auch jetzt noch eine geraume Zeit vorüberging, ehe der Meister dieser Sitte genügte, so wußte sich der Gesandte nicht anders als mit einer Nothlüge bei dem Papste zu helfen, indem er ihm erklärte: der Sendbote, welcher die Briefe und die Ehrengabe an ihn habe überbringen sollen, sei auf dem Wege nach Rom überfallen und beraubt worden. Seinem Fürsten aber rieth der Gesandte, sich in seinem Schreiben an den Papst dieser Nothlüge ebenfalls als Entschuldigung zu bedienen, denn anders könne man nun einmal nicht aus der Schlinge kommen. — Wie man sich auf solche Weise nicht scheute, den Papst hie und da zu belügen, weil keine innere Achtung und Ehrfurcht vor seiner Person mehr vorhanden war, so trug man auch kein Bedenken, dem heiligen Vater den Tod zu

wünschen, wenn dadurch irgend eine drohende Gefahr beseitigt werden konnte. Als z. B. im Jahre 1430 zu befürchten war, die Feinde des Ordens würden durch ihre Bestechung bei dem Papste Martin ein Interdict über Preußen und Livland auswirken, meldete der Gesandte: Zum Glück ist der heilige Vater krank und schwach nach Rom gekommen und es würde wol gut sein, wenn Gott, wie zu hoffen, bald über ihn gebôte. Dem neuen Papste müsse man dann freilich sogleich am Tage seiner Wahl mit einer ansehnlichen Schenkung entgegen kommen.

Man wird sich nicht wundern, daß Luther vor einem aus Rom geschleuderten Bannstrahle eben nicht sehr erschrak, wenn wir fast hundert Jahre vor ihm in den gesandtschaftlichen Berichten mehrmals Äußerungen und Urtheile darüber vernehmen, die wie aus seinem Geiste geflossen sind. Wir begnügen uns mit wenigen Beispielen, indem es in einem Berichte aus dem Jahr 1429 heißt: Fürchtet Euch nur etwa nicht vor dem Banne, der Teufel ist so häßlich nicht, als man ihn oft malet, auch der Bann nicht so groß, als ihn uns die Päpste machen. In Welschland fürchten auch Herren und Fürsten und Städte, die doch unter dem Papste gelegen sind, den Bann außer Recht gar nicht weiter und man hält in Welschland nichts mehr vom Papste, als insofern er es mit ihnen wohl will und anders nicht. Nur wir armen

Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er es fürwahr auch ist. Auch so dürfet Ihr Euch vor diesem Papste darum nicht fürchten, weil er am Grabesrande sitzt, sodaß er nicht mehr lange leben kann, und wenn er stirbt, so wird einer Papst, der unserem Orden wohlgewogen ist, wie es das meiste Theil der Cardinäle alle sind. Und als man vermuthet, daß der von Ursini Papst werde, der unserem Orden sehr gewogen und dem unsere Sache mit befohlen ist, oder der Cardinal de Comite, unsers Ordens Beschirmer, oder auch daß es abermals ein Schisma und eine Spaltung würde, so daß wir mehre Päpste erhielten, das Gott gebe, so sind wir immer gut daran, denn will dann der eine nicht, so ist der andere froh, uns Gnade zu thun, auf daß wir bleiben in seiner Obedienz. In einem andern Berichte vom Jahr 1430 gibt der Gesandte seinem Fürsten den Rath: wenn Euch der Papst mit dem Banne hart entgegen sein wollte, so bedenket nur, wer mit Prälaten und Pfaffen zu schaffen haben will, der muß sich zuweilen des Bannes erwägen; aber habet zu ungerechtem Banne nur guten Muth und lasset Land und Leute um solches Bannes willen nicht verderben.

Wie über das Oberhaupt der Kirche, so sprach man auch über ihre Diener, die Geistlichkeit. Sie

hatte durch ihre Geldgier und Bereicherungssucht, durch ihre Ränke und Chikanen in ihren Streitigkeiten schon großen Theils bei vielen Laien alle Achtung und Ehrfurcht verloren. Die Erfahrung lehrte es täglich in Rom, daß die Hauptursache ihrer Verdorbenheit und ihrer Ausartung in ihrem Reichthum zu suchen sei, weshalb schon zur Zeit des Kostnitzer Conciliums der Gesandte seinem Fürsten schrieb: nach meinem Dafürhalten vernehme ich nicht anders, denn daß die Kirchen und die Geistlichkeit viel zu reich sind; es ist ein Übel, daß sie mehr haben als die heiligen Apostel hatten; es wird nicht besser werden, als wenn man das, was von Alters die Könige und Fürsten den Kirchen gegeben haben, von ihnen wieder nimmt. — Aus dem Mangel an Achtung gingen zuweilen auch Rathschläge und Äußerungen gegen einzelne Geistliche hervor, die, so verbrecherisch auch ihre Tendenz war, doch merkwürdige Zeugnisse von der herrschenden Gesinnung sind, die man gegen den Clerus hegte. So kam von Rom aus dem Hochmeister einst der Rath zu: lasset doch diejenigen der Domherren von Riga, die unsern Orden abgelegt haben, sobald Ihr vermuthet, daß sie sich aus dem Lande stehlen wollen, sofort aufgreifen und gefangen nehmen oder schlagt sie todt; Ihr könnet Euch noch wohl rechtfertigen, denn vor dem Banne habt nur keine Furcht. Von einem andern Geistlichen aus Riga,

der den Orden mit seinen Ränken und Intriguen unaufhörlich belästigte, schreibt der Gesandte: Hätte man den Pfaffen auf der See, da er herüberzog, aus dem Schiffe fallen lassen; es würde allhier wol leicht entrichtet worden sein, denn man hat in Rom das Sprichwort: wer da todt ist, der thut seinen Widersachern keinen Verdruß mehr.

Selbst die Römer hegten nichts weniger als ehrfurchtsvolle und geneigte Gesinnnungen gegen die päpstliche Herrschaft und die hohen Prälaten. Sie sahen zwar immer den Papst als ihren gebietenden Herrn an; allein auch ihnen war der heilige Vater schon entschwunden und wie lästig ihnen mitunter die geistliche Herrschaft war, beweisen die öftern aufrührerischen Bewegungen des Volkes in Rom, deren die Gesandten erwähnen und die uns hinreichende Zeugnisse stellen, wie tief in diesem Jahrhundert die Auctorität der geistlichen Obermacht in Rom selbst bereits gesunken war. Als Beweis des im römischen Volke herrschenden Geistes und seiner Gesinnung gegen die hohen Geistlichen, besonders die Cardinäle erzählt der Gesandte im Jahr 1406 den wilden Aufruhr, der bei dem Tode des Papstes Innocenz VII ausbrach. Da er ein merkwürdiges Zeugniß liefert, wie verwirrt und gesetzlos zuweilen der Zustand der Dinge in Rom in dieser Zeit war und wie verhaßt dem Volke das Joch des päpstlichen Regi-

ments, so mag der Gesandte als Augenzeuge in seinem Berichte selbst sprechen. Ich sitze jetzt, so beginnt er seine Erzählung, wie in der Clause. Die Römer liegen Tag und Nacht bewaffnet vor meinem Hause und erwarten die Römer, die bei dieses Papstes Zeiten nicht in Rom sein durften, sowie der Bannerherren und der Grafen, die um Rom gesessen sind, weil sie einen Auflauf anzuheben meinen. Sie wollen die Herrschaft zu Rom aus den Händen der Kirche entwältigen und selber Herren sein, wie sie vormals gewesen sind, sodaß jetzt alle Gäste in Rom in großer Gefahr stehen. Höret, wie es manchen ergeht. Es waren Botschafter allhier vom Papste zu Avignon, die mit dem verstorbenen Papste unterhandelten, ob die Kirche wieder zur Einigkeit kommen könne. Alsbald nach seinem Tode entboten ihnen die Cardinäle, daß sie sich nicht fürchten sollten; sie möchten nur in ihrer Herberge bleiben und nicht ausreiten; sie wollten sie wol in Frieden halten. Da liegt nun ein sehr festes Haus vier deutsche Meilen von Rom, welches Surian heißt. Ein Franzos hat es inne von des Papsts von Avignon wegen und der Hauptmann steht jetzt mit der Kirche und den Römern in Unterhandlungen, denn des Papstes Bruder und die Söldner der Kirche haben diesen ganzen Sommer davor gelegen. Von dieser Feste kam eines Tages der Schäffer nach Rom zu den Boten und hielt sie daran, daß

sie mit ihm gen Surian reiten sollten. Also erhoben sie sich mit ihm ohne der Cardinäle Wissen. Als sie aber an die Pforte kamen, da nahm der Castellan von der Engelsburg sie gefangen und schlug die zwei Bischöfe und den Ritter in die Eisen. Nur die Mönche, sie waren vom Bettler-Orden, fing er nicht. Desselben Abends noch sandten die Cardinäle zu ihm, daß er sie ledig lassen solle. Aber er antwortete: Nun der Papst todt ist, ist ihr Geleite aus. Ich will Zehrung (Lösegeld) von ihnen haben. Des andern Tages gingen zwei Cardinäle selbst zu ihm und wollten sie frei machen. Allein er wollte sie durchaus nicht ledig geben, sondern sprach: er habe mit dem Collegio der Cardinäle nichts zu thun. Die Engelsburg habe er von dem Papste und diesem geschworen, die Feste nur ihm oder seinem Nachkömmling wieder zu überantworten; wenn ein neuer Papst würde, so wolle er sie dem abtreten, sofern ihm 20,000 Gulden bezahlt würden, die ihm der Papst schuldig geblieben sei. Also haben nun die Cardinäle nach allen Söldnern gesandt, welche die Kirche hat, nach den Orsinern, die mit großem Volke nach Rom gekommen sind und der Kirche beiliegen, dazu auch der Graf von Tagliacozzo und der Graf (Franciscus) von Carrara. Der Pöbel zu Rom aber ist eins geworden, daß sie ihre Freiheit wieder haben und dem Papste nicht mehr unterthan sein wollen; sie wollen

selber nun Herren sein und auf ihre Seite sind gekommen Nicolaus von Colonna und der Graf Aynolfus. Sie stehen allzumal darnach, daß sie ihre Freiheit haben wollen. Nun am Montage, als wir alle in Sanct Peters Kirche waren, da kam immer ein Bote nach dem andern, daß die Römer sich überall bewaffneten und wollten einen großen Rumor machen. Ich ritt über die Brücke in das Haus, wo ich wohne; aber ich fand da mehr denn hundert meiner Nachbarn stark bewaffnet vor meinem Hause stehen und hatten ein Panier aufgeworfen. Sie traten zu mir und sprachen: ich solle mich nicht fürchten; ich möge nur in meinem Hause bleiben und sie ihr Geschäft treiben lassen; sie wollten alle darum sterben, daß mir Niemand Leides anthue. Und sie machten zu Hand Rennbäume in die Gassen, sodaß ich schon von selbst allda bleiben mußte. Ich bestellte alsbald, da der Papst todt war, mein Haus bei Sanct Peter und setzte Vier darein, die es bewahren sollten vor den Söldnern, wenn es Noth würde, daß ich darein ziehen möchte. Da kamen aber die Söldner, nahmen die Schlüssel mit Gewalt, brachen das Haus auf, nahmen Denen, die da waren, ihre Röcke und Mäntel und setzten sich darin. Ich redete mit ihrem Hauptmanne, der sie ausziehen hieß. Als er aber von dannen ging, kehrten sie sich nicht daran. Des andern Tages ritt unser Cardinal selber mit vor das Haus

und hieß sie ebenfalls ausziehen. Sie antworteten aber: sie könnten keine andere Herberge haben. Also sagte der Cardinal zu mir: Ich müßte auf diese Zeit wol Mitleid haben. Darnach ritt ich selbst nochmals dahin und erklärte ihnen: ich wolle selbst in das Haus ziehen; sie möchten es räumen. Allein sie entgegneten: wollte ich mit ihnen im Hause zusammen wohnen, so wollten sie es gerne sehen; doch aus dem Hause würden sie nicht ziehen. Also mußte ich sie nun darin lassen; aber ich besorge, sie werden mir Balken, Gänge und Alles verbrennen.

Nun hatte das Volk alles noch gegen einander gelegen und noch nichts gegen einander gethan. Aber am Dienstag nach des Papstes Tod, als die von Colonna hereinkamen, machten sich diese vor das Capitol und verloren, wie man spricht, wol vierzig Mann davor. Auf dieselbe Zeit kamen die Orsiner mit dem Grafen von Tagliacozzo und mit den Söldnern der Kirche und wollten auch zu dem Capitol. Da schrien die erstern: vive popule! man ließ sie reiten. Die letztern aber schrien: vive ecclesia! Und als sie das hörten, warfen die Weiber mit Steinen und die Männer liefen vor die Schläge mit Hellebarten und Spießen, also daß sie mit Schanden und Schaden zurückkehren mußten und in dem Wiederkehren wurden ihnen wol 30 Pferde erstochen und ein junger Graf von Tagliacozzo ward erschlagen und

ihrer viele verwundet. Die Cardinäle haben zwar das Volk mit guten Worten aufgehalten bis zu einem neuen Papste. Nun aber ein Papst da ist, der hält sie auch auf und will sie ebenfalls mit guten Worten aufziehen. Allein sie wollen nicht gehorchen; sie wollen alle, wie sie sprechen, lieber ihre Hälse darum geben oder ihre Freiheit haben. Nun ist der König von Neapel wol mit 3000 Pferden angekommen; Etliche sprechen, daß er der Kirche helfen wolle; aber die Römer sagen: er sei dem Volke zu Hülfe geeilt. Ich bin in vierzehn Tagen nicht im Pallaste gewesen, weil ich vor den Schranken nicht dahin reiten konnte, und wegen der Zwietracht des Volkes mochte ich auch nicht zu Fuß gehen. Nun eben sandte unser Advocat zu mir und ließ mir sagen: es dünke ihm gut, daß ich zu Fuß zu Sanct Peter käme, um dem neuen Papste Gehorsam zu thun. Also erhob ich mich und wollte dahin gehen. Als ich aber an die Schläge kam, standen etliche meiner Nachbarn da, die mich baten, daß ich wieder in mein Haus ginge, es wäre nicht sicher, daß ich weiter gehe, denn die andere Partei warte auf diese und diese wieder auf jene; leicht möchte mir eine Schmach von Büberei widerfahren, was ihnen allen leid wäre. Also kehrte ich wieder in mein Haus zurück und habe den neuen Papst noch nicht gesprochen. Auch hat der Castellan von der Engelsburg des Papsts von

Avignon Boten geschätzt auf 5000 Gulden, Etliche sagen auf 8000 Gulden und die Wechsler von Genua haben das Geld für sie bezahlt. Wie nun das Ding fortan noch gehen wird, das steht bei Gott! [1])

So steht das alte und großartige Bild Roms in diesen Zeiten entehrt und entwürdigt da. Mochten einzelne Päpste im äußern Weltgetreibe durch Klugheit, durch richtige Berechnung ihres Interesse, durch gewandtes Benehmen gegen die Fürsten und durch feine Politik in den Welthändeln sich vortrefflich und rühmlich zeigen; es trieb sie fast alle im Innern Eine Sünde, dieselbe gemeine Begierde und Leidenschaft. Und wo dieses erkannt wurde, wurden die Seelen empört und die Geister aufgeregt. Der Boden, auf welchem die alte päpstliche Herrschaft stand, sank immer tiefer ein; die Fugen des Gebäudes gingen mehr und mehr auseinander. Die Zeiten, wie sie waren, bereiteten offenbar den neuen, edleren Bau schon vor; man findet oft gesagt: der Geist der Zeit habe den alten Bau der päpstlichen Allgewalt gebrochen; wohl wahr! Aber

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

---

1) Vgl. was Lindenblatt in seinen Jahrbüchern S. 171 u. 172 von einem Aufruhr im Jahr 1405 erzählt.

III.

Über den Maler Petrus Paulus Rubens.

Von

Dr. G. F. Waagen.



Eins der wichtigsten und erfreulichsten Ergebnisse des philosophischen Geistes, der gründlichen historischen Forschungen unserer Tage besteht unstreitig in dem dadurch allgemein erweckten Sinn für die Bedeutung der Eigenthümlichkeit, sowohl ganzer Zeitabschnitte, ganzer Völker, als einzelner Menschen, sowie der daraus hervorgehenden Überzeugung, daß für die Beurtheilung jeder geschichtlichen Erscheinung nur von dem Verständniß ihrer Eigenthümlichkeit aus der richtige Standpunkt gefunden werden kann.

Wie nun der Mangel dieses Sinnes vordem in allen historischen Wissenschaften so unendlich viel schiefe Urtheile veranlaßt hat, so ist dieses namentlich in einem sehr hohen Grade in der neueren Kunstgeschichte der Fall gewesen. Nur gar zu sehr hatte man sich nämlich gewöhnt, anstatt ein Kunstwerk als den lebendigsten und getreuesten Ausdruck der innersten Eigenthümlichkeit des Künstlers zu betrachten, dasselbe als ein zufälliges Aggregat gewisser allgemeiner Eigenschaften anzusehen, und insofern sich diese

mehr oder minder darin vorfanden, hoch oder niedrig anzuschlagen. Neuerdings aber ist man mit dem besten Erfolge bemüht gewesen, die Urtheile über ganze Kunstepochen, Schulen und einzelne Meister aus dem Eindringen in das Verständniß ihrer Eigenthümlichkeit zu berichtigen.

Ein Ähnliches in Beziehung auf den Maler Rubens zu versuchen, ist die Absicht des folgenden Aufsatzes und zwar habe ich mir diesen Künstler gewählt, einmal, weil er unstreitig zu den merkwürdigsten und bedeutendsten Erscheinungen der neueren Kunstgeschichte gehört, sodann aber, weil er vorzugsweise das Schicksal gehabt hat, entweder mit ungemessener Bewunderung allgemeinhin gepriesen, oder mit einseitigem und ungerechtem Tadel herabgesetzt, niemals aber nach seiner Art und Geist aufgefaßt und gewürdigt zu werden.

Rubens gehört unter den ausgezeichneten Genien zu der geringen Zahl, deren vorzügliche Anlagen durch die günstigsten äußeren Verhältnisse von der Geburt an die sorgfältigste Pflege und eine stetige, ungestörte Ausbildung genossen haben. Seine Ältern, Johann Rubens, und Maria Pypelinks, stammten aus sehr angesehenen Geschlechtern von Antwerpen her. Der Vater, ein Jurist, und auch sonst von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, erhielt ungefähr um das Jahr 1570 zu Antwerpen das ehrenvolle Amt eines Schöf-

fen. Die Verheerungen des Krieges mit Spanien, welcher damals in den Niederlanden wüthete, bewogen ihn indeß einige Jahre später diese Stelle aufzugeben und gleich anderen angesehenen niederländischen Familien in Cöln einen Zufluchtsort zu suchen. Hier ward ihm im Jahr 1574 ein Sohn geboren, der den Namen Philipp erhielt, und in der Folge ein sehr ausgezeichneter Humanist ward, aber schon im Jahr 1611 starb. Den 29. Juni des Jahres 1577 als am Peter=Paulstage aber gebar dem Johann Rubens seine Hausfrau einen zweiten Sohn, der jenen Heiligen zu Ehren die Namen Petrus Paulus erhielt. Bis zum Jahre 1587 verweilte die Familie Rubens in Cöln, da aber Johann Rubens in diesem Jahre starb und in Antwerpen seit der Eroberung der Stadt durch den Herzog von Parma ein ruhigerer Zustand eingetreten war, entschloß sich die Wittwe mit ihren beiden Söhnen dahin zurückzukehren. Einige Zeit darauf wußte sie es zu bewirken, daß ihr jüngster Sohn bei der verwittweten Gräfin Lalaing als Page in Dienste trat. Das ausgelassene Leben in diesem Verhältniß sagte indeß dem jungen Rubens, dessen natürlicher Sinn für Höheres und Edleres durch sorgfältigen Unterricht bereits früh geweckt war, so wenig zu, daß er nach kurzer Zeit zu seiner Mutter zurückkehrte. Die leichte Auffassungsgabe, welche Rubens in seinen Studien zeigte,

bewog die Mutter und die Vormünder, ihn für die Laufbahn seines Vaters zu bestimmen. Da er auch eine besondere Neigung zum Zeichnen verrieth, wurden indeß einige Nebenstunden unter einem geschickten Lehrer darauf verwandt. Bald aber nahm seine Vorliebe dafür so zu, daß er seine Mutter auf das dringendste bat, ihn Maler werden zu lassen, wozu sie sich auch nebst den Vormündern in Rücksicht auf das seltene Geschick, welches er im Zeichnen bewies und in der Erwägung, daß der größte Theil ihres Vermögens durch den Krieg verloren gegangen war, wirklich bewegen ließ. Rubens wurde also nun zuerst bei einem geschickten Landschaftsmaler, Namens Tobias Verhaegt, in die Lehre gegeben, kam aber nach einiger Zeit zu dem Historienmaler Adam van Oort, der sich besonders durch ein vortreffliches Colorit auszeichnete, dessen wüstes Leben und tölpische Behandlung Rubens aber so wenig zusagten, daß er ihn bald verließ und sich zu dem damals in den Niederlanden sehr hochgeachteten Maler Otto van Veen, gewöhnlicher Otto Venius genannt, begab. Fühlte sich nun Rubens durch den sanften und liebenswürdigen Charakter, durch die feinen und gebildeten Lebensformen dieses Mannes persönlich angezogen, so fand seine Wißbegier als Künstler in den gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen aller wissenschaftlichen Theile der Malerei, welche Venius besaß und ohne

Rückhalt mittheilte, die willkommenste Nahrung. Da bei Rubens zu seinem außerordentlichen Genie sich der angestrengteste Fleiß gesellte, ist es leicht begreiflich, daß er in solchem Unterricht die reißendsten Fortschritte machte, so daß Venius ihm im Jahr 1600 rieth nach Italien zu gehen, um daselbst seine künstlerische Ausbildung zu vollenden.

Nicht leicht hat wol ein Künstler diese Reise, welche so vielen deutscher und niederländischer Nation in alter und neuer Zeit zu der Klippe geworden, woran sie als Künstler gescheitert sind, so vielseitig und so gründlich vorbereitet angetreten als Rubens. Durch das zu seiner Zeit in den Niederlanden durch Männer wie ein Justus Lipsius so allgemein verbreitete Studium des classischen Alterthums hatte Rubens nicht allein eine gründliche Kenntniß desselben erhalten, sondern es auch in der lateinischen Sprache so weit gebracht, daß er sich schriftlich und mündlich darin bequem ausdrücken konnte. Nicht weniger glücklich als auf diese Weise für seine allgemeine Geistesbildung, war durch seine verschiedenen Lehrmeister für seine besondere Bildung als Maler gesorgt worden. Durch den Landschaftsmaler Verhaeght war in ihm jener Sinn für die Natur in ihren verschiedensten Gestaltungen, namentlich in ihrer allgemeineren Erscheinung, die man Landschaft nennt, für immer geweckt worden. Von Adam van Oort

hatte er sich dessen vortreffliche Art der Färbung angeeignet. Dem Otto Venius endlich verdankte er gründliche Kenntnisse in der Anatomie, Perspective und besonders im Helldunkel, so wie manchen trefflichen Wink über Anordnung der Bilder. Schon vor seiner Abreise hatte er daher mehrere sehr schätzbare Gemälde ausgeführt, von denen Descamps namentlich einer Anbetung der Könige und einer Dreieinigkeit, Christus todt im Schooße Gott Vaters, umher Engel mit den Marterwerkzeugen, erwähnt [1]), welches letztere sich noch im Jahr 1769 als Altarblatt unter dem Singechor in der Carmeliterkirche zu Antwerpen befand [2]).

Nachdem Rubens sich zu Brüssel dem Schutze der Infantin Isabella und des Erzherzogs Albrecht, ihres Gemahls, welchem er als Künstler schon auf das Vortheilhafteste bekannt war, persönlich empfohlen hatte, reiste er den 9ten Mai des Jahres 1600 nach Italien ab und begab sich zuerst nach Venedig [3]), von dort aber bald nach Mantua, woselbst er von

1) *Descamps* la vie des Peintres etc. Tom. I. p. 323.

2) Descamps Reise, übersetzt von Volkmann. S. 189. Dieses Bild ist von S. a. Bolswert gestochen.

3) Houbraken sagt, er habe seine Reise durch Frankreich genommen, was mir indeß nicht wahrscheinlich ist.

den Erzherzögen dem Herzog Vincenzo dem Ersten, aus dem Hause Gonzaga, empfohlen ward. Dieser, bekanntlich ein großer Kenner und Freund der Literatur und der schönen Künste, überzeugte sich bald von dem seltnen Genie des jungen Rubens und ließ ihm den Vorschlag machen, als Hofjunker in seine Dienste zu treten, was Rubens um so lieber annahm, als ihm dadurch die erwünschteste Gelegenheit ward, die Werke des Giulio Romano zu Mantua nach Muße zu studiren. Außerordentlich muß die Wirkung gewesen sein, welche die geistreichen und kühnen Compositionen des Giulio im Palast del T, z. B. die Hochzeit der Psyche, der Gigantensturz, auf den jungen Künstler gemacht haben. Zu keinem der anderen großen Meister Italiens mußte nämlich Rubens eine so nahe Verwandtschaft des Geistes fühlen als zum Giulio, wie denn auch der mächtige Einfluß desselben auf ihn aus seinen vorzüglichsten Werken auf das deutlichste erhellt.

Gegen das Ende des Jahres 1601 ging Rubens nach Rom, woselbst er indeß dieses Mal nur sehr kurz verweilte. Einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Mantua gestattete ihm aber der Herzog einen längeren Aufenthalt in Venedig, welchen er zu den sorgfältigsten Studien der Werke des Tizian und Paolo Veronese anwandte; zwei Meister, die auf seinen außerordentlichen Farbensinn vor allen anderen

wohlthätig einwirken mußten. Drei Bilder, welche er für die Kirche der Jesuiten in Mantua ausführte, zeigten die Früchte dieser Studien. Der Herzog, welcher von mehren der berühmtesten Bilder in Rom Copien zu haben wünschte, hielt Rubens nach diesen neuesten Proben seiner Geschicklichkeit besonders geeignet, ihm solche zu seiner Zufriedenheit auszuführen. Während er sich dieses Auftrages entledigte, malte er in Auftrag des Erzherzog Albert für die Kirche Sta. Croce di Gerusalemme, von welcher jener Fürst früher den Cardinalstitel trug [1]), drei Bilder, eine Dornenkrönung, eine Kreuzigung und eine Kreuzesfindung. Diese für seine damalige Kunstweise sehr merkwürdigen Bilder sollen gegenwärtig in jener Kirche nicht mehr vorhanden sein.

Der Herzog Vincenzo hatte während der Zeit, daß Rubens in seinen Diensten war, an demselben nicht blos den ausgezeichneten Künstler, sondern auch den gründlich gebildeten [2]), feinen und liebenswürdigen Mann schätzen

1) Vor seiner Vermählung mit der Infantin war er bekanntlich Cardinal gewesen.

2) So soll der Herzog einmal Rubens überrascht haben, als er, während er an einem Bilde, den Zweikampf des Äneas und Turnus vorstellend, malte, die bekannten Verse aus dem Virgil recitirte: **Ille etiam patriis agmen ciet Ocnus ab oris etc.** und sehr in Verwun-

lernen. Nach dem einstimmigen Zeugniß aller Schriftsteller muß Rubens in der That zu den seltenen Naturen gehört haben, deren Persönlichkeit auf Jedermann einen eigenthümlichen Zauber ausübt. Er war von ansehnlicher und wohlgebildeter Gestalt und einer gewissen natürlichen Würde des Anstandes. Das Angenehme seiner regelmäßigen Gesichtszüge wurde durch eine blühende Farbe, kastanienbraunes Haar, Augen, die von einem milden Feuer glänzten, am meisten aber durch einen heiteren, sanften und edeln Ausdruck erhöht. Bei einem höchst einnehmenden Wesen und einem sehr angenehmen Ton der Stimme verband er in der Unterhaltung Leichtigkeit mit einem lebhaften und eindringenden Verstande, eine gewisse Ruhe mit einem bequemen Humor. Unter solchen Umständen ist es wol begreiflich, daß der Herzog, als er beschlossen hatte, dem König von Spanien einige Geschenke zu machen, sich Rubens als einen passenden Überbringer derselben ausersah. Es war im Jahr 1605, daß er den Künstler deshalb von Rom zurückrief und ihm den Auftrag ertheilte, in seinem Namen dem König von Spanien eine prächtige Staats-

derung gerathen sein, als der Künstler ihm auf die lächelnd an ihn gerichtete lateinische Anrede ebenfalls in sehr zierlichem Latein antwortete. S. *Weyermann* Tom. I. p. 258.

carrosse nebst sechs Pferden von seltener Schönheit zu überbringen. Rubens fand am Hofe zu Madrid als Abgesandter seines Herrn und als Maler die gnädigste Aufnahme. Er mußte das Bildniß des Königs Philipp III. und mehrer anderer der angesehensten Herren malen, wofür er reichlich belobt und fürstlich belohnt ward. Wahrscheinlich war es während dieses Aufenthalts in Spanien, daß er drei Bilder des Tizian, Venus und Adonis, Diana und Actaeon, und die Entführung der Europa copirte.

Nach Mantua zurückgekehrt, erlaubte ihm der Herzog sogleich wieder nach Rom zu gehen, von woher er den Auftrag erhalten hatte, das Bild für den Hochaltar der Kirche St. Maria in Vallicella zu malen. Auf dem Mittelbilde stellte er Maria mit dem Kinde in der Glorie vor, welche von Engeln verehrt wird, auf den Seitenbildern aber mehre Heilige, namentlich den Papst Gregor den Heiligen und Mauritius. Letztere sollen sehr großartig gewesen und in der ganzen Kunstweise lebhaft an Paolo Veronese erinnert haben. Dieses Mal traf er in Rom mit seinem geliebten Bruder Philipp zusammen, in dessen Gesellschaft er ein eifriges und genaues Studium der römischen Alterthümer machte. Philipp Rubens gab als eine Frucht dieser Studien im Jahr 1608 ein Werk heraus, zu welchem Peter Paul nicht blos die Zeichnungen zu 6 Kupfertafeln gegeben, sondern auch

auf den literarischen Inhalt keinen unbedeutenden Einfluß gehabt hatte [1]).

Von Rom ging Rubens nach Genua, woselbst er sich so wohl gefiel und wo er so viele Aufträge erhielt, daß er dort länger als an irgend einem anderen Ort in Italien verweilte. Unter den vielen Bildern, welche er daselbst für Kirchen und Privatpersonen ausführte, gehören zwei für die Kirche der Jesuiten, eine Beschneidung und der heilige Ignatius, welcher einen Besessenen heilt, zu dem Bedeutendsten, was er überhaupt in Italien gemalt hat. Nebenbei beschäftigte er sich die wichtigsten Kirchen und Paläste von Genua in Grund- und Aufriß aufzunehmen, welche Zeichnungen er später in einem Kupferwerk ans Licht stellte [2]). Der phantastische, zum Theil etwas barokke Geschmack der meisten Paläste in Genua mochte seinem Naturell besonders zusagen, auch ist der Einfluß dieser Studien an der Architectur auf manchen seiner Bilder sehr deutlich wahrzunehmen.

---

1) Seite 21 in den Electis liest man an der Spitze einer lateinischen Elegie auf unsern Künstler von seinem Bruder Philipp: Discupio enim aliquod hic extare amoris et grati in ipsum (P. P. Rubenium) animi monumentum, qui tum artifici manu, tum acri certoque judicio, non parum in Electis me juvit.

2) *Palazzi di Genova,* raccolti e desegnati da *P. P. Rubens.* Antwerpen 1622 mit 139 Kupfern. gr. Fol.

Sein Aufenthalt in Genua wurde auf eine für ihn sehr schmerzliche Weise unterbrochen. Er erhielt nämlich im Herbst des Jahrs 1608 die Nachricht, daß seine Mutter gefährlich erkrankt sei, welches ihn bewog, sich, nachdem er 8 Jahre in Italien zugebracht hatte, eiligst nach Antwerpen auf den Weg zu machen. Dennoch fand er seine Mutter nicht mehr am Leben; sie war bereits den 9ten October verschieden. Der Schmerz, welchen er über diesen Verlust empfand, war so lebhaft, daß er vier Monat lang in größter Zurückgezogenheit in der Abtei St. Michael zubrachte, in welcher Zeit nur die Malerei und eine ausgewählte Lectüre ihn zu zerstreuen vermochten. Er war fest entschlossen, nach Mantua, an welches lange Gewohnheit und die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe für den Herzog, welcher ihm noch neuerdings die ehrenvollsten Anträge hatte machen lassen, ihn mit starken Banden fesselten, zurückzukehren. Als er indeß den Erzherzögen zu Brüssel aufwartete, gaben dieselben ihm ihren Wunsch, ihn in den Niederlanden und an ihrem Hofe zu behalten, auf eine so huldreiche und dringende Weise zu erkennen, und eröffneten ihm für diesen Fall so vortheilhafte Aussichten, daß er sich sogleich bereit erklärte, ihnen alle seine Wünsche zu opfern, und sich von ihnen nur die Gnade erbat, seinen Wohnsitz in Antwerpen nehmen zu dürfen, indem der Aufenthalt am Hofe ihn vielleicht verhindern

möchte, die Staffel in der Kunst zu erreichen, welche er durch angestrengten Fleiß noch zu erklimmen hoffte.

Nachdem Rubens auf solche Weise entschieden war, sich in seinem Vaterlande niederzulassen, sah er sich vor allem nach einer Frau um, welche er auch bald in der Tochter eines Schöffen von Antwerpen, Elisabeth Brant fand. Im November des Jahrs 1609 feierte er mit ihr seine Hochzeit. Sein nächstes Trachten ging dahin, für eine Wohnung zu sorgen, deren Aeußeres und Inneres den Aufenthalt eines Künstlers verriethe und ihm, so viel es möglich war, einen Ersatz für Italien gewährte. Er ließ sich daher nach seinen eignen Entwürfen ein Haus in italienischer Weise bauen [1]), an welchem er die Fronte selbst in Fresco bemalte und die Gemächer mit Kunstwerken aller Art schmückte. Außerdem aber ließ er zwischen seinem Hofe und einem großen Garten, worin er die verschiedensten Baumarten zog, eine Rotunda errichten, welche, wie das Pantheon zu Rom, das Licht durch eine Öffnung in der Kuppel empfing. Hier stellte er auf eine geschmackvolle Weise die werthvollsten Statuen, Büsten, Gemälde, Gefäße von Agath und anderen kostbaren Steinarten, geschnittene Steine und eine treffliche Münzsammlung auf, welches alles

1) Nach Houbraken kostete ihm der Bau an 60,000 Gulden.

er in Italien gesammelt hatte und fortwährend mit dem größten Eifer vermehrte.

So nach seinem Sinne eingerichtet, brachte er seinen Tag folgendermaßen zu. Nachdem er aufgestanden (was sehr früh, im Sommer um 4 Uhr geschah), war sein Erstes, die Messe zu hören. Darauf begab er sich an seine Arbeit, während welcher er sich aus irgend einem Classiker, am liebsten aus dem Livius, Plutarch, Cicero, Seneca oder einem der großen Dichter vorlesen ließ, auch viele Besuche annahm und sich über die verschiedensten Gegenstände auf das lebhafteste unterhielt. Eine Stunde vor dem Essen diente ihm zur Erholung, sei es nun, daß er sich an dem Anblick seiner Kunstschätze erfreute, oder sich seinen Gedanken über wissenschaftliche Gegenstände oder Politik, die ihn ungemein interessirte, überließ. Die Besorgniß, durch viel Speise und Trank nachtheilig auf die Beweglichkeit seiner Phantasie einzuwirken, ließ ihn nur sehr wenig essen. Nachdem er von neuem bis gegen Abend gearbeitet hatte, pflegte er, wenn nicht irgend ein Geschäft ihn hinderte, ein andalusisches Pferd zu besteigen und einen tüchtigen Spazierritt zu machen. Er liebte diese Uebung, so wie die Pferde ganz außerordentlich und hatte daher auch in seinem Stall immer mehre Pferde von ausgezeichneter Schönheit. Wenn er zu Hause kam, fand er in der Regel einige Freunde, meist Gelehrte oder

Künstler, mit denen er bei einem einfachen Mahl — denn er war ein Feind aller Völlerei — den Abend in lehrreichen und heiteren Gesprächen zubrachte.

Nur bei einer solchen Lebensweise ward es Rubens möglich, die vielen Anforderungen, welche an ihn als Maler gemacht wurden, zu befriedigen, und nur aus der Vereinigung dieses außerordentlichen Fleißes mit der größten Leichtigkeit im Hervorbringen ist die erstaunliche Anzahl der Werke von ihm erklärlich, deren Echtheit keinem Zweifel unterliegt.

Zu den ersten Gemälden, welche er nach seiner Rückkunft aus Italien ausführte, gehören die 4 Kirchenväter für die Dominicanerkirche zu Antwerpen. Nach Weyermann's [1]) Versicherung verräth es in allen Stücken noch sehr den Einfluß der italienischen Meister, unter denen, wie uns Sandrart berichtet [2]), Rubens in der Art zu malen, als er aus Italien zurückgekommen, den Michelangelo da Caravaggio sich zum Vorbild genommen hatte.

Höchst wichtig, um sich eine anschauliche Vorstellung zu machen, in welcher Weise Rubens ungefähr um das Jahr 1610 dachte und malte, ist das berühmte Bild in der Galerie zu München, welches ihn und seine erste Frau vorstellt, und nach dem

1) Weyermann Tom. I. p. 265.

2) Teutsche Akademie S. 292.

jugendlichen Ansehen beider gewiß nicht gar lange nach ihrer Verheirathung gemalt sein möchte [1]). Die sittsam=trauliche Weise, wie die beiden Gatten in einer Geißblattlaube mit einander verweilen, der ruhige Ausdruck von Kraft und geistiger Bildung im Kopfe von Rubens, der heiteren, gutmüthigen Zufriedenheit in dem der Frau, machen dieses Bild in einem hohen Grade anziehend und gemüthlich und lassen eben so wenig den Künstler in seiner späteren eigentlich rubensischen Weise erkennen, als die bestimmteren Umrisse, das durchaus Gemäßigte in der Farbengebung und die sorgfältige Ausführung der so saubern und zierlichen Anzüge, so wie der Laube und der Kräuter im Vorgrunde.

Zu jener freieren, glänzenderen, phantastischen, aber auch etwas flüchtigeren Kunstweise ging Rubens nur sehr allmälig über und selbst in seinen späteren Werken finden sich noch bisweilen Anklänge an jene edlere, feinere, sanftere Empfindungsweise. In einem seiner aller berühmtesten Werke, welches er noch vor dem Jahr 1620 ausführte, dem Altarblatt in der Cathedrale von Antwerpen, finden sich auf eine merkwürdige Art noch beide, die frühere wie die spätere Kunstweise nebeneinander. Auf dem Mittelbilde, der Kreuzabnahme sehen wir schon ganz die Kühnheit

1) Gestochen in punctirter Manier von Heß.

in der Composition, die derbe Kraft in den Charakteren, die außerordentliche Haltung und Wirkung der Massen, die gewaltige Gluth der Färbung, welche seinen späteren Werken eigenthümlich sind, an jene frühere Zeit erinnern fast nur einige Köpfe, besonders der der Maria, und die sorgfältige Ausführung. Die Vorstellungen auf den inneren Seiten der Flügel, die Heimsuchung und die Darstellung im Tempel zeigen dagegen durch eine gewisse Ruhe in den Bewegungen, etwas Edles in den Charakteren, etwas sehr Feines und Gemüthvolles im Ausdruck, durch eine zwar treffliche aber immer gemäßigte Färbung noch sehr viele Verwandtschaft zu dem obigen Familienbilde [1]).

Durch Werke wie diese Kreuzabnahme war der Ruf von Rubens so sehr gestiegen, daß, als die verwittwete Königin von Frankreich, Maria von Medici, den Palast Luxemburg für sich hatte bauen lassen, sie denselben nicht schöner schmücken zu können glaubte, als durch einige Werke von Rubens' Hand. Im Jahr 1620 berief sie daher den Künstler nach Paris

1) Das Mittelbild ist öfter gestochen, früher am besten von Luc. Vorstermann, neuerdings von Claessens. Die Heimsuchung von F. de Jode, die Darstellung im Tempel von P. Pontius. Auf den Außenseiten der Flügel ist S. Christoph und der ihm leuchtende Einsiedler vorgestellt.

und ertheilte ihm den Auftrag, die merkwürdigsten Begebenheiten aus ihrer Geschichte in einer Reihe von Bildern darzustellen. Dieselben ergaben 21 Compositionen, von denen Rubens die Skizzen sogleich in Paris malte. Hierzu kamen noch die Bildnisse der Königin Maria und ihrer Ältern. Bestellungen so umfassender Art, die denn doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt sein sollten, machten es Rubens fortan unmöglich, alles selbst auszuführen. Er ließ mithin häufig durch seine Schüler sowol untermalen, als manche Nebensachen ganz ausführen. Obgleich daher die Gemälde für den Palast Luxemburg, welche bereits im Frühling des Jahrs 1625 in einer Gallerie daselbst unter der Aufsicht von Rubens, der im März nach Paris gegangen war, aufgestellt wurden, im Einzelnen mit das Vortrefflichste enthalten, was Rubens jemals hervorgebracht hat, so ist doch die Ausführung wegen jener Theilnahme der Schüler nicht durchaus gleichförmig. Gegen die Vorstellungen aber läßt sich mit Grund einwenden, daß Rubens in der Art, wie er darin die Allegorie und Personification behandelt hat, noch durchaus in den verkehrten Begriffen befangen ist, welche so viele Werke niederländischer Kunst aus dem 16. Jahrh. widerwärtig und ungenießbar machen. Umnöglich kann es einem richtigen Sinne zusagen, wenn zwischen den Majestäten und anderen bekannten vornehmen Herrschaften, die

größtentheils treue Portraite und sämmtlich in dem Hofcostum der damaligen Zeit gekleidet sind, sich der ganze Olymp nebst Zubehör nach der Vorstellungsart der Alten, also zum Theil unbekleidet, und öfter schwebend und schwimmend einherbewegt. Das Unpassende der Vermählungsscene, wobei, während ein Bischof die heilige Handlung vor einem Altar, worauf Christus vorgestellt ist, verrichtet, der Gott Hymen die Schleppe der Prinzessin trägt, ist selbst sonst unbedingten Bewunderern dieser Gemälde schon früher aufgefallen.

Bei dem Aufenthalt, den Rubens im Jahr 1625 in Paris machte, lernte er den unwürdigen Günstling der Könige Jacob und Karl von England, den Herzog von Buckingham kennen und malte dessen Bildniß. An diese Bekanntschaft knüpften sich Unterhandlungen mit Buckingham, in deren Folge Rubens seine vortreffliche Sammlung von Statuen, Bildern und anderen Kunstwerken dem Herzog für die Summe von 60,000 Gulden [1]) verkaufte. Da unser Künstler um diese Zeit schon sehr wohlhabend war, möchte man aus diesem Verkauf von Gegenständen, die ihm so sehr werth waren, fast schließen, daß Sandrart nicht ganz übel berichtet gewesen, wenn er sagt: „Rubens sei nicht von Gehenhausen gewesen, dannenhero

1) Nach de Piles für 100,000.

ihn viele beschuldigt hätten, daß er das baare Geld gar zu hart in Händen halte [1])".

Nach der Absicht der Königin Maria sollte Rubens für eine andere Gallerie im Palast Luxemburg eine ähnliche Reihefolge von Bildern aus der Geschichte König Heinrichs IV malen. Dieser Plan aber kam wegen der anderweitigen Beschäftigungen von Rubens in den nächsten Jahren und der im Jahr 1631 erfolgten Verbannung der Königin zum großen Verlust für die Kunst nicht zu Stande.

Wir sind jetzt zu der Epoche gelangt, da Rubens auch noch auf einem andern Felde, als dem der Malerei sich auszeichnen sollte, nämlich auf dem der Diplomatie. Das traurige Schicksal seines Vaterlandes, in welchem der Krieg fortwährend wüthete, ging ihm so zu Herzen, daß er zunächst über die politischen Verhältnisse der Niederlande, damit in Verbindung aber auch über das der anderen wichtigsten Staaten in Europa sich genau unterrichtet und reiflich darüber nachgedacht hatte. Der unmittelbare Verkehr, in welchem er als Maler so lange mit vielen Fürsten und anderen angesehenen Personen stand, hatte ihm vielfach Gelegenheit gegeben, seine Kenntnisse in der Politik zu erweitern und in den geselligen Formen eine ungemeine Leichtigkeit und Feinheit

1) Teutsche Akademie S. 293.

zu erlangen. Bei seiner gründlichen Kenntniß des Lateinischen und seiner glücklichen Auffassungsgabe war es ihm endlich ein Leichtes gewesen, sich mehre lebende Sprachen so weit anzueignen, daß er sich darin bequem ausdrücken konnte. Dem Erzherzog Albrecht, welcher Rubens besonders hochschätzte und daher auch die Pathenstelle bei seinem ältesten Sohne übernommen hatte, waren diese Eigenschaften des Künstlers nicht entgangen, und er soll daher noch vor seinem im Jahr 1621 erfolgtem Tode seiner Gemahlin gerathen haben, in politischen Angelegenheiten sich des Raths von Rubens, als eines treuergebenen, klugen und unterrichteten Mannes zu bedienen. Die Infantin zeichnete Rubens seit dieser Zeit ungemein aus und beehrte ihn, als sie mit dem Marquis von Spinola von der Belagerung von Breda zurückkehrte, im Juni 1625 in seinem Hause mit ihrem Besuch. Schon im vorhergehenden Jahre, als der Ausbruch des Krieges zwischen England und Spanien der Infantin einen Waffenstillstand mit den vereinigten Staaten sehr wünschenswerth gemacht hatte, war Rubens von ihr auserſehen, um die Unterhandlungen deshalb einzuleiten, durch eine Hofcabale aber dieser ganze Plan hintertrieben worden. Als indeß im Jahr 1627 Buckingham den König Karl I. verleitet hatte auch Frankreich den Krieg zu erklären, und die Infantin glaubte, daß England jetzt nicht

ungeneigt sein möchte, auf Friedensvorschläge von Seiten Spaniens einzugehen, ertheilte sie Rubens den Auftrag über diesen Gegenstand mit Gerbier, dem Agenten von König Karl I im Haag, welcher zugleich als Architekt und Maler in dessen Diensten stand, in Briefwechsel zu treten. Rubens machte in dieser Angelegenheit selbst eine Reise nach Holland und hatte im Juli in Delft mit Gerbier eine Zusammenkunft [1]). Doch die Langsamkeit und Unschlüssigkeit des spanischen Hofes, sowie die übertriebenen Bedingungen der Holländer, welche man in diesen Friedensvertrag einzuschließen wünschte, verursachten, daß sich diese Unterhandlungen ohne Erfolg zerschlugen.

Im Jahr 1628 entschloß sich die Infantin Rubens nach Spanien zu schicken, um dem Könige über die zunehmende Finanznoth und Unzufriedenheit des Volks in den Niederlanden Vorstellungen zu machen. Die kluge und freimüthige Art, mit welcher sich Rubens über diese Gegenstände aussprach, gewannen ihm bald das Vertrauen Philipps IV, so wie des Herzogs von Olivarez. Die in diesem Jahr

1) Siehe hierüber den Brief von Gerbier vom 6ten August 1627 an den englischen Minister Lord Holland in Walpole Anecdotes of Painting in England Tom. 2.

erfolgte Zurückberufung des Marquis von Spinola nach Spanien ließ die Infantin, welche sich des einzigen Mannes, der im Stande war, den Holländern mit Erfolg zu widerstehen, plötzlich beraubt sah, mehr als je den Frieden mit England wünschen und die am 23. August erfolgte Ermordung Buckingham's gab ihr Hoffnung, den König Karl nicht abgeneigt hiezu zu finden. Sie befahl daher Rubens Alles anzuwenden, um den König von Spanien für diesen Frieden zu bestimmen. Alle Bemühungen von Rubens in dieser Beziehung scheiterten indeß wieder an der bekannten Unschlüssigkeit des spanischen Hofes. Rubens, welcher während seines längeren Aufenthaltes in Madrid mehre vortreffliche Werke ausgeführt hatte, erhielt vom Könige zum Zeichen seiner höchsten Zufriedenheit und Gnade die Stelle eines Secretairs seines Geheimenraths und wurde reichlich beschenkt nach Brüssel zurückgeschickt.

Bald nach seiner Rückkunft zeigten sich indeß bei dem durch schwere Auflagen hart gedrückten, durch das empörende Benehmen der spanischen Truppen höchst erbitterten Niederländern so bedenkliche Regungen, daß der König von Spanien, in Besorgniß eines neuen Aufstandes, und bei der finanziellen Noth, welche durch die im Jahr 1628 erfolgte Wegnahme der Silberflotte durch die Holländer, den höchsten Grad erreicht hatte, sich endlich entschloß der Infan-

tin zu schreiben, sie möchte Rubens nach England schicken, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Nachdem Rubens seine Instructionen erhalten hatte, begab er sich gegen Ende des Jahres 1629 nach London. Diese Wahl war auf die Persönlichkeit des Königs von England nun wie berechnet. Karl I war nämlich ein leidenschaftlicher Freund der Malerei, und für Bildung und Liebenswürdigkeit der Menschen sehr empfänglich, so daß es Rubens, der, wie wir wissen, diese Eigenschaften in einem hohen Grade mit seiner seltnen Meisterschaft in der Kunst vereinigte, in kurzer Zeit gelang, sich bei dem Könige außerordentlich beliebt zu machen und für die Friedensvorschläge seines Herrn um so eher ein geneigtes Gehör zu finden, als der ganze Krieg höchst willkürlich von Buckingham angefangen und England sowol durch diesen, als durch einen andern Krieg mit Frankreich ungemein erschöpft war. Demohngeachtet zogen sich die Verhandlungen, welche Rubens mit dem Kanzler Cottington pflog, so in die Länge, daß Rubens Muße fand, mehre Bilder zu malen. So malte er einen heiligen Georg, der den Drachen tödtet, nebst der bedrohten Prinzessin, auf welchem der Heilige die Züge des Königs Karl, die Prinzeß die der Königin trug, und womit er dem Könige ein Geschenk machte, eine Himmelfahrt Mariä für den Grafen von Arundel und wahrscheinlich die

Skizzen für die neun Gemälde, welche für den Plafond des Audienzsaals in White-Hall bestimmt waren und den Zweck hatten, in allegorischen Vorstellungen den König Jacob I von England zu verherrlichen. Die Gemälde selbst wurden erst später in Antwerpen ausgeführt [1]). Rubens wurde indeß von Seiten des Königs mit Gnadenbezeigungen überhäuft. Schon im Februar des Jahres 1630 wurde er im Palast von White-Hall zum Ritter erhoben, wobei der König ihm seinen eignen Degen geschenkt haben soll. Als aber die Präliminarien zum Abschluß gediehen waren, so daß der Friede im November am Madrider Hofe unterzeichnet werden konnte, erhielt Rubens zum Abschiede ein reiches Silberservice und das Bildniß des Königs an einer goldenen Kette, welches er in dankbarer Erinnerung seitdem beständig zu tragen pflegte.

Obgleich es Rubens auf diese Weise gelungen war die Gunst des Königs von England sich in einem hohen Grade zu erwerben, hatte er demohngeachtet die Interessen des spanischen Hofes mit großem Geschick wahrgenommen. Dafür bürgt einmal der

1) Diese Bilder, wofür Rubens 3000 Pfund Sterling erhalten haben soll, sollen indeß nicht zu den vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers gehören. Gewiß war der König Jacob noch ungleich weniger geeignet, die Phantasie eines Künstlers zu begeistern, als Maria von Medici.

Umstand, daß dieser Frieden für den König von England, der dabei seinen Schwager, den unglücklichen Churfürsten von der Pfalz aufopfern mußte, sehr nachtheilig war, sodann aber der Empfang, den Rubens am Hofe zu Madrid erhielt, wohin er sich, um über sein Verhalten Rechenschaft abzulegen, alsbald begeben hatte [1]). Er empfing nämlich von Philipp IV die größten Lobsprüche, die reichsten Geschenke und die Zusicherung seiner Stelle als Secretair des Geheimen Raths für seinen ältesten Sohn. Nachdem er die Bildnisse des Königs und mehrer Herren vom Hofe, so wie einige andere Bilder gemalt und die Maaße für die Arbeiten genommen hatte, welche ihm für den Palast Torre de la Parada [2]) aufgetragen worden waren, kehrte er nach Brüssel zurück, woselbst er von der Infantin auf das gnädigste empfangen und auch noch in der Folge bei mehren Staatsverhandlungen gebraucht wurde.

---

1) Von mehren Schriftstellern über Rubens ist der Antheil, den derselbe an den Friedensverhandlungen genommen, sehr entstellt und höchst willkürlich ausgeschmückt worden. Die besten historischen Zeugnisse dafür geben *Khevenhüller* Annales Ferdinandei Tom. XI. p. 893 u. 897 sub 1629, bei Fiorillo Th. III, S. 10 abgedruckt, so wie die Grabschrift von Rubens bei Basan und de Piles.

2) Vorstellungen aus Ovid's Metamorphosen.

Noch in demselben Jahr 1630 vermählte sich Rubens, welcher im Jahr 1626 seine erste Frau verloren hatte, zum zweiten Mal mit Helena Forman, einem reichen Mädchen von 16 Jahren, deren außerordentliche Schönheit, Sitte und Liebenswürdigkeit von allen Schriftstellern gepriesen wird. Diese diente ihm in der Folge häufig zum Modell und man erkennt ihr Bildniß in vielen historischen Gemälden von Rubens. Da sein Ruhm als Maler immer höher gestiegen war und die bedeutendsten Fürsten von Europa Werke von seiner Hand zu besitzen wünschten, hatten sich schon seit einigen Jahren die Aufträge so vermehrt, daß er in den meisten Fällen nur noch die Skizzen selbst machte, die Ausführung im Großen aber seinen Schülern überließ und nur bisweilen Einzelnes, besonders die Haupttheile überging [1]). Allerdings mußten Bilder, auf welchen Männer wie van Dyk, Soutman, van Hoek, Diepenbeek, van Tulden die Figuren, Wildens oder van Uden das Landschaftliche, Snyders die Thier- und andere Beiwerke ausgeführt hatten, meist sehr vortrefflich ausfallen, niemals aber konnten sie den Geist und die Gleichförmigkeit des Gusses erhalten, als die Bilder, welche Rubens selbst und allein gemalt hatte.

Seit dem Jahr 1635 aber sah sich Rubens

---

1) Sandrart S. 292.

durch häufige Anfälle von Gicht, die sich öfter als Chiragra zeigte, vollends genöthigt der eigenen Ausführung von größeren Arbeiten größtentheils zu entsagen. Von dieser Zeit an malte er daher mehr Staffeleibilder und zwar meist Landschaften. So zog er sich auch von allen andern Geschäften zurück und brach seine mannigfaltigen Verbindungen und seine weitläuftige Correspondenz ab. Nur für Kunst und Wissenschaft blieb sein Interesse ungeschwächt, wie dieses mehre Briefe aus seinen letzten Jahren bezeugen, so wie der lebhafte Umgang, den er fortwährend mit Künstlern und Gelehrten pflog, unter denen er Caspar Gevaerts, einen ausgezeichneten Humanisten, der später Rath von Kaiser Ferdinand III wurde, besonders hochschätzte. Dieser hatte auch vielen Antheil an den allegorischen Vorstellungen auf den Triumphbögen, die den Einzug des Cardinal Infanten, Bruder Philipps IV in Antwerpen verherrlichten, und wozu Rubens auf Bitte des Magistrats die Zeichnungen machte [1]). Nichts aber erweckt einen so vortheilhaften Begriff von der Bildung und dem Charakter von Rubens als sein Verhalten gegen andere Künstler zu ei-

---

1) Diese erschienen 1635 zu Antwerpen in einem Kupferwerk unter dem Titel Triumphus Austriacus, etc. mit 43 Blättern und einem gelehrten Text von Gevaerts.

ner Zeit, da er nicht allein durch seine Kunst, sondern durch seinen großen Reichthum und durch seine bedeutenden Verbindungen eine höchst ehrenvolle und angesehene Stellung einnahm. Sein Haus stand zu jeder Zeit, auch während er arbeitete, den Künstlern, die von ihm Rath oder Hülfe verlangten, offen und, obgleich er sonst sehr wenig Besuche machte, war er immer dazu bereit, wenn es galt die Arbeit eines Künstlers anzusehen, worüber er denn gründlich seine Meinung sagte, bisweilen selbst Hand anlegte und die Bilder retouchirte. Fast an jedem Bilde wußte er etwas Gutes zu entdecken und es machte ihm eine wahre Freude, die Verdienste jedes Künstlers anzuerkennen und bei jeder Gelegenheit hervorzuheben. In solcher Art schreibt uns auch ein Zeitgenosse von ihm, nämlich Sandrart, der Rubens, als derselbe im Jahr 1626 nach dem Tode seiner ersten Frau, um sich zu zerstreuen, eine Reise nach Holland machte, zu Utrecht als Lehrling bei Gerard Honthorst sah und 14 Tage lang bis an die Grenzen von Brabant begleitete. „Da ich dann viel" sagt Sandrart, „von dieser Reiß und seinem tugendsamen Verhalten zu melden wüßte, will aber alles kürzlich darein schließen, daß, gleich wie er in seiner Kunst fürtrefflich gewesen, also ich ihn in allen anderen Tugenden vollkommen gefunden, und dannenhero von hohen und niederen Standespersonen in hohem Werth halten sehen." Rubens besuchte die ge-

schicktesten Künstler jener Zeit in Holland, z. B. den Abraham Bloemart, den Poelenberg, und lobte jeden auf eine angemessene Weise, ja bei dem Letzteren bestellte er einige Bilder [1]). Eben so würdig als klug ist die Weise, mit welcher er sich gegen seine Feinde und Neider betrug, deren die glänzende Anerkennung seiner Verdienste ihm nicht wenige erregen mußte. Die Schmähungen des Malers Rombouts, der ihn als Künstler überall zu verkleinern suchte, widerlegte er mit seinem Meisterwerk, der Kreuzabnahme im Dom zu Antwerpen. Dem Maler Abraham Jansens, welcher ihn aufforderte, mit ihm ein Bild in Wettstreit zu malen und alle Kenner entscheiden zu lassen, antwortete er, daß dieses unnöthig sei, indem er schon seit lange seine Werke dem Urtheil der ganzen Welt anheimgegeben hätte, und ihm rathe es eben so zu halten. Als man verbreitet hatte, daß er Snyders, Uden und Wildens nur beschäftige, weil er selbst keine Thiere und Landschaften malen könne, führte er vier Landschaften und zwei Löwenjagden aus, welche seine Feinde verstummen machten.

Für den praktischen und richtigen Sinn von Rubens ist endlich eine Geschichte, die uns Sandrart erzählt, ungemein sprechend. Ein berühmter Alchymist jener Zeit, Brendel aus London, besuchte einst Rubens

1) Sandrart S. 291.

und sagte ihm, wie er jetzt nahe daran den Stein der Weisen zu finden und bereit sei, wenn Rubens für ein Laboratorium und das nöthige Material vorschußweise sorgen wolle, den zu erwartenden Gewinn mit ihm zu theilen, worauf Rubens antwortete: „Meister Brendel, ihr kommt nur um zwanzig Jahr zu spät, denn damals habe ich den wahren Stein der Weisen bereits durch Pinsel und Farben gefunden[1]."

Im Jahr 1640 wurden die Gichtanfälle endlich so heftig, daß Rubens ihnen am 30sten Mai in einem Alter von dreiundsechzig Jahren unterlag. Außer den Künstlern von Antwerpen folgten seinem prächtigen Begräbniß, bei welchem eine goldene Krone vorausgetragen wurde, eine große Anzahl geistliche und weltliche Herren. Er wurde in seiner eigenen Capelle in der Jacobskirche beigesetzt, deren Altar durch ein vortreffliches Werk seiner Hände geziert ist. Dasselbe stellt Maria mit dem Kinde vor, von dem heiligen Bonaventura verehrt. Außerdem sieht man drei Frauen, unter denen die zwei des Rubens, und das Bild des Künstlers selbst, als heiliger Georg vorgestellt. Im Vorgrunde befindet sich der heilige Hieronymus mit dem Lö-

1) Sandrart S. 292. Solche Richtigkeit des Sinns besaß Rubens großer Schüler, van Dyk, nicht, er ließ sich vielmehr durch die Goldmacherei um einen großen Theil seines Vermögens und um seine gute Laune bringen.

wen [1]). **Dieses Bild zieht durch die Lebendigkeit des** Ausdrucks, das Leuchtende der Färbung außerordentlich an. Eine einfache Marmorplatte enthält in lateinischer Sprache seine Grabschrift, worin seines Werths als Gelehrter, Maler und Staatsmann gedacht und gesagt wird, wie diese Capelle und dieses Denkmahl von seiner Witwe und Kindern zu seinem Andenken gestiftet worden ist [2]). Wie in allen anderen Verhältnissen, so hatte er sich auch stets in seinem häuslichen Leben musterhaft bewiesen. Sein ältester Sohn Albert, der ihm in der Stelle als Secretair des Geheimenraths folgte, war von ganz ungemeiner Gelehrsamkeit und hinterließ bei seinem frühzeitig erfolgten Tode mehre gelehrte Abhandlungen, von denen Graevius eine De re vestiaria Veterum herausgegeben, auch später in den sechsten Theil seines Thesaurus der römischen Alterthümer aufgenommen hat.

In seinen spätern Jahren hatte Rubens beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstwerken aller Art, Statuen, Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, geschnittene Steine, gewandt, und so eine

---

1) Siehe den Stich von Paul Pontius.

2) Siehe dieselbe im Original bei de Piles und Basan, welcher Letztere in dem Leben von Rubens, das seinem Verzeichnisse der nach Rubens gestochenen Blätter vorangeht, nebst Sandrart die besten Nachrichten über das Leben des Rubens enthält.

zweite, sehr reiche und werthvolle Sammlung gebildet, die nach seinem Tode um sehr hohe Preise versteigert wurde, indem Jedermann, wie Sandrart sagt[1]), gern etwas aus Rubens Cabinet haben wollte. Seine Sammlung von geschnittenen Steinen, die außerordentlich schön gewesen sein soll, kam in den Besitz des Königs von Spanien.

Durch die Bekanntschaft mit den äußeren Lebensbedingungen und dem Charakter von Rubens zum näheren Verständniß von Dem, was er als Künstler war, vorbereitet, bleibt uns zu demselben Zweck noch übrig einen Blick auf den Zustand der Malerei in den Niederlanden zu werfen, als Rubens auftrat.

Die große Schule der Brüder van Eyck, welche durch die innigste Durchdringung echter Begeisterung für kirchliche Aufgaben mit dem frischesten Sinne die Naturerscheinungen in der größten Wahrheit und Treue bis in das Einzelne wiederzugeben bis zum Ende des funfzehnten, ja in einigen Malern bis in das sechszehnte Jahrhundert mit einer außerordentlichen Technik und einem trefflichen Colorit die bewunderungswürdigsten Werke hervorgebracht hatte, wurde durch die verkehrte Sucht, die großen italienischen Meister nachzuahmen, welche durch einige talentvolle Maler, namentlich den Joan Mabuse und Bern-

1) S. 293.

nard van Orley in den Niederlanden sehr allgemeinen Eingang gefunden, für immer verdrängt. Über dem Bestreben, durch künstliche und schwierige Stellungen, durch starke Angabe der Muskeln, wodurch man die Großheit des Michelangelo zu erlangen glaubte, große Meisterschaft an den Tag zu legen, durch die Wahl von mythologischen und allegorischen Gegenständen eine besondere Gelehrsamkeit zu zeigen, war die religiöse Begeisterung, der Sinn für eine liebevolle und naive Auffassung der Natur allmälig gänzlich verschwunden. Da nun den Niederländern das eigentliche Verständniß der Form, das Gefühl für Feinheit und Schönheit der Linien unzugänglich blieb, konnte es nicht fehlen, daß sie in dem Verlangen, es einander an Künstlichkeit der Stellungen, an scharfer Bezeichnung der Formen in den nackten Theilen zuvorzuthun, sich immer weiter von der Natur entfernten und am Ende so widerwärtige Zerrbilder an das Licht traten, wie so manches Gemälde des Marten Hemskerk oder Frans Floris, denen selbst das alte Erbtheil der Schule, eine gute Färbung, abgeht. Eine Anzahl anderer Künstler, deren Sinn für Wahrheit und Natur in dieser Richtung keine Befriedigung fand, legte sich darauf, Vorgänge aus dem gewöhnlichen Leben mit Laune und Lebendigkeit, oder die Natur in ihrer allgemeinern Erscheinung mit großer Ausführlichkeit darzustellen, womit die Genre- und Landschaftsma-

lerei ihre Entstehung erhielten. Bei großen Verdiensten im Einzelnen sind indeß die Werke dieser Art bunt und ohne Gesammthaltung; in der Auffassung zeigt sich häufig ein Hang zum Gemeinen, oder zum Sonderbaren und Abenteuerlichen. Am vortheilhaftesten erscheinen die Niederländer des sechszehnten Jahrhunderts noch in der Bildnißmalerei, indem sie hier unmittelbar auf die Natur angewiesen waren; doch selbst darin sind einzelne Theile von Willkür und Härten nicht freizusprechen.

Obgleich sich nun gegen Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen besseren Zustand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiste vorbehalten, daselbst eine völlige Umgestaltung der Malerei zu bewirken und dieser Geist war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländisches Naturell war, so führte er auch seine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur sie ursprünglich angewiesen hat, lebendige Auffassung der einzelnen Naturerscheinung (Naturalismus), vortreffliche Ausbildung des Colorits. Seiner ganzen Zeit und seinem eignen Naturell nach mußten sich diese Eigenschaften indeß in ganz anderer Art zeigen, als dieses bei den van Eycks der Fall gewesen war. Sowol in der Ausführung als in der Färbung suchten die van Eycks, so weit

es ihre darstellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur so wiederzugeben, daß ihre Bilder selbst in der Nähe dem Eindruck derselben nahe kommen; über diese große Sorgfalt, welche sie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berücksichtigt. Rubens ging dagegen von der Gesammthaltung aus und begnügte sich im Einzelnen, welches dem Ganzen streng untergeordnet wurde, die Gegenstände in größter Lebendigkeit so darzustellen, wie sie in der Natur in einer gewissen Entfernung erscheinen. Der Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieser Richtung in seiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperspective und des Helldunkels, sowie der breiten Manier, welche Tizian und seine Schule zuerst in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er sich mit um so größerer Energie, als dieselbe der Natur seines Genies im höchsten Grade zusagte. Anstatt der längst verschwundenen echt religiösen Begeisterung, welche die Eycks beseelte und selbst über leidenschaftliche Handlungen eine gewisse Feier ausgoß, war der Geist von Rubens so von der Lust am Dramatischen erfüllt, daß selbst Gegenstände, deren Natur eine ruhige Darstellung erfodert, von ihm in lebhaft bewegter Weise aufgefaßt wurden. Einem Geiste, in dessen glühender und ewig schaffender Phantasie immer neue Gestalten in größter Lebendig-

keit aufstiegen, mußte selbst der kürzeste Weg, sie äußerlich zu fixiren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfniß fühlen, sich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichst schnell ausdrückte. Sein seltenes technisches Geschick, sein außerordentlicher Farbensinn kam ihm hierbei trefflich zu statten. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft lernte er die rechten Töne sogleich an die rechten Stellen setzen, ohne sie auf dem Bilde selbst noch viel durch einander zu quälen, und nachdem er sie leicht mit einander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meisterstriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt stehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Diese der Geistesart von Rubens so durchaus entsprechende Behandlung ist Ursache, daß seine Werke mehr als die irgend eines anderen Malers das Gepräge des ursprünglichen, frischesten, lebendigsten Ergusses der Phantasie an sich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künstlern im höchsten Sinne des Worts ein Skizzist genannt werden. Spricht sich nun in seinen meisten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Misgeschick getrübter Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, so bekundet sich dieses doch ganz besonders in der Art, wie er colorirt hat. Man könnte Rubens als Coloristen den Maler des Lichts, sowie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles

ist bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verschiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demohngeachtet, harmonisch auf einander bezogen, einen gemeinsamen Triumph. Manche seiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Instrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauschen. Kein anderer Maler hat bei so allgemeiner Helligkeit einen so satten Ton im Licht, ein so kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige sind in der trefflich abgestuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche bestimmt angegeben ist, mit ihm zu vergleichen. Die Färbung des Fleisches aber ist bei Rubens von solcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen ist, wie Guido Reni, als er das erste Bild von ihm sah, verwundert ausrief: Mischt dieser Maler Blut unter seine Farben?

In der schöpferischen Phantasie von Rubens bildete sich jeder beliebige Gegenstand aus, so daß er den gesamten Kreis alles Darstellbaren, der ihm durch seine ausgezeichnete allgemeine Bildung noch sehr erweitert wurde, in seinen Werken durchlaufen hat. So malte er Gegenstände aus der Bibel, aus der Legende, der alten und neuen Geschichte, der Allegorie, Bildnisse, Schlachten, Jagden, Conversationsstücke, Bamboccia-

den, Landschaften. In Beziehung des Reichthums seiner Erfindungen sind ihm von den größten Malern unter den Neueren nur Raphael und Albrecht Dürer zu vergleichen. Zwischen Raphael und Rubens findet indeß in dieser Beziehung der große Unterschied statt, daß, wie der Herr von Rumohr über Raphael bemerkt, dessen Eigenthümlichkeit vornehmlich darin bestand, die Bedeutung seines Gegenstandes auf das tiefste aufzufassen und sie bei der Darstellung bis in ihr innerstes Mark zu durchdringen, Rubens aber alle Aufgaben nach seinem höchst einseitigen Naturell modelte, mithin alle die demselben mehr oder minder fremd waren, äußerst willkürlich behandelte. Wenn daher gleich alle, von Rubens selbst ausgeführte Werke den Stempel des Genies tragen und durch die Ursprünglichkeit und Frische des Gedankens, der daraus widerstrahlt, durch die meisterliche Haltung, die Kraft und Glut der Färbung, die geistreiche Behandlung unser Interesse lebhaft in Anspruch nehmen, werden wir uns doch durch die Vorstellung selbst jedesmal in dem Grade befriedigt fühlen, als der Gegenstand mit dem Naturell von Rubens übereinstimmt.

Zu diesem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatischen Auffassung, zur skizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen, ein vorwaltender Sinn für das Übermächtige, Gewaltige, Derbsinnliche, welches ihn fast nie zu einer feineren Auffassung

der Form, nur äußerst selten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler, oder gar sanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war so wenig im Stande aus dem Kreise der Eindrücke von Menschen, wie sie sich ihm früh in seinem Vaterlande eingeprägt hatten, hinauszugehen, daß selbst, wenn er nach anderen Meistern, z. B. Leonardo da Vinci copirte, er alle Köpfe unwillkürlich in seine niederländische Weise übersetzte und auch den übrigen Formen des Körpers seine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung ertheilte [1]).

Bei Gegenständen wie so viele aus der heiligen Schrift, bei deren Darstellung es auf den Ausdruck hoher sittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüths, ruhiger Beseligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmuth, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie so viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgesehen, daß ihm der Sinn für diese Eigenschaften in einem

1) Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Kupferstich von Soutman nach einer Zeichnung, die Rubens nach dem Abendmahl des Leonardo da Vinci gemacht hat, sowie eine Copie von Rubens nach einem Bilde von Tizian im neuen Palais zu Madrid, Adam und Eva vorstellend, woselbst er die schon im Original völligen Formen noch mehr ausgerundet hat.

gewissen Grade abgeht, wird hier auch die nachtheilige Seite jenes raschen Hinwerfens des ersten Gedankens, der Mangel an Studium, durch Verzeichnungen und Misformen, willkürliches und unruhiges Faltenwesen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Christus erweckt daher fast nie, seine Madonnen nur sehr selten eine würdige Vorstellung. Unter diesen Ausnahmen nimmt wahrscheinlich eine Maria im Capitolo Prioral des Escorials, die auf einer Weltkugel stehend, die Schlange, die sich unter ihr krümmt, unter die Füße tritt, die erste Stelle ein. Eine geistvolle Beobachterin[2]) sagt von diesem Bilde: „Maria ist eine große schlanke und sehr erhabene Gestalt. Eine Himmelskrone schwebt in einem Stra-

---

1) Frau von Humboldt. Die Nachrichten über die in Spanien befindlichen Gemälde von Rubens verdanke ich der gnädigen Mittheilung der ausführlichen und trefflichen handschriftlichen Bemerkungen, welche die verewigte Frau Gemahlin Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Humboldt während ihres Aufenthaltes in Spanien gemacht hat. Dieselben sind um so wichtiger, als Spanien nächst Deutschland ohne Zweifel die meisten Hauptwerke von Rubens besitzt, und dadurch der Kreis meiner eignen Anschauungen, der sich über das Wesentlichste erstreckt, was in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien von Rubens vorhanden ist, sehr glücklich erweitert wird.

lenglanze über ihrem Haupte, sie erscheint eine Himmelskönigin und erweckt Ehrfurcht und Anbetung. Zwei Engel, liebliche Kindergestalten, stehen auf den Wolken neben ihr. Einer hält eine Palme, der andere eine Lorberkrone. Maria scheint erfüllt von Anbetung und Dank; in dem schimmernden Blick ihres Auges ahndet man ein begeistertes Wesen. Ihr Gewand fliegt in sehr schönen Falten von der Brust hernieder. Ein weißer Schleier bedeckt ihren Busen. Dieses Gemälde ist so schön, so edel und groß gehalten, so entfernt von der so oft widrigen Üppigkeit der Rubensschen Frauen, daß man es auf derselben Wand neben einem Raphael und einem großen Gemälde von Guido Reni mit Entzücken sieht und gern dabei verweilt. Dabei hat es alle Vorzüge, die Rubens so ganz ausschließend gehören, das blühendste Fleisch und das schönste Colorit." Nächst dieser Maria spricht eine andere, die auf einer im Königlichen Museum zu Madrid befindliche Anbetung der Könige, gegen den gewöhnlichen Brauch stehend vorgestellt ist, durch Schönheit der Gesichtszüge, mehr noch durch Hoheit der Gestalt und die sanfte und graziose Beugung ihres Oberleibes ungemein an [1]). Muthmaßlich möchten diese Bilder

1) Neuerdings von F. de Craene in dem Werk der Madrider Galerie lithographirt. Unter den Vorstellungen dieses Gegenstandes von Rubens ist diese unstreitig die schönste.

in der Epoche von 1609 bis 1620 gemalt sein, in welcher Zeit Rubens bei völliger Ausbildung seiner meisterlichen Technik, von dem feineren Gefühl, welches aus seinen früheren Werken spricht, noch etwas bewahrt hatte, und die Eindrücke der großen italienischen Meister ihm noch in aller Frische vorschwebten.

Gegenstände, wie die drei Göttinnen vor Paris[1]), Venus Anadyomene[2]), Latona mit den Kindern Apoll und Diana[3]), die drei Grazien[4]), entsprechen, von Rubens behandelt, den Anfoderungen, welche man daran von Seiten der Charaktere und der Form fast unwillkürlich zu machen gewohnt ist, wol am wenigsten, und sind daher mehr auf die oft vortrefflichen Hauptmotive als auf die Ausbildung des Einzelnen anzusehen.

Die Vorliebe für allegorische Darstellungen hatte Rubens von den niederländischen Malern des sechszehnten Jahrhunderts, namentlich von seinem Lehrer, dem Otto Veenius überkommen. Wenn er sich gleich von einer verkehrten und geschmacklosen Behandlung derselben, wie schon oben bemerkt worden, in den meisten

---

1) Im neuen Palais zu Madrid. Gestochen von A. Lommelin.

2) Gestochen von P. de Jode.

3) In der Galerie zu München.

4) In der Akademie zu Madrid gest. von P. de Jode.

Fällen nicht frei machen konnte, so zeichnen sich doch viele Bilder dieser Art von ihm durch lebendige Motive, durch individuelle Züge vor den frostigen und kalten Darstellungen anderer Künstler sehr vortheilhaft aus. Außer den drei großen allegorisch behandelten Werken, dem Leben der Maria von Medici, der Verherrlichung König Jacobs I von England, und den Triumphbögen für den Einzug des Cardinal Infanten Ferdinand, hat Rubens noch eine beträchtliche Anzahl von allegorischen Gegenständen geistlicher und weltlicher Art behandelt. Unter ersteren sind sechs Bilder, die sich auf die Verherrlichung und den Sieg der katholischen Kirche beziehen [1]), durch die Großartigkeit der Composition am bedeutendsten.

Höchst merkwürdig ist, wie Rubens den kirchlichen Aufgaben, welche zu seiner Zeit am meisten an der Tagesordnung waren, nämlich den Legenden späterer Heiliger, namentlich solchen, die sich auf die Verherrlichung des Jesuitenordens beziehen, so häufig die Seite abzugewinnen wußte, welche seinem immer auf das Dramatische gerichteten Naturell zusagte und ihm Gelegenheit zu den ausgezeichnetsten Leistungen verschaffte. Zuerst und vor allem ist hier das ursprünglich für die Jesuitenkirche in Antwerpen gemalte, gegenwärtig

1) Gestochen von S. a Bolswert, N. Lauwers, Adrian Lommelin.

in der K. K. Gallerie im Belvedere zu Wien befindliche Bild, der heilige Ignatius von Loyola, welcher den Teufel aus einem Besessenen austreibt, zu nennen[1]. Die Kühnheit der ganzen Composition, die ergreifende Art, wie die Handlung dargestellt ist, die bewunderungswürdige Haltung in den Massen, die Kraft des Colorits, die Leichtigkeit in der Behandlung machen dieses Werk zu einem derjenigen, woraus die eigenthümliche Größe von Rubens besonders hervorleuchtet. Nächst diesem ist das ebenfalls für dieselbe Kirche gemalte und auch in der K. K. Gallerie in Wien befindliche Gegenstück, der heilige Xaver, der einen Todten erweckt und Kranke heilt, wegen ähnlicher Eigenschaften zu erwähnen[2]. An diese beiden schließt sich würdig ein Bild an, welches Rubens für die Martinskirche in Alost ausgeführt hat und welches meines Wissens im Jahr 1815 von Paris dahin zurückgekehrt ist. Auf dem oberen Theil des Bildes sieht man den heiligen Rochus, der den ihm erscheinenden Christus lebhaft um Hülfe für die Pestkranken anfleht, welche auf dem unteren Theil des Bildes befindlich ihre Blicke sehnsüchtig nach oben wenden[3].

Wie unwiderstehlich in Rubens der Drang zur

---

1) Gestochen von Marinus.

2) Von Demselben gestochen.

3) Gestochen von Paul Pontius.

Darstellung starker Gegensätze, heftiger Bewegungen war, erhellt am deutlichsten aus der Art, wie er manche Gegenstände aufgefaßt hat. So enthält ein Bild, welches er für den Hauptaltar der Franciscanerkirche in Gent ausführte, folgende Vorstellung: Christus in den Wolken, schwingt im göttlichen Zorn den Blitzstral, um die sündige Welt zu zerschmettern, Maria fällt ihm fürbittend mit der Linken in den Arm und deutet mit der Rechten auf ihre Brust, Franciscus hält schirmend sein Gewand über die Weltkugel und fleht brünstig um Erbarmen für die Sünder empor. Es braucht nicht erwähnt zu werden, wie wenig angemessen diese Auffassung des Christus ist, indeß ist das Gemälde von ergreifender Wirkung und den Franciscanern, die ihren Heiligen schon früh als einen zweiten Mittler zu betrachten liebten, ganz ungemein zusagend. Eine ähnliche Vorstellung, nur daß außer dem Franciscus auch Dominicus fürbittet, malte Rubens für die Dominicanerkirche zu Antwerpen. Auf einem in den Sammlungen des Königs von Spanien befindlichen Bilde endlich, die Tochter des Herodias vorstellend, welche dem Herodes das Haupt Johannis bringt, ist es der Frau Ministerin von Humbold aufgefallen, daß dieselbe mit dem Haupte des Täufers, ganz gegen die sonst übliche Weise, in eiliger Bewegung herbeiläuft.

In seiner ganzen Größe erscheint Rubens aber

in solchen Gegenständen, die wirklich eine dramatische Behandlung erfodern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenschaften gilt, wo er sich also seinem Genius mit voller Begeisterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Äußerungen eines auf das gewaltsamste bewegten Lebens, auszudrücken, die nur in der Phantasie ausgebildet und festgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Durch seine Studien mit der römischen Geschichte vertraut, seinem Naturell nach für die eigenthümliche Größe dieses Volkes höchst empfänglich, mußte er darauf Bezug habende Gegenstände mit besonderer Begeisterung behandeln. Das Vorzüglichste aus diesem Kreise sind sieben in der fürstlich Lichtensteinschen Galerie zu Wien befindliche Gemälde, welche in einer Reihefolge Momente aus der Geschichte des Consuls Decius Mus darstellen[1]). Die Charaktere darin sind so ernst und grosartig, die Handlung von solcher Energie, die Färbung hiemit in Übereinstimmung so tief und glühend, daß diese Bilder uns das Wesen altrömischer Heldentugend auf eine würdige und imposante Art vor Augen führen. Hieher gehören auch

---

1) Drei derselben sind von den Brüdern Schmutzer, zwei von G. A. Müller gestochen.

zwölf früher in der Orleansschen Galerie befindliche Bilder aus der Geschichte des Constantin, von denen mehre ebenfalls große Vorzüge darlegen[1]), sowie der Raub der Sabinerinnen[2]).

Unter den Gegenständen aus der heiligen Schrift mußten seiner Geistesart der Sturz der gefallnen Engel, der Sturz der Verdammten, das jüngste Gericht am meisten zusagen. Auch hat er dieselben mehre Mal, wenn gleich nicht immer mit demselben Erfolg behandelt. Besonders ausgezeichnet ist der große Engelsturz in der K. Gallerie zu München[3]). Die Kühnheit in den Motiven des herabstürzenden Drachen und der Teufelsgestalten, der Ausdruck ihrer ohnmächtigen Wuth ist ergreifend. Dabei ist die Zeichnung sorgfältiger als in den meisten Bildern von Rubens; trotz des Durcheinanderstürzens setzt sich alles deutlich auseinander und macht eine erstaunliche Gesammtwirkung. Dagegen ist ein Sturz der Verdammten ebendaselbst[4]), bei der vortrefflichsten Malerei, und vielen ungemein geistreichen Motiven, doch zu überreich an Einzelheiten, hie und da in den Linien zu störend, um einen wohlthätigen Gesammteindruck zu

1) Gestochen von Nicolas Tardieu.

2) Gestochen von Martenasie.

3) Im Catalog der Galerie von 1822. No. 542.

4) No. 558.

machen. Für den Reichthum und das höchst Drastische der Phantasie des Künstlers bleibt dieses Bild indeß immer höchst merkwürdig. Am wenigsten befriedigt eine Skizze[1]), Christus auf dem Regenbogen thronend, welcher die Beseligten durch Engel zu sich emporziehen läßt. Da hier mehre Personen ausgestreckt an einander hängen, machen sich sehr unangenehme Linien und das Ganze erinnert unwillkürlich an sich durcheinander windendes Gewürm. Desto glänzender bekundet sich das Genie von Rubens in dem sogenannten kleinen jüngsten Gericht zu München[2]). Sehr glücklich und mit einem sehr richtigen Gefühl hat er sich hier mit den Beseligten, deren himmlische Ruhe, deren ätherisches Wesen auszudrücken, er nicht berufen war, in einer Ecke im Hintergrunde abgefunden und für seine Sphäre, den Sturz der Verdammten, den ganzen übrigen Raum verwandt. Während die Teufel die Verworfenen in den Abgrund ziehen, schleudert der Engel Michael von oben den Blitz auf sie. Trotz dem Gewirr der Stürzenden, bei denen die kühnsten Verkürzungen, die verschiedenartigsten Stellungen gewagt und gelungen sind, unterscheidet man doch bestimmt die einzelnen Gruppen und macht das Ganze, durch die Art wie das Licht in

1) Ebendas. No. 600.

2) Ebendas. No. 905. gest. von Suyderhoef.

großen Massen gehalten ist, eine treffliche Wirkung. In der Färbung ist es kräftig aber gemäßigt, die Behandlung ist höchst leicht und geistreich. Das so viel besprochene große jüngste Gericht von Rubens, dagegen, früher zu Düsseldorf, jetzt in Schleißheim, scheint mir gleich anderen Kunstfreunden den großen Ruf, welchen es lange Zeit genossen hat, keineswegs zu verdienen[1]). Denn abgesehen von der theatralischen Geberde des Christus, hat bei den Beseligten die Auferstehung des Fleisches in den dicken Körpern, im Verhältniß zu dem unbedeutenden Ausdruck der Gesichter, über die des Geistes ein gar zu starkes Übergewicht, und wie sehr solche Massen geeignet sind, herabzustürzen, so wenig überzeugen sie den Beschauer, daß sie im Stande sind emporzuschweben. Aber selbst die Seite der Verdammten erscheint gegen den großen Engelsturz oder das kleine jüngste Gericht arm und lahm in den Motiven. Das Unlebendigere der meisten Köpfe, das im Verhältniß zu anderen Bildern von Rubens Schwere und Trübe in dem Colorit, das Übertriebene vieler Reflexe, der Mangel an Sicherheit und Leichtigkeit der Behandlung in den meisten Theilen lassen vermuthen, daß dieses Bild zu denen gehört, an welchen der größte Theil von

1) Gestochen von Corn. Visscher.

Schülern herrührt, und welches von Rubens selbst nur hie und da übergangen sein möchte.

An diese Gruppe von Vorstellungen schließt sich das ebenfalls in der Galerie von Schleißheim befindliche von Rubens für die Domkirche von Freisingen gemalte sehr große Bild an, dessen Inhalt aus dem zwölften Capitel der Apokalypse genommen ist. Mit Adlersflügeln schwebt das von hellem Glanz umleuchtete Weib, das neugeborene Kindlein auf dem Arm, daher; unter ihren Füßen krümmt sich die Schlange, welche den Mond, worauf sie tritt, umwindet. Von oben senkt Gott Vater schützend das Scepter herab. Mehr unterwärts sieht man den gepanzerten Erzengel Michael im gewaltigen Kampf mit dem siebenköpfigen Drachen, der das Kind verschlingen möchte. Obgleich von dem Blitzstral getroffen, sucht der Drache mit dem Schwanze die Füße des Engels zu umwinden und ergreift mit einem seiner Köpfe den Mantel des Weibes. Mit dem Drachen stürzen andere höllische Ungethüme in ohnmächtiger Wuth sich krümmend in den flammenden Abgrund. Durch die entschiedenen Gegensätze, das großartig Phantastische der Erfindung, das erstaunliche Feuer der einzelnen Motive, nimmt dieses Bild unter den Werken von Rubens eine hohe Stelle ein und ist namentlich von der gewaltigsten Wirkung.

Aber auch andere Gegenstände aus der heiligen

Schrift von mehr oder minder bewegter Handlung hat er mit ungemeinem Erfolg dargestellt. Dahin gehören folgende: Das Urtheil Salomonis[1]), Sanheribs, Königs von Assyrien, Heer vom Engel des Herrn geschlagen, in der Galerie zu München[2]). Mit erstaunlicher Energie ist hier das Entsetzen, das verwirrte Getümmel dargestellt, welches das Heer bei dem Anblick der Engel ergreift, die in einem Lichtstrahl herabfahren. Der Vortrag ist höchst leicht und geistreich, die Wirkung erstaunlich. Simson, welchem Delila das Haar abgeschnitten hat, wird von den Philistern überwältigt, in der Galerie zu München[3]). Die Hast und der Eifer der Philister, das vergebliche Widerstreben des gewaltigen Mannes, die Schadenfreude in der verschmitzten Delila sind vortrefflich ausgedrückt. Beleuchtung und Klarheit des Helldunkels ist von seltner Vortrefflichkeit. Die Auferweckung des Lazarus im Königlichen Museum zu Berlin. Die dramatischen Motive, welche dieser Gegenstand darbietet, sind sehr glücklich benutzt, die Charaktere und der Ausdruck edler als gewöhnlich. Die Färbung ist ungemein hell und leuchtend und doch gemäßigt, der Vortrag breit und höchst geist-

1) Gest. von B. a. Bolswert.

2) Catal. d. Münchn. Gal. No. 565. Gest. von Soutman.

3) Ebendas. No. 269.

reich, die harmonische Haltung des Ganzen von seltener Schönheit[1]). Die Bekehrung des Paulus in der Königlichen Galerie zu München[2]). Der Heilige vom Pferde gestürzt liegt in angstvoller Geberde da, auf den Gesichtern seines Gefolges, welches meist beritten wild auseinander stäubt, malt sich das Schrecken über die Lichterscheinung Christi. Die Färbung ist übertrieben, der Lichteffect aber außerordentlich. Am höchsten unter allen Bildern dieses Kreises steht indeß die berühmte Kreuzabnahme im Dom zu Antwerpen. Alle Figuren auf das eifrigste um Christus bemüht und auf ihn bezogen, streben zu einer großen Gruppe zusammen, welche die trefflich zusammengehaltenen Lichtmassen noch mehr als ein Ganzes erscheinen lassen. Hiezu kommt eine wahrhaft leuchtende und doch nicht übertriebene Färbung, ein genaueres Studium der einzelnen Theile, und eine ungleich sorgfältigere Ausführung als gewöhnlich, ohne dadurch die Frische und Ursprünglichkeit der Gedanken zu beeinträchtigen.

Nichts ist aber charakteristischer für die auf das Dramatische gerichtete Geistesart von Rubens als die

---

1) Dieselbe Composition, indeß durch mehre Nebenfiguren vergrößert, ist von B. a. Bolswert gestochen.

2) No. 556. Geistreicher noch ist eine andere Composition desselben Gegenstandes von Rubens von S. a. Bolswert gestochen.

Wahl der Gegenstände, welche er aus dem Kreise der Mythologie der Griechen und der alten Dichter getroffen, und nirgend erscheint er so als freier und eigenthümlicher Dichter, als in der Behandlung derselben. Unter den zahlreichen Bildern dieser Art erwähne ich hier zuerst des Raubs der Leucippiden in der Galerie zu München. Auf zwei muthigen Rossen, von denen das eine kühn emporsteigt, sind die Dioscuren im Begriff die beiden Mädchen zu entführen. Die ruhige kraftvolle Anstrengung der Männer und das äußerste, aber doch ohnmächtige Widerstreben der Mädchen bilden einen ergreifenden Gegensatz. Während der eine, noch am Boden, seinem schon berittenen Bruder mit der Rechten das eine Mädchen, welches vergebens nach Hülfe zum Himmel emporfleht, auf das Pferd emporheben hilft, hält er mit der Linken das andere Mädchen, welches rücklings übergeworfen sich verzweiflungsvoll ihm zu entwinden sucht[1]). Obgleich die Dioscuren hier nichts anders sind, als zwei derbe kräftige Männer, die nackten Mädchen nur gewöhnliche und dabei etwas starke Formen und niederländische Gesichter haben, ist die ganze Vorstellung durch die geistreichen Motive, durch die Gewalt der Phantasie, welche sich darin aus-

1) In schwarzer Kunst geschabt von van Green. Klein gestochen im Niederrheinischen Taschenbuch von 1799.

spricht, durch die treffliche Färbung und Haltung von so hinreißender Wirkung, daß es keinem unbefangenen Beschauer einfallen wird, hier antike Formen und Charaktere zu verlangen. Die vorzüglichste Composition, welche ich aus diesem Kreise, ja überhaupt von Rubens gesehen habe, ist indeß die berühmte Amazonenschlacht in der Gallerie zu München, vordem in Düsseldorf, ursprünglich von Rubens für einen Liebhaber, van der Geest, gemalt [1]). Auf eine höchst geistreiche Weise hat der Künstler den Moment so gewählt, daß die Amazonen von den Griechen über den Thermodon zurückgedrängt werden, so daß der Kampf auf einer Brücke statt findet. Das Schreckliche des Vorgangs wird dadurch auf das Höchste gesteigert. Während auf der Brücke im wüthendsten Gefecht sich zwei Pferde beißen, eine Amazone vom Pferde gerissen, eine andere von ihrem schwarzen Pferde geschleift wird, stürzen zwei andere übereinander mit ihren Pferden in den Fluß, in welchem wieder andere sich schwimmend zu retten suchen. Auf der anderen Seite eine Amazone, welche, mit ihrem Pferde in das Wasser setzend, noch im Umsehen ihren Verfolger verwundet, daneben mehre getödtete Amazonen, die schon beinah nackt, noch ihrer letzten Hülle beraubt werden. Unter dem Bogen der Brücke Durch-

1) Siehe Weyermann Th. 1. S. 268.

sicht auf den Fluß, in welchen sich Amazonen auf verschiedene Weise zu retten suchen. Die ergreifende Wirkung wird noch durch eine entschiedene und meisterhaft durchgeführte Beleuchtung erhöht. Dabei ist die Färbung ohngeachtet einer großen Kraft gemäßigt, die Ausführung der Haupttheile für Rubens fleißig. Gewiß kann in der ganzen neueren Kunstgeschichte von im historischen Sinne dargestellten Schlachten neben der Constantinischen Schlacht nur diese Amazonenschlacht von Rubens genannt werden und sie hat vor jener das Zusammendrängen des Interesses auf einem Plan und den trefflich benutzten Gegensatz der männlichen und weiblichen Natur voraus [1]). Unter den Bildern dieses Kreises von Rubens, die sich in Spanien befinden, sind mehre nach der Beschreibung der Frau von Humboldt so vorzüglich, daß ich mich veranlaßt sehe derselben noch zum Theil mit den eignen so glücklich bezeichnenden Worten der Frau Ministerin etwas näher zu gedenken. Unter diesen nimmt die Apotheose des Hercules im neuen Palais zu Madrid eine der ersten Stellen ein. In einem antiken Wagen steht Hercules, auf seine Keule gestützt, unbeschreiblich

1) Schon im Jahr 1623 von L. Vorstermann in sechs Blättern vortrefflich gestochen. Neuerdings von F. Hohe in der ersten Lieferung der Münchner Pinakothek meisterhaft lithographirt.

kühn und fest da; den ruhigen Blick rechts gewandt. Hinter ihm schlagen die Flammen seines Scheiterhaufens auf. Ueber ihm schweben zwei Genien, von denen der eine einen Lorbeerkranz über Herkules Haupt hält, der andere die muthigen Rosse durch den Äther lenkt. Ebendaselbst zeichnet sich ein Bild aus, welches den Prometheus vorstellt, der das heimlich entwendete Feuer vom Olymp trägt. Er schreitet kühn durch die Lüfte. Das Gesicht wendet er etwas scheu um. Der Körper ist sehr muskulös und kraftvoll gezeichnet, das Colorit Rubens' Pinsel würdig. Im Palast des Herzogs von Infantado befand sich: Achill schon Jüngling, auf dem Centaur Chiron reitend, welcher sich nach ihm umsieht. Der Pferdetheil des Chiron ist Apfelschimmel; ferner Achill in Styxwasser getaucht, und derselbe bei den Töchtern des Lycomedes von Odysseus entdeckt [1]). Nehmen wir zu diesen Bildern noch den Streit der Lapithen und Centauren [2]), den Raub der Proserpina [2]), Perseus, welcher die Andromeda befreiet, den Wettlauf der

---

1) Muthmaßlich gehören diese drei Bilder zu der Folge von acht aus dem Leben des Achill, nach welchen Tapeten gewirkt worden sind. Gestochen von Franz Ertinger.

2) Gestochen von P. de Bailliu.

3) Gest. von Soutman.

Atalanta und des Hippomenes, Orpheus, dem die Euridice aus der Unterwelt folgt (sämmtlich in Spanien) das Quos ego! (in Dresden), der Sturz des Phaeton [1]), Boreas, der die Orythia entführt [2]), Nessus und Dejanira [3]), Apoll und Daphne [4]), so werden wir einen ungefähren Begriff haben von den Aufgaben, die sich Rubens in diesem Kreise gestellt hat, und uns überzeugen, daß nicht leicht ein anderer der neueren Maler so viele an den lebendigsten Motiven fruchtbare Gegenstände aus dem Alterthum behandelt hat.

Wie tief aber dem Kunstnaturell von Rubens die Lust an Darstellung der derbsten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenständen hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle spielen, und die Darstellung von solcher Energie ist, sich oft in einer so niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entschieden abgestoßen werden. So hat er Loth mit seinen Töchtern drei Mal, Susanne mit den beiden Alten viermal behandelt. Unter den Vorstellungen des letzten Gegenstandes zeichnet sich

1) Gest. von Pannels.

2) Gest. von Spruyt.

3) Gest. von Pannels.

4) Gest. von Demselben.

das Bild in der Gallerie zu München durch die vortreffliche Composition, den sehr wahren Ausdruck gemeiner Begier in den Alten und die trefflichste Malerei besonders aus. Die Susanna ist dagegen von widerwärtig gemeinem Charakter und Ausdruck, von unangenehm auseinandergelaufenen Formen. Die ganze Fülle der Sinnlichkeit offenbart sich indeß erst in den Vorstellungen aus dem bacchischen Kreise, von denen dreizehn allein durch den Stich bekannt sind. Auf mehren derselben spielt der dickwanstige, dunkelbraune Silen, der in arger Trunkenheit nackend von zwei Frauen, von der gemeinsten Thierheit in Charakter und Ausdruck, fortgeschleppt wird, die Hauptrolle. Im Vorgrunde wälzt sich wol besinnungslos in viehischer Trunkenheit eine dicke Faunin, mit deren Milch zwei an ihren Brüsten hängende kleine Faune sich berauschen. Bisweilen vollenden ein Neger oder eine Negerin, welche lachend die Zähne fletschen, würdig den Eindruck solcher Scenen. Eins der vorzüglichsten Bilder dieser Art ist das in der Galerie zu München [1]), ein anderes, wo Hercules die Rolle des Silen vertritt, befindet sich in der Gallerie zu Dresden, ein drittes, von dem aber Jordaens das Meiste gemalt haben möchte, im Museum zu Berlin.

Erst wenn man diese derbsinnliche Seite des

1) Gestochen von Richard van Orley.

Kunstnaturells von Rubens recht ins Auge gefaßt hat, wird es einem begreiflich, wie er die gräßlichsten Gegenstände, wenn sie ihn durch ihren dramatischen Inhalt anzogen, nicht allein behandeln, sondern auch auf eine so furchtbare Art ausbilden konnte, daß solche Bilder dadurch, trotz alles Genies und aller Meisterschaft, etwas höchst Widerstrebendes haben. Das gemäßigtste wie das ausgezeichnetste unter den Werken dieser Art ist die berühmte Kreuzigung Petri zu Cöln, welchen Gegenstand sich Rubens selbst aus dem Leben des Heiligen ausgewählt hat [1]). Der Körper des Heiligen krümmt sich gewaltsam an dem Kreuze, woran er, den Kopf nach unten, angenagelt wird. Er beugt das Haupt rückwärts; in seinem Gesicht sind die Qualen ausgedrückt, welche er leidet, sein geöffneter Mund versinnlicht schrecklich sein Angstgeschrei. Sechs Schergen sind um ihn beschäftigt, alle, wie Petrus selbst, von sehr robustem Körperbau. In der Luft erscheint der Engel mit Märtyrerkranz und Siegespalme. Die einzelnen Theile dieses Bil-

1) Dieses erhellt aus einem Briefe von ihm an einen Maler Gelborp in Cöln vom 25. Juli 1637, von dem ein Fragment in dem „Taschenbuch für Kunst und Laune" vom Jahr 1801 abgedruckt ist. Dieser Gelborp war muthmaßlich ein Sohn des bekannten Malers Gelborp, der 1616 zu Cöln starb. Dieses Taschenbuch enthält auch eine Abbildung des Gemäldes.

des sind sorgfältiger studirt als gewöhnlich, die Beleuchtung des Ganzen, die Tiefe, Klarheit und Sättigung der Färbung ist meisterhaft. Dasselbe gewinnt noch dadurch an Interesse, daß es, da es eins der letzten, wo nicht das letzte größere Werk ist, welches Rubens gemalt hat[1], beweist, wie er auch noch im Alter im vollen und ungeschwächten Besitze seiner Meisterschaft gewesen ist. Hierher gehören ferner, Judith, welche dem Holofernes mit einer Art Hackemesser den Hals abschneidet, wobei er im Todeskampf auf eine gräuliche Art die Augen verdreht[2], Progne, die dem Tereus den Kopf seines Sohnes zeigt, nachdem er das Übrige aufgegessen hat[3], die Marter des heiligen Lievin[4], dessen ihm ausgeschnittene Zunge einem Hunde vorgehalten wird, der danach schnappt, der heilige Justus, welcher enthauptet, seinen Kopf in den Händen hält[5], endlich auch der berühmte Kinder-

1) Dieses geht aus einer in demselben Taschenbuch S. 55 f. abgedruckten Stelle eines Briefes von Rubens an Geldorp vom 2. April 1538 hervor, wonach er in dieser Zeit noch mit Ausführung desselben beschäftigt war.

2) Gest. von Corn. Galle.

3) Gest. von einem Unbekannten.

4) In der Galerie zu Brüssel, gest. von Corn. van Caukerken.

5) Gest. von J. Witdoeck.

mord in der Galerie zu München. Dieses Bild scheint mir seinen alten Ruf eben so wenig zu verdienen als das jüngste Gericht. Nur durch eine durchaus idealische Behandlung wie die von Raphael in dem Stiche des Markanton, ist diesem Gegenstande ein furchtbar-tragisches Interesse abzugewinnen. Der Kindermord von Rubens aber ist wie eine Scene aus dem gewöhnlichen Leben, mit einem Worte durchaus genreartig aufgefaßt und macht daher den widerwärtigen Eindruck einer modernen Gräulscene. Die Frauen in moderner Tracht suchen sich in der Verzweiflung durch Beißen und Kratzen zu wehren. Eine zerschneidet sich die Hand, indem sie in das Mordmesser greift. Zu allen dem kommt, daß man hier nicht ganz die leichte und geistreiche Behandlung, noch weniger aber die treffliche Färbung von Rubens wiederfindet [1]).

Wenden wir uns indeß zu einer erfreulicheren Seite in dem Naturell unseres so reich begabten Künstlers. Wie er bei seinem Aufenthalt an verschiedenen Höfen, bei seinem beständigen Verkehr mit Leuten von Rang, das Höchste von Glanz und Pracht, was seine Zeit darbot, kennen gelernt hatte, so liebte er auch, Pomp und irdische Herrlichkeit gelegentlich recht ausführlich und phantastisch in seinen Bildern darzustellen. Unter den biblischen Gegenständen gab ihm für

1) Gest. von L. Vorsterman.

ersteres keiner so reiche Ausbeute als die Anbetung der Könige, die er nicht weniger als zwölf Mal behandelt hat. In Erfindungen reicher und prächtiger Kleider, köstlichen Schmucks, goldner Gefäße ist er hier unerschöpflich, in der Darstellung meisterhaft. Unter den weltlichen Gegenständen gab die Geschichte der Maria von Medici, der Triumph Kaiser Karl des V [1]), der Großsultan an der Spitze seines Heeres [2]) vielfache Veranlassung orientalisches und europäisches Gepränge und Waffenwesen aller Art umständlich vor die Augen zu führen.

Ganz im Gegensatz zu solchen Haupt- und Staatsactionen sagte seinem heiteren behaglichen Sinn auch wieder die Darstellung des harmlosen und einfachen Naturlebens, des fröhlichen unschuldigen Treibens der Kinder so ungemein zu, daß dieser Kreis idyllischer Vorstellungen nächst dem der dramatischen gewiß das Vorzüglichste enthält, was Rubens als Historienmaler geleistet hat. Aus diesem Gesichtspunkte sind so manche Vorstellungen der heiligen Familie anzusehen, in denen die Maria das Ansehen eines Landmädchens hat, die aber hievon abgesehen sehr anziehend sind. So beschreibt Frau von Humboldt ein Bild im neuen Palais zu Madrid, auf welchem in

1) Gest. von Fra Antonio Lorenzini.

2) Gest. von P. Soutman.

ungefähr $\frac{1}{3}$ Lebensgröße Maria in ländlicher Tracht, das sehr anmuthig schlafende Kind auf dem Schooße, in einer Landschaft, umgeben von zwei Frauen und einem Ritter, sitzt, drei Kinder mit einem Lamm spielen, Engel sich in einer Rosenlaube wiegen, rückwärts aber Joseph an einen Baumstamm gelehnt, ausruht, und kann nicht müde werden die Lieblichkeit der Kinder, welche in der schönsten Farbe blühen, den eigenthümlichen Reiz des Bildes zu bewundern. Hieher gehören ebenso die Maria mit dem Kinde, welchem bald Engel [1]), bald der kleine Johannes [2]) einen Korb mit Früchten darreichen, oder die Kinder Jesus und Johannes, welche mit einem Lamm spielen [3]). In solcher idyllischen Art sind auch so manche Vorstellungen aus der Mythologie behandelt. Unter diesen zeichnet sich besonders das Fest der Venus auf der Insel Cythere in der K. K. Gallerie zu Wien [4]), auf welchem in einem Hain die Statue der Göttin von Liebesgöttern und Bacchanten mit Opfer und Tanz gefeiert wird, durch die Poesie der ganzen Erfindung, den großen Reichthum an glück-

1) Ein solches gest. von Alex. Voet junior.

2) Ein solches gest. von einem Unbekannten im Verlag von van den Wyngarde.

3) In Holz geschnitten von C. Jeghers.

4) Gest. von Prenner.

lichen Motiven, sehr vortheilhaft aus. Nicht minder vorzüglich mag ein sehr großes Bild, Calisto, die schuldig vor Dianen geführt wird, vorstellend, sein, welches sich in einem dunkeln Zimmer der Akademie der Künste zu Madrid aufbewahrt findet. Die Verschämtheit der Schuldigen, die Art, wie die anderen Nymphen der Diana an dem Vorgang Antheil nehmen, ist darin sehr lebendig ausgedrückt. Überdem zeigt dieses Bild eine größere Mannigfaltigkeit der Formen, als die meisten von Rubens. Ähnliche Reize hat eine andere Composition, Diana, die mit ihren Nymphen von der Jagd ausruht [1]). Höchst vorzüglich muß endlich ein großes Bild in Buenretiro sein, auf welchem in der Mitte ein bejahrter Mann in einem blauen Mantel unter einem Baume sitzt, rechts drei andere ebenfalls in Gewänder gehüllt stehen, links drei ganz nackte Nymphen, welche sich mit Früchten beschäftigen, die in großer Menge vor ihnen liegen, im Gebüsch lauschende Faunen. Die Nymphen sind für Rubens von seltener Schönheit. Außerordentlich anziehend sind endlich die Bilder, worauf Rubens Kinder vorgestellt hat, die mit Blumen und Früchten spielen. Das vorzüglichste dieser Art möchten die sieben Kinder in der Galerie zu München sein, welche sich mit einem mächtigen

1) Gest. von J. Louys.

Fruchtkranz schleppen, und worauf Kinder und Früchte an Fülle und Üppigkeit der Form, an Reiz und Kraft der Färbung wetteifern. Eine andere schöne Gruppe von Kindern befindet sich in der K. K. Galerie zu Wien.

Wir wenden uns jetzt zu einer neuen höchst interessanten Seite unseres Künstlers, wir betrachten ihn als Maler von Thieren. Es ist leicht begreiflich, daß die Thiere in ihrer naiven Beweglichkeit und Lebendigkeit für Rubens etwas höchst Anziehendes haben mußten, zumal solche, in deren Natur die lebhaftesten Äußerungen von Muth, Kraft, Gewandheit und Schnelligkeit liegen: als Löwen, Tiger, wilde Schweine, Wölfe, Pferde, Hunde u. s. w. Um sich zu seinen Darstellungen derselben in seiner Phantasie zu bemeistern, beobachtete er sie, wo sich irgend die Gelegenheit gab, sehr genau und machte viele Naturstudien danach; wie man denn weiß, daß er sich einen Löwen von besonderer Schönheit und Größe in sein Haus bringen ließ, um ihn verschiedentlich zu malen [1]). Auf solche Weise gelang es ihm das

1) Weyermann Th. 1. S. 287 f. Derselbe erzählt uns, wie Rubens, als der Löwe zufällig gähnte, daran Gefallen fand und ihn so zu malen wünschte, daher den Wärter veranlaßte, durch Kitzeln unter dem Kinn den Löwen zu bewegen, noch einige Mal den Rachen aufzusperren, was aber dieser zuletzt sehr

eigentlichste und innerste Wesen der Thiere, die momentansten und gewaltigsten Bewegungen und Kraftäußerungen derselben mit einer so hinreißenden Lebendigkeit aufzufassen und darzustellen, daß es ihm unter allen Neuern darin keiner gleich gethan hat. Seine Bilder der Art, sei es nun, daß sie blos Thiere, oder dieselben in dem mannigfaltigsten Conflict mit den Menschen darstellen, sind daher höchst bewunderungswürdig und jederzeit sehr gesucht worden. Hieher gehören manche Vorgänge aus der Bibel, der Mythologie und Geschichte, in welcher die Thiere eine Hauptrolle spielen. So ist von ihm Daniel in der Löwengrube, zu Descamps Zeit in Schottland im Besitz des Herzogs von Hamilton, berühmt [1]), desgleichen Simson, der einen Löwen tödtet [2]), und David, welcher einen Bären erdrosselt, wobei noch ein getödteter Löwe und ein erwürgter Widder [3]). Von der Jagd auf den caledonischen Eber sind zwei

übel nahm und den Wärter so wüthend ansah, daß Rubens auf dessen Warnung ihn ziehen ließ. Der Wärter soll indeß kurz darauf von dem Löwen, im Andenken der ihm geschehenen Unbill, zerrissen worden sein.

1) S. *Descamps* Vies des peintres. Th. 1. S. 326. Gest. von W. de Leeuw.

2) Radirt von Quellinus.

3) Gest. von Pannels.

große Bilder in Wien [1]) und in Petersburg [2]) bekannt, von denen das erstere sich durch den Ausdruck der Stärke und Wuth in dem Eber, die mannigfaltigen Motive der Andringenden besonders auszeichnet. Von historischen Gegenständen ist Romulus und Remus, die von der Wölfin gesäugt werden, zu Rom in der Sammlung des Capitols als sehr geistreich zu bemerken [3]). An solche Bilder schließen sich seine eigentlichen Jagden, worauf wilde Thiere, meist Löwen, mit den Jägern, die gewöhnlich zu Pferde, im heftigsten Kampfe begriffen sind. In der Regel ist Alles in Naturgröße. Die trefflichsten mir bekannten Bilder dieser Art sind: die Löwenjagd in der Dresdner Galerie [4]). Die Wuth in einem Löwen, welcher auf die Croupe eines Schimmels gesprungen, den in der Todesangst erbleichenden Reiter rückwärts herabreißt, ist unvergleichlich ausgedrückt. Einen trefflichen Gegensatz hiemit bildet eine Löwin, die bemüht ist, ihr Junges im Rachen wegzutragen. — Eine andere Löwenjagd in der Galerie zu München, drei Reiter, deren Pferde hinten ausschlagen, durchbohren mit ihren Spießen einen gewaltigen Löwen, der einen

1) Gest. von van Kessel.

2) Gest. von Earlom.

3) Gest. von einem Unbekannten.

4) Gest. von Suyderhoef.

vierten auf seinem schrecklich geängsteten Pferde im entsetzlichsten Grimme zerreißt. Ein Jäger zu Fuß ist bereits todt, einem anderen, der niedergeworfen, von einer Löwin hart bedrängt wird, kommt ein Dritter zu Hülfe [1]). — Eine Wolfsjagd, welche die Frau von Humboldt zu Madrid im Palast des Grafen Altamira des Sohns gesehen, und worauf sich Rubens selbst mit seiner zweiten Frau und seinem ältesten Sohne vorgestellt hat. Letzterer, auf einem braunen Pferde, zückt seinen Spieß gegen mehre Wölfe, von denen einer von einem Jäger zu Fuß angegriffen, voller Wuth in das Eisen des Speeres beißt. Rubens, auf einem prächtigen, muthigen, weißen Pferde, hält das Schwert zu einem Streiche bereit; er blickt nicht ohne Besorgniß zu seinem Sohn hinüber. Sein Gesicht ist außerordentlich schön, nicht allein wegen der künstlerischen Behandlung, sondern vorzüglich durch den höchst genialischen Ausdruck. Neben Rubens am Rande des Bildes ist seine Frau, ebenfalls zu Pferde, in der Mitte noch mehre Jäger zu Fuß [2]). — Eine Schweinsjagd in der Galerie zu Dresden, und eine andere zu München, worauf aber die Thiere von F. Snyders sind. Zu den sechs andern

1) Gestochen von S. a Bolswert, lithographirt in dem Münchner Galeriewerk von Piloty.

2) Gest. von P. Soutman, sowie von W. de Leeuw.

Jagden, die außerdem noch durch Kupferstiche als höchst geistreiche Compositionen bekannt sind, mögen mehre ausgezeichnete Bilder gehören, die im Besitz des Herrn Grafen Burg vor mehren Jahren die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in London auf sich zogen. Vielleicht befindet sich darunter auch die höchst phantastische Jagd auf ein Nilpferd und zwei Crokodile, die Soutman gestochen und welche wahrscheinlich dieselbe ist, deren schon Sandrart[1]) als „einer crudelen Jagd wider monströse Crocodilen" gedenkt. Unter den Bildern, die das Leben der Thiere unter sich zum Gegenstande haben, möchten das Bild zu Petersburg, drei Löwen, lebensgroß, von denen zwei mit einander spielen[2]), sowie das Bild zu Dresden, auf welchem eine Tigerin ihre Jungen säugt, neben ihr eine andere Tigerin und ein Löwe, in der Ferne eine Löwenjagd[3]), zu den vorzüglichsten gehören. Von anderen Compositionen und Studien der Art geben endlich die nach Zeichnungen von Rubens von A. Blonteling gestochenen vier, von Hollar gestochenen zwei Blatt das rühmlichste Zeugniß.

Gleich dem Tizian zeigt sich auch Rubens schon

---

1) S. 293.

2) Gest. von William Walker in der Galerie Hougton.

3) Gest. von J. L. Riedinger.

in vielen seiner historischen Bilder als ein sehr großer Landschaftsmaler, doch hat auch er, wie jener, eine beträchtliche Anzahl von eigentlichen Landschaften, deren allein sechsunddreißig in Kupferstich ausgehen, gemalt, woraus man ihn in dieser Beziehung erst recht kennen lernt. Merkwürdig ist es nun, wie sich hier in allen Stücken derselbe Geist ausspricht wie in seinen historischen Bildern. Alle seine Landschaften sind breit und frei behandelt, nur äußerst selten aber hat er sich darauf eingelassen bestimmte Gegenden zu malen, und solche Bilder gehören, wie die Gegend des Escorial in der Galerie zu Dresden, keineswegs zu seinen vorzüglichsten. Desto ergreifender aber sind seine mit Zuziehung einiger Motive aus der Natur, aus freier Phantasie hervorgegangenen Landschaften, welche uns Gewitter, Stürme, genug die Elemente in ihrem furchtbarsten Aufruhr zeigen. Zu den vorzüglichsten Werken dieser Art gehören: eine Landschaft in der k. k. Galerie zu Wien, welche vorstellt, wie auf das Geheiß des Jupiter das Verderben über die Gottlosen hereinbricht, welche ihm und Mercur die gastliche Aufnahme verweigert hatten. Blitze durchzucken das zerrissene Gewölk, ein reißender Wasserstrom überschwemmt das weite Thal und führt ertränkte Thiere mit sich. Auf einem reich bewachsenen Hügel stehen Philemon und Baucis in ruhiger Sicherheit und sehen dem furchtbaren Schauspiel zu,

worauf die beiden Götter sie aufmerksam machen [1]). — Eine Landschaft zu Florenz im Palast Pitti, welche eine vor einem hohen Gebirge am Meer gelegene Stadt vorstellt, worüber sich eine schwarze Gewitterwolke entladet. — Ein sturmbewegtes Meer, mit einem Schiff, welches von den Wellen gegen eine Klippe geworfen wird. Im Vorgrunde Schiffbrüchige, beschäftigt sich ein Feuer anzumachen [2]). In anderen Landschaften spricht sich wieder jenes idyllische Gefühl, welches wir schon in einer Reihe von seinen historischen Gemälden als das Moment der Begeisterung erkannt haben, auf eine sehr anziehende Weise aus. Solche Bilder machen uns meist die Natur seines Vaterlandes anschaulich; weite Plänen, worin Wiesen und Felder mit Waldstücken abwechseln und von einzelnen Bäumen unterbrochen werden, belebt von allerlei Vieh und Landleuten in verschiedenen Beschäftigungen. Den Eindruck der Einförmigkeit dieser Gegenstände weiß er auf eine bewunderungswürdige Art durch die Beleuchtung aufzuheben, die jederzeit sehr entschieden gewählt ist. Von den Stralen der durch Gewölk hervorbrechenden Sonne beschienen, erglänzen einzelne Striche im hellsten Licht, während große Massen noch im Dunkel der Wolken-

1) Gest. von S. a Bolswert.

2) Gest. von S. a Bolswert.

schatten ruhen. Bisweilen wird die Wirkung noch durch einen Regenbogen erhöht, wie auf zwei Bildern zu Paris und München, oder das sinkende Abendroth und der aufgehende Mond machen sich den Rang streitig und bilden einen schönen Gegensatz, wie auf einem Bilde in Petersburg [1]). Merkwürdig muß endlich ein Bild sein, worauf Rubens, der alles zu malen versuchte, das Schneien vorgestellt und sogar einzelne Flocken angegeben hat [2]).

Rubens, der in so verschiedenen Ländern gelebt, sich überall in den verschiedensten Kreisen bewegt hatte, mußte, als ein vortrefflicher Beobachter, hin und wieder im gewöhnlichen Verkehr gar Manches bemerkt haben, was ihn zur künstlerischen Darstellung auffoderte. So sind eine Anzahl vortrefflicher Genregemälde entstanden, die sich vor den meisten Kunstwerken dieser Art durch eine geistreichere Auffassung, eine freiere Behandlung auszeichnen. In mehren derselben spricht sich wieder die Lust am Dramatischen, in anderen der Sinn für die behaglichen Zustände des ländlichen oder häuslichen Lebens aus. Unter den ersteren sind die besonders anziehend, welche Vorgänge aus dem Mittelalter darstellen. Dahin gehört vor allem ein Bild, welches die Frau von Humboldt

1) Gest. von John Browne in der Galerie Hougton.

2) Gest. von P. Clouet.

im neuen Palais zu Madrid gesehen hat, worauf in Figuren von ungefähr ⅓ Lebensgröße die Geschichte Rudolphs von Habsburg, welche Schiller in seiner bekannten Ballade so schön verherrlicht hat, vorgestellt ist. Der Priester, bejahrt und von sehr würdigen Gesichtszügen, welche man im Profil sieht, hält, auf einem braunen Pferde reitend, den Hut unter dem Arm, mit beiden Händen das Allerheiligste vor sich. Er überläßt die Leitung des Pferdes dem Grafen von Habsburg, der, mit unbedecktem Haupte, die Zügel desselben in der Rechten, zu Fuß einherschreitet. Er schlägt die Augen nieder; sein Gesicht, fast von vorn gesehen, ist von gesammeltem, frommem Ausdruck. Hinter diesen beiden reitet der Capellan auf einem Grauschimmel, der von dem Knappen des Grafen geführt wird. Stellung und Ausdruck des geistlichen Herrn ist sehr launig. Erschrocken über eine heftige Bewegung des Pferdes, welches die Hinterfüße einsetzt, die vorderen steif macht, hat er die Füße an sich gezogen, und greift, im Begriff zu fallen, mit der Linken über den Hals des Pferdes nach dem Führer, der, den Zügel kurz anfassend, das Pferd zu halten sucht; in der Rechten hat der Capellan eine Laterne, von der die Thür aufgegangen ist, deren spitzige Füße er unwillkürlich in des Pferdes Schenkel eindrückt, und dadurch die Unruhe desselben vermehrt. Der Ausdruck des Gesichts ent-

spricht vortrefflich der Geberde, ohne indeß in das Niedrigkomische zu verfallen. Alle Physiognomien sind von sehr bestimmter Individualität und die Ausführung von seltener Genauigkeit. Nächst diesem ist das Bild im Museum zu Paris zu nennen, worauf in der Nähe eines Schlosses ein Turnier vorgestellt ist, welches sich durch die außerordentliche Lebendigkeit in den Motiven und der meisterlichen Behandlung gleich sehr auszeichnet [1]). Andere Bilder dieser Richtung sind eigentliche Bambocciaden und vergegenwärtigen uns das Treiben der niederen Stände, so das Kirmesfest im Museum zu Paris [2]), die Soldaten, welche in argem Übermuth mit den Bauern schalten, in der Galerie zu München [3]). Ein Gemälde, in welchem Rubens es recht eigentlich darauf angelegt hatte, die Weise des Teniers nachzuahmen, befand sich zur Zeit von Descamps im Cabinet von Lucas de Schamps zu Gent [4]). Es stellt eine große Anzahl von Bauern vor, die sich verschiedentlich unterhalten, einige essen

1) Dieses ist das Gemälde, welches im Jahr 1823 mit einer ätzenden Flüssigkeit bespritzt wurde. Ein Vorfall, der damals sehr viel Aufsehen erregte, obgleich sich später fand, daß die Sache nicht so schlimm war.

2) Gest. von E. Fessard.

3) Gest. von F. van den Wyngaerde.

4) *Descamps* la vie des Peintres etc. Tom. I. p. 314.

und trinken, andere spielen. Die andere Classe der Rubens'schen Genrebilder, die Conversations- und Schäferstücke haben einen ganz ungemeinen Reiz und in ihnen tritt am meisten die gemüthliche Seite hervor, welche wir oben an dem Bildnisse von ihm und seiner ersten Frau bemerkt haben. Bei weitem das vorzüglichste derselben ist der Liebesgarten, von den Holländern Venus Lusthof genannt, welches in so vielen Exemplaren existirt, von denen indeß das Bild in Dresden ohne Zweifel das Original ist. Vor einer mit einem Portal gezierten Grotte weilen mehre liebende Paare in traulicher Geselligkeit, unter denen man Rubens und seine zweite Frau erkennt. Eine der Frauen hat den Amor auf dem Schooße und wehrt einer anderen ihn mit der Ruthe zu strafen. Ein Liebesgott lispelt einem jungen Mädchen etwas zu. Noch andere Amouretten flattern zwischen blühenden Rosen und Orangenbäumen umher. In den Gesichtern spricht sich ein stilles Glück, eine heitere Ruhe aus. Die Ausführung ist sehr sorgfältig und dabei doch leicht und geistreich, die Färbung aller Theile kräftig und doch zart [1]). Nächst diesem möchten zwei Bilder zu nennen sein, welche die Frau von Humboldt im neuen Palais zu Madrid gesehen hat. In einem mit vielen Bildern, heiligen und profanen

1) Gestochen von P. Clouet.

Inhalts, gezierten Zimmer, sitzt an einem mit einer Menge Blumen, goldnen Ketten und anderem Schmuck bedeckten Tische eine blonde Frau, deren weißlich blaues Unterkleid und gelber Mantel sehr niedlich angeordnet ist. Mit dem linken Arm aufgestützt, hält sie in der Rechten ein Medaillenschubfach und blickt in einen kleinen aufgestellten Spiegel. Das Fleisch ihrer Arme und des Halses ist schön und blühend. Ein hinter dem Tische stehender Amor hält ihr das Bildniß eines Mannes hin. An dem anderen Ende des Tisches steht eine in Roth gekleidete Frau, welche sich mit Blumen schmückt. Ein sehr niedlicher Amor bietet ihr sehr schöne Blumen in einem Körbchen an. Hinter ihm stehen eine Menge Blumen in Töpfen. Außerdem im Zimmer noch Globen und mathematische Instrumente. Im Hintergrunde des Zimmers sieht man in eine Galerie hinein, die mit Statuen und Gemälden geschmückt ist. Das andere Bild stellt ein ebenfalls mit vielen Bildern geziertes Zimmer vor. Eine Dame an einem wohlbesetzten Tische sitzend ißt mit vieler Delicatesse Austern. Ihr gegenüber sitzen zwei andere Frauen, von denen die eine eine Laute, die andere eine Katze hält. Ein Diener trägt noch Speisen auf. Hinter der Dame ein Schenktisch. Sonst im Zimmer ein Clavier und andere musikalische Instrumente. Auf der Erde in großer Menge von allerlei Geflügel. Endlich ist auch hier des trefflichen

Bildes in der Galerie zu München zu gedenken, worauf er sich selbst vorgestellt hat, wie er in größter Behaglichkeit mit seiner zweiten Frau und seinem Sohne in seinem Garten spazieren geht, sowie einer ähnlichen Composition im Schlosse Blenheim [1]).

Nachdem wir auf solche Weise Rubens in seiner außerordentlichen Vielseitigkeit als erfindenden Künstler betrachtet haben, bleibt uns nur noch übrig, über ihn als Portraitmaler etwas zu sagen. Dem Schicksal der Skizzisten, oder aller solcher Künstler, welche aus freier Phantasie und ohne sich für jeden besonderen Fall im Einzelnen mit neuen Naturanschauungen zu durchdringen, besondere Studien zu machen, ihre Werke erschaffen, daß sich nämlich in ihren Formen und Physiognomien eine gewisse Einförmigkeit und Leere, in der Bezeichnung der Charaktere und des Ausdrucks etwas Übertriebenes einstellt, ist Rubens in seinen historischen Gemälden allerdings auch nicht entgangen. Daß er aber demohngeachtet nicht, wie die Mehrzahl dieser Richtung, darüber den Sinn und die Fähigkeit einer treuen und reinen Auffassung der Natur eingebüßt hat, dafür sprechen schon mehre seiner Genregemälde, am deutlichsten aber zeigen dies viele seiner Portraite. Von der erstaunlichen Anzahl derselben — gegen hundert

1) Geschabt in schwarzer Kunst von Js. Mac-Ardell.

sind allein gestochen — können wir indeß hier nur einige der ausgezeichnetsten erwähnen. Eine der ersten Stellen möchte dem berühmten Bilde zu Florenz im Palast Pitti, bekannt unter dem Namen der vier Philosophen, gebühren, welches den Justus Lipsius, Hugo Grotius, Philipp und Peter Paul Rubens vorstellt. Die Köpfe sind sämmtlich so geistreich und energisch aufgefaßt, die Ausführung so meisterhaft und sorgfältig, daß man, obgleich in demselben Zimmer Raphaels Portrait Leos X. und andere Gemälde des höchsten Ranges hängen, mit großer Befriedigung dabei verweilt. In der Färbung aber ist es wahrhaft leuchtend und überstrahlt die andern Bilder alle [1]). Durch ähnliche Eigenschaften zeichnet sich Rubens eignes Bildniß in der berühmten Sammlung von Malerportraiten in der Galerie zu Florenz aus [2]). Das Bildniß seiner ersten Frau, die ihr nacktes Söhnchen auf dem Schooße hat, in der Galerie zu München, spricht besonders durch den Ausdruck harmloser Fröhlichkeit, Leichtigkeit der Behandlung und mehr Wahr-

1) Gest. in Vicar's florentin. Galerie.

2) Dieses Bild ist in den verschiedenen Werken über diese Sammlung und auch sonst sehr häufig gestochen. Dem besten von P. Pontius gestochenen Bildnisse von Rubens, welcher hier als Titelkupfer copirt ist, liegt ein von van Dyk gemaltes Original zum Grunde, von dem ich nicht weiß, woselbst es sich befindet.

heit in der Färbung als gewöhnlich an. Mit der letzten Eigenschaft verbindet ein Bildniß seiner zweiten Frau ebendaselbst eine wahrere Auffassung und fleißigere Ausführung [1]). Würdig schließt sich an diese das vortreffliche Bild in der Wiener Galerie an, welches seine zweite Frau in ganzer Figur vorstellt, so wie das in der Dresdner, worauf seine beiden Söhne in ganzer Figur dargestellt sind [2]). In München ist noch außer dem Bildniß des Dr. von Thulden, in Zeichnung, Colorit und Ausführung eines der vollendetsten Bildnisse, die Rubens überhaupt gemacht hat, und eines jungen Mannes, mit einem Schnurrbart [3]), welches bei großer Helligkeit eine bewunderungswürdige Wärme und Sättigung des Tons hat, besonders das Bildniß eines Franciscanergenerals rühmlichst zu erwähnen. Nicht leicht möchte Rubens noch einmal die Formen so bestimmt aufgefaßt, so glücklich ausgebildet, einen so wahren Ton der Farbe getroffen haben als in diesem Bilde, welches die Eigenthümlichkeit eines klugen und ernsten Manns uns mit ergreifender Treue vor Augen stellt. Im größten Gegensatz mit diesem Gemälde steht der berühmte Chapeau de paille,

1) Catalog vom Jahr 1822 No. 593.

2) Gest. von Daullé. Dasselbe Bild ebenfalls vortrefflich in der Galerie Lichtenstein zu Wien.

3) Im Catalog von 1822. No. 886.

gegenwärtig im Besitz des Sir Robert Peele in London. In diesem Bilde, welches ein Mädchen aus der antwerpischen Familie Lundens vorstellt [1]), hat nämlich Rubens seine außerordentliche Meisterschaft im Helldunkel zeigen wollen. Ein Strohhut wirft über das ganze Gesicht einen Schatten, so daß dasselbe nur durch die Reflexe der Lichter umher erhellt wird. Diese Aufgabe soll nun auf eine bewunderungswürdige Weise gelöst und das Bild von erstaunlicher Wirkung und großem Reiz sein. Man sagt, daß Rubens, während er das Bild gemalt, in das Mädchen verliebt gewesen und damit umgegangen sein soll sie zu heirathen. Schließlich erwähne ich noch das vortreffliche Bildniß eines Bürgermeisters von Antwerpen in der Sammlung der Akademie daselbst, so wie der Bildnisse von Rubens und seiner zweiten Frau in der Sammlung des Herrn Schamps zu Gent.

Obgleich Rubens von Fürsten, reichen Kirchen und Privatleuten aus allen gebildeten Ländern Europas mit den bedeutendsten Aufträgen überhäuft war, verschmähte er es keineswegs sich auch mit verhältnißmäßig geringfügigen Aufgaben abzugeben und so durch seine Kunst in den verschiedensten Kreisen zu wirken.

1) Descamps Th. 1. S. 324.

So sind von ihm eilf Zeichnungen zu einem bei Moretus erschienenen Missale, acht und siebzig aus der Legende des heiligen Ignatius von Loyola, acht und funfzig zu Büchertiteln, und eine Menge zu emblematischen Vorstellungen, Vignetten, Lampen u. s. w. durch Kupferstiche bekannt. Um aber auch seine Hauptwerke auf eine würdige Weise zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen, ließ er mehre der geschicktesten Kupferstecher unter seinen Augen arbeiten, und zwar mit solchem Erfolge, daß das Eigenthümliche und Charakteristische seiner Werke in den Blättern eines P. Pontius, L. Vorstermann, S. a Bolswert und anderer auf eine überraschende und höchst meisterliche Weise mit dem Grabstichel wiedergegeben worden ist. Sie haben nicht nur die treffliche Haltung und große Wirkung ihrer Vorbilder herausgebracht, es ist ihnen selbst gelungen die eigenthümliche Behandlung, besonders den Glanz der Lichter in den Fleischpartien, sehr glücklich auszudrücken. Rubens selbst hat einige Versuche im Radiren gemacht, unter denen eine heilige Catharina (ein Plafondgemälde), nebst einem männlichen Bildniß, in einen Pelz gekleidet, die bedeutendsten und sehr malerisch behandelt sind. Gleich anderen großen Malern war er endlich auch Architect, wie denn außer seinem Hause nach seinen Rissen auch die Kirche und das Profeßhaus der Jesuiten zu Antwerpen gebaut worden ist. Er zeigt sich indeß hier

in dem baroken und überladenen Geschmack seiner Zeit befangen.

Von der erstaunlichen Productivität von Rubens kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Zahl der durch den Stich bekannten Compositionen von ihm gegen 1000 beträgt [1]). Seine außerordentlich zahlreichen Gemälde zieren nicht allein die vornehmsten öffentlichen und Privat-Galerien und verschiedene Kirchen in Europa, selbst nach Amerika haben sie den Weg gefunden, namentlich befinden sich in Lima deren mehre, und darunter sehr vorzügliche [2]). Demohngeachtet rührt von der Unzahl von Bildern, die überall für Rubens ausgegeben werden, verhältnißmäßig immer nur ein sehr kleiner Theil wirklich von ihm allein her [3]). Unter denen, bei welchen dieses nicht der Fall ist, lassen sich indeß wieder sehr erhebliche Unterschiede machen, nach welchen dieselben in folgende Hauptclassen zerfallen. Bilder, von Rubens selbst, an denen

1) Mit Einschluß der Copien beläuft sich die Anzahl der nach Rubens gestochenen Blätter auf mehr als 1500.

2) Ich verdanke diese Notiz der gütigen Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths Alexander von Humboldt.

3) München, Wien, Madrid und Antwerpen sind an von ihm allein ausgeführten Bildern am reichsten.

seine Schüler bald mehr, bald minder wichtige Theile ausgeführt haben; Bilder, die nach Skizzen von Rubens von den Schülern ausgeführt und nur hie und da von Rubens selbst übergangen worden sind; Copien der Schüler nach Bildern von Rubens, worin er bisweilen retouchirt hat, endlich Gemälde von sehr geringen Malern meist nach Kupferstichen nach Rubens ausgeführt, deren, wie Weyermann erzählt [1]), in Antwerpen unzählige angefertigt und den Deutschen und Polen als Originale von Rubens aufgeheftet worden sind [2]). Letztere haben besonders dazu beigetragen, daß nur gar zu häufig mit dem Begriffe von Rubens das Rohe, Plumpe, Gemeine und Gefühllose verbunden und dieser große Künstler höchst ungerecht herabgesetzt wird.

Aber auch Solche, welche die eigenthümliche Größe von Rubens zu schätzen wissen, werden bei dem Betrachten seiner meisten Bilder leicht versucht werden, ihn für einen Geist zu halten, der lediglich von den momentanen Eingebungen einer feurigen und unbändigen Phantasie hingerissen und beherrscht, nie zu

---

1) Weyermann Th. 1. S. 268.

2) Man sieht hieraus, wie wenig thunlich es ist, ein Verzeichniß aller Gemälde von Rubens anzufertigen, weshalb ich mich hier auch nicht darauf eingelassen habe.

einem besonnenen und ruhigen Nachdenken über das Wesen seiner Kunst habe gelangen können; und dennoch ist es gewiß, daß nur sehr wenige unter den neueren Malern sich der eigenthümlichen Stylgesetze ihrer Kunst so völlig bewußt gewesen, so reife und feine Bemerkungen darüber gemacht haben, als Rubens. Noch weniger sollte man erwarten, daß Rubens, der in seiner Formengebung von der Antike so unendlich verschieden ist, das eifrigste Studium derselben gemacht und sich dadurch von der Kunst der Alten die würdigsten und erhabensten Begriffe gebildet hatte. Beides zeugt nächst seinen Werken auf das sprechendste dafür, daß Rubens das Höchste, was der Künstler sein kann, daß er ein Genie war. Denn wie das Meer, so gewaltig es auch von den Stürmen aufgeregt wird, in seinen Tiefen ruhig bleibt, so wird auch im künstlerischen Genie das leicht bewegliche Element der Phantasie durch tausend ihre Natur ergreifende Motive zu den bewegtesten und leidenschaftlichsten Schöpfungen angeregt, während in dem Innersten des Geistes Klarheit und ruhige Anschauung ungestört waltet. Ebenso ist es auch die Art des Genies, daß es von allem Vortrefflichen zwar lebhaft angezogen wird und sich dafür begeistert, aber auch von dem Allervorzüglichsten, insofern es dasselbe seiner Eigenthümlichkeit fremd fühlt, sich in seinen Productionen nicht irre machen läßt. Es soll hiemit

indeß nicht gesagt werden, daß das Studium, welches Rubens von den Antiken gemacht hat, auf seine eigne Kunst ohne Einfluß geblieben sei. Offenbar aber hat dieser vorzüglich durch die Lebendigkeit und die geistreichen Gedanken statt gehabt, welche den alten Kunstwerken, auch abgesehen von ihrer schönen Form, innewohnen.

Das bedeutendste Zeugniß für die Einsicht von Rubens in das Wesen seiner Kunst, wie seines Studiums der Antiken ist in einem kurzen lateinischen Aufsatz von ihm enthalten, worin er seine Ansichten ausspricht, inwiefern den Malern das Studium der antiken Statuen zu empfehlen sei. De Piles hat sich das Verdienst erworben, diesen Aufsatz aus einem lateinischen Manuscript abdrucken zu lassen [1]). Ich gebe hier das Wesentlichste desselben in einer umschreibenden Übersetzung, füge indeß unten den lateinischen Text, der von sehr eigenthümlichem Ausdruck ist, bei [2]).

---

1) S. *de Piles* Cours de peinture par principes. Es scheint mir kein hinlänglicher Grund vorhanden, wie Einige, zu bezweifeln, daß dieser Aufsatz von Rubens herrührt.

2) „Aliis utilissima, aliis damnosa usque ad exterminium artis. Concludo tamen ad summam ejus perfectionem esse necessariam earum intelligentiam, imo imbibitionem, sed judiciose applicandum earum

„Einigen Malern ist dieselbe von großem Nutzen, anderen verderblich bis zur Vernichtung ihrer Kunst.

---

usum et omnino citra saxum. Nam plures imperiti et etiam periti non distinguunt materiam a forma, saxum a figura, nec necessitatem marmoris ab artificio. Una autem maxima est statuarum optimas utilissimas, ut viles inutiles esse, vel etiam damnosas; nam tyrones ex iis nescio quid crudi, terminati et difficilis molestaque anatomiae dum trahunt videntur proficere, sed in opprobrium naturae, dum pro carne marmor coloribus tantum repraesentant. Multa sunt enim notanda imo et vitanda etiam in optimis accidentia citra culpam artificis; praecipue differentia umbrarum, cum caro, pellis, cartilago sua diaphanitate multa leniant praecipitia in statuis negredinis et umbrae, quae sua densitate saxum duplicat inexorabiliter obvium. Adde quasdam maccaturas ad omnes motus variabiles et facilitate pellis aut dimissas aut contractas a statuariis vulgo evitatas, optimis tamen aliquando admissas, picturae certo sed cum moderatione necessarias. Lumine etiam ab omni humanitate alienissimae differunt lapideo splendore et aspera luce superficies magis elevante ac par est, aut saltem oculos fascinante. Ea quisquis sapienti discretione separaverit, statuas cominus amplectetur. Nam quid in hoc erroneo saeculo degeneres possumus? Quam vilis genius nos humi detinet ab heroico illo imminutos ingenio judicio!“ Von hier an enthält der Aufsatz nur allgemeinere Vermuthungen, woher die gegenwärtige Entartung

Ich habe jedoch die Überzeugung, daß, um in der Malerei zum höchsten Grade der Vollendung zu gelangen, man die (antiken) Statuen nicht allein genau kennen, sondern von ihrem Verständniß ganz und auf das innigste durchdrungen sein muß. Bei dem Gebrauch, welchen man von denselben in der Malerei machen will, ist aber eine Einsicht in die derselben eigenthümlichen Gesetze erforderlich, so daß man auf dieselbe durchaus nichts überträgt, was in der Bildhauerei nur nothwendige Bedingung des Stoffs, worin sie arbeitet, nämlich des Steins ist. Denn viele unerfahrene, aber selbst auch erfahrene Maler unterscheiden nicht den Stoff von der darin ausgedrückten Form, nicht den Stein von der darin gearbeiteten Figur, nicht Dasjenige, wozu den Künstler die Natur des Marmors zwingt, von dem von derselben unabhängigen allgemeineren Kunstgehalt. Ein Hauptgrundsatz aber ist, daß, wie die besten antiken Statuen für den Maler vom größten Nutzen, so die geringen unnütz, ja selbst schädlich sind. Denn während die Anfänger glauben, wunder was zu gewinnen, wenn sie von denselben etwas Hartes, Scharf-

des Geschlechts kommen möge, und weist sehr richtig als Hauptgrund der geringeren Ausbildung der menschlichen Körper in der neuern Zeit die Faulheit und Völlerei, der größeren bei den Alten die gymnastischen Übungen nach.

begrenztes, Schwerfälliges und eine übertriebene Anatomie auf ihre Malereien übertragen, geschieht dieses doch nur auf Kosten der Naturwahrheit, indem sie anstatt Fleisch mit den Farben nur Marmor darstellen. Denn selbst bei den besten antiken Statuen sind für den Maler viele Dinge zu berücksichtigen und zu vermeiden, welche nicht den Bildhauer (sondern den Stoff, worin er gearbeitet hat) betreffen. Dahin gehört vorzüglich die Verschiedenheit der Schatten. In der Natur wird nämlich durch das Durchscheinende des Fleisches, der Haut, der knorplichen Theile, Vieles in den Schatten gemildert, was in den Sculpturen hart und schroff erscheint, indem die Schatten durch die natürliche und unüberwindliche Dichtigkeit des Steins gleichsam verdoppelt werden. Hiezu kommt, daß gewisse unwesentlichere und in der Oberfläche des menschlichen Körpers liegende Theile, als Adern, kleines Gefälte der Haut[1]), welche bei jeder Bewegung sich verändern und bei der Geschmeidigkeit der Haut ausgedehnt oder zusammengezogen werden, die von den Bildhauern in der Regel gar nicht ausgedrückt, von den besten jedoch etwas ange-

1) Dieses, glaube ich, ist der Sinn des Wortes maccatura, welches wol mit dem italienischen Wort macca, Überfluß, zusammenhängt. Im Glossar des Duchange kommt es nicht vor.



geben werden, in der Malerei unerläßlich sind, obschon in deren Bezeichnung immer ein gewisses Maaß zu beobachten ist. Auch in der Art, wie sich die Lichter machen, sind die Statuen von der Natur durchaus abweichend und gänzlich verschieden, indem der natürliche Glanz des Marmors und das grelle Licht desselben die Oberfläche stärker hervorhebt, als es sein soll, oder wenigstens die Augen blendet. Wer nun diese Unterschiede in gehöriger Schärfe erkannt hat, kann sich dem Studium der antiken Statuen nicht eifrig genug hingeben. Denn was vermögen wir Entartete in diesen Zeiten der Verkehrtheit? Wie groß ist der Abstand von dem kleinlichen Geiste, der uns Verkümmerte am Boden fesselt, zu jener erhabenen, dem Geiste als ursprüngliche Eigenschaft innewohnenden Einsicht (in das Wesen der Natur) bei den Alten!"

Welche hohe Vorstellung sich Rubens von den altgriechischen Malern machte, geht noch ganz besonders aus einer Stelle in seinem vom 1. August 1637 datirten Briefe an den Hadrianus Junius hervor, worin er demselben für die Übersendung seines Werks über die Malerei der Alten dankt [1]). Nachdem er

1) Dieser Brief, dessen Eingang und Schluß holländisch, das übrige lateinisch geschrieben ist, findet sich in mehren Ausgaben des Junius z. B. in der Rot-

es nämlich beklagt hat, wie unzulänglich und trügerisch alle Vorstellungen wären, welche man sich nach den bloßen schriftlichen Nachrichten von den großen griechischen Malern machen könnte, fährt er fort: „Denn wer von uns wird nicht, wenn er es versuchen wollte ein berühmtes Werk des Apelles oder Timanthes, welches uns Plinius beschreibt, auf eine würdige Weise wirklich darzustellen, etwas Abgeschmacktes oder der erhabnen Größe der Alten durchaus Fremdes hervorbringen, indem jeder sich nämlich seinem Naturell überläßt, bringt er anstatt eines köstlichen abgelegenen Weins, der Kraft und Milde vereint, ein junges, ungegohrenes Gewächs zum Vorschein, und beleidigt dadurch jene großen Geister, welchen ich mit der höchsten Ehrfurcht nachstrebe,

---

terdammer von 1694, bei Weyermann, das Lateinische auch bei Fiorillo, abgedruckt. Obige Stelle lautet im Original: nam quotusquisque nostrum si praeclarum aliquod Apellis aut Timanthis opus a Plinio aut aliis auctoribus graphice descriptum, pro rei dignitate oculis subjicere tentaturus, aliquid non insulsum aut a veterum majestate non alienum praestabit, sed genio suo quisque indulgens, musteum aliquid pro Opimiano illo dulce-amaro promit, et injuriam magnis illis manibus affert, quos ego veneratione summa prosequor, et vestigia euntium potius adoro, quam vel sola cogitatione assequi me posse ingenue profiteor.

mich jedoch mehr begnüge die Spuren ihrer Fußtritte zu verehren, als daß es mir, ich bekenne es offenherzig, je einfiele, dieselben auch nur in der bloßen Vorstellung erreichen zu können."

Natürlich war bei diesen Ansichten seine Liebe zu antiken Kunstwerken außerordentlich groß. Er ließ daher in Rom und in der Lombardei die wichtigsten antiken Denkmale zeichnen und beabsichtigte selbst die schönsten antiken Cameen in einem Kunstwerk herauszugeben, von dem nach seinem Tode sich 6 Platten mit 21 Cameen, darunter die Gemma Augustea und Tiberiana, bereits fertig vorfanden.

Wie sehr er auch mit Arbeiten überhäuft war, ließ er sich doch nicht abhalten, sich mit den eigentlich wissenschaftlichen Theilen seiner Kunst, Perspective, Optic, Anatomie und Proportionslehre sehr ernsthaft abzugeben. Unter seinem Nachlasse fand sich ein Buch mit schriftlichen Bemerkungen über diese Gegenstände nebst sie begleitenden Zeichnungen [1]). Außer-

1) Dieses Buch soll sich in Paris befinden, und man soll schon im Jahr 1744 an eine Herausgabe gedacht haben (S. Catal. raisonné de Mr. Quintin de l'Orangerie par Fr. Gersaint). Eine mit der peinlichsten Treue von einem gewissen Johnson gemachte Copie davon ist der antiquarischen Gesellschaft zu London vorgelegt worden. Das Werk Théorie de la figure humaine etc. ouvrage traduit du latin de

dem enthielt dieses Buch noch eine große Anzahl interessanter Studien. Menschen in allen Motiven, wie die verschiedensten Zustände und Leidenschaften sie abgeben können, Skizzen nach Gemälden Raphaels und anderer Künstler mit zur Vergleichung beigeschriebenen Stellen aus Virgil und anderen Dichtern, worin dieselben Gegenstände behandelt sind.

Da Rubens mit so großem und mannigfaltigem Wissen die Eigenschaft der rücksichtslosesten und freundlichsten Mittheilung verband, konnte es nicht fehlen, daß junge Maler von Talent in seiner Werkstatt sich leicht zu geschickten Männern ausbilden mußten. Die Anzahl der Schüler, welche er gezogen, ist groß und wenn er auf keinen die gewaltig schaffende Kraft seiner feurigen Phantasie vererben konnte, so überkamen sie doch von ihm sämmtlich eine der seinen ähnliche Auffassungsweise, sein Bestreben auf Ausbildung

P. P. Rubens, avec XLIV planches d'après les desseins de ce celebre artiste. Paris 1773. 4. ist wahrscheinlich ein Auszug aus jenem Buche. Ein anderes Studienbuch ist von Paul Pontius in 20 Blättern, ein drittes, welches die Studien von 31 Köpfen enthält, ist vom Grafen Caylus gestochen. Der Titel schreibt dieselben fälschlich dem van Dyk zu, von dem nur zwei der Köpfe herrühren. S. Basan. p. 244.



des Colorits, seine vortreffliche Technik. Auf eine ungemein belohnende Art kann man sich hiervon im Schloß im Holz unweit des Haags überzeugen, woselbst Rubens mit seinen Schülern einen Saal in derselben Weise mit Ölmalereien ausgeschmückt hat, wie dieses in Italien so häufig mit Frescomalereien geschehen ist. Das Ganze bezweckt in allegorischen Gemälden und in Bildnissen die Verherrlichung des Hauses Oranien. Das Hauptbild, gewiß eines der größten Ölgemälde, welche es gibt, ist von J. Jordaens und stellt den Triumph des Prinzen Friedrich Heinrich vor. Haltung und Wirkung dieses trefflich gemalten Bildes, auf dem sich besonders vier Schimmel, welche den Triumphwagen des Prinzen ziehen, auszeichnen, ist in der That bewunderungswürdig. Nächst dem ist ein Quos ego, ebenfalls von Jordaens, zu nennen. Von Rubens selbst ist nur ein Bild gemalt, die Schmiede der Cyclopen, sehr braun im Ton, von gewaltiger Energie. Die meisten übrigen Bilder rühren von Theodor van Tulden her, welcher hier in seiner früheren Zeit seinem Meister im Colorit sehr nahe steht. Dasselbe läßt sich von einem Bilde von van Dyk sagen. Machte nun Rubens durch diese und viele andere Meister, von denen wir hier nur noch Caspar de Krayer, einen Zeitgenossen, der sich frei nach Rubens bildete, den Mar-

ten Peppn, Abraham Diepenbeek, Cornelis Schut und Erasmus Quellinus nennen wollen, seine Kunstweise in der Historienmalerei in den Niederlanden geltend, so blieb auch von den übrigen Zweigen der Malerei keiner übrig, auf den er nicht, unmittel= oder mittelbar bestimmend, eingewirkt hätte. Als Thier= und Jagdenmaler traten in seine Fußstapfen sein Schüler Frans Snyders, Paul und Simon de Vos, Jan Fyt und, in ihren großen Bildern, die beiden Weenix. Seine Art das Portrait zu behandeln, bildete van Dyk noch feiner aus, welchem sich wieder Cornelis de Vos und andere, selbst Kneller und Lely nachzubilden suchten. Durch einen anderen Schüler, David Teniers des älteren, wurde einer großen Anzahl von niederländischen Künstlern, nämlich den Bambocciadenmalern, der Weg vorgezeichnet. Bilder, wie der oben erwähnte Liebesgarten, haben ohne Zweifel sehr entschieden auf die ältesten Maler von sogenannten Conversationsstücken, welche Vorgänge aus dem Leben der höheren Stände in größter Vollendung und Eleganz schildern, einen Terburg und Gerard Dou eingewirkt. In der Landschaft endlich folgten seinem Schüler Wildens in der großartigen Auffassung Jacob van Artois und Huysmans; sein anderer Schüler Lucas van Uden aber war in treuer und meisterhafter Darstellung vaterländischer Natur der Vorläufer

des Evedingen, Ruysdael und Waterloo. Auf solche Weise gestaltete Rubens die Kunst der Malerei in seinem Vaterlande in allen Theilen um und wurde der Stifter der zweiten großen Epoche derselben in den Niederlanden, welcher wir so zahlreiche und vortreffliche Leistungen der verschiedensten Art verdanken.

IV.

Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre.

Von

Eduard Gans.



Erste Vorlesung*).

Meine Herren!

Es ist dem deutschen Charakter angemessen, sich mehr mit dem Gewesenen, als mit dem Gegenwärtigen zu beschäftigen. Während er es sich zur Ehre rechnet, in die Einzelheiten entschwundener Zeiten mit scharfem Blicke einzugehen, wird die Geschichte, die sich unter seinen Augen begibt, mit dem Namen der Tagesgeschichte eben so bezeichnet wie zurückgesetzt. Sie läßt, so ist die gewöhnliche Meinung, das Wissenschaftliche nicht zu, sie ist der Leidenschaft, der Befangenheit des Augenblicks unterworfen, und die Begebenheiten selbst müssen das Alter eines Jahrhunderts haben, ehe sie Anspruch darauf

*) Diese Vorlesungen, von denen hier zwei Proben erscheinen, sind später so niedergeschrieben worden, als sie früher frei gehalten wurden. Es sind sehr wenig Änderungen darin vorgenommen, weil ihnen der Charakter von Vorträgen durch den Abdruck nicht entzogen werden sollte. G.

machen können, ein kalter Gegenstand geschichtlicher Betrachtung und wissenschaftlicher Abmühung zu werden. Deswegen fehlt der deutschen Geschichtschreibung in der Regel jene Lebendigkeit der Ansicht, welche nur das Erlebte gibt, und in Allem, was auf die heutige Zeit Bezug hat, treten die Deutschen nur als Historiker zweiter Art, als vermittelnde Sammler auf, während sie die unmittelbare Geschichte, das Theilnehmen an den Begebenheiten, und die Erzählung derselben, den weltgeschichtlichen Völkern, welche nunmehr für sie Quellen werden, überlassen.

Und doch gibt es in der ganzen Aufeinanderfolge der geschichtlichen Begebenheiten keine einzige, welche so sehr den Anspruch auf wissenschaftlichen Gehalt machen könnte, als die Geschichte unserer Zeit. Denn man kann nicht blos von ihr sagen, daß sie geist- und gedankenvoll ist, sondern sie ist die Gedankengeschichte selbst. Ihr Inhalt ist nichts als der logische Fortschritt, und die dialektische Bewegung ihrer Gedanken: sie hat keinen Stoff, als grade diesen; nicht der äußerliche Besitz, die zufällige Leidenschaft macht ihren Gegenstand aus, sondern diese dienen nur den Vorstellungen selbst, die sie leiten, und deren Ausdruck sie ist. Wenn dieses auch von aller Geschichte gesagt werden kann, und wenn am Ende eine jede ihre gedankenvolle Bedeutung hat, so wird doch eine große Verschiedenheit, durch die Dichtheit

und den Reichthum dieser Gedanken, durch die Zeit, in welcher sie aufeinander folgen, und durch den Zusammenhang, in dem sie sich befinden, entstehen müssen. Ein Jahrhundert des Mittelalters zusammengepreßt, wird noch nicht so viel logischen Inhalt geben, als eine unendlich kürzere Periode unserer Zeitgeschichte. Wie viel Gedanken können sich denn in jenen festen und starren Einzelheiten finden, die freilich in ihrem Dasein breit, in ihren factischen Bestimmungen zahlreich und in ihrer Dauer unendlich zu sein scheinen? In wenigen Begriffen und in nicht sehr reichen Formeln wird sich die Geschichte des Mittelalters bei sämmtlichen Völkern der Christenheit bezeichnen lassen, und die Feudalität, ihr Entstehen, und allmähliges Erlöschen, die gegenüberstehende Kirche, die Reiche, die sich bilden, die Individuen, die sie zu führen versuchen, und die Kämpfe, in welchen sie sich bewegen, mögen würdige Gegenstände poetischer Darstellung und historischer Einzelforschung sein, aber ihre Gedanken sind dürftig, denn diese wachsen nur in Fülle auf dem Boden allgemeiner Vorstellungen und Bedürfnisse. Dagegen ist kein Besitz, keine äußerliche Zufälligkeit, keine Einzelheit in unserer Zeit das Leitende in der Geschichte: jede That will vielmehr sofort ihre äußerste Folge: denn da sie aus Gedanken hervorgetreten ist, so muß sie bis an den Saum gebracht werden, wo sie in neue Gedanken,

und diese in neue Thaten übersetzen. Das Interesse, das die heutige Geschichte darbietet, ist nicht mehr das Glück und der Nutzen der Einzelnen, nicht mehr blos der Charakter und das Hervortreten der Individuen, nicht mehr das Natürliche ihrer Kämpfe und Leidenschaften, sondern es ist meist die logische Idee des Fortschrittes, die mehr als jemals von ihren äußerlichen und leiblichen Hemmungen befreit sich in ihrer eigenen Gestalt, und mit der ganzen Kraft und Schnelligkeit derselben geltend macht. Wenn daher in der Regel die Geschichte einer Zeit nicht gut und unbefangen in dem Augenblicke erkannt werden kann, in welchem sie sich begibt, so ist die Geschichte unserer Tage weniger diesem Vorwurfe hingegeben, denn da ihr Stoff hauptsächlich in nothwendigen und allgemeinen Gedanken besteht, so kann das Auffassen dieser nicht blos über den inneren Zusammenhang des schon Geschehenen, sondern sogar über die Erwartungen der Zukunft Belehrung geben.

Wenn ich mich entschlossen habe, meine Herren, den logischen Fortgang in der Geschichte unserer Zeit, von dem Augenblicke ihres ersten Wendepunktes bis zu unseren Tagen, in diesen Vorlesungen darzustellen, so versteht sich wol von selbst, was hier mitgetheilt und was hier aufgegeben werden muß. Die unmittelbaren Begebenheiten, wie sie aus den Leidenschaften der Handelnden und aus dem äußeren Causalnexus

hervorzugehen scheinen, sind allerdings die Grundlage und der Gegenstand unserer Darstellung, aber sie müssen sich uns als der gefügige Stoff erweisen, den der leitende Gedanke behandelt und bearbeitet hat. Wie dieser die alte Welt zerstört und aufhebt, wie er sich in so vielen oft widersprechend scheinenden Gestalten zeigt und entwickelt, wie in seinen angenommenen Rückgängen immer ein Vorwärtsschreiten, in seinen Verlusten immer ein reicherer Gewinn sich vorfindet, wie er durch alles Widerstreben nur dichter, durch die Bemühungen seiner Feinde nur fester und unbezwinglicher wird, dies ist eigentlich der wesentlichere Kern, der einmal sicher gestellt eben so die Zukunft verstehen, als die Vergangenheit erklären läßt.

Die Französische Revolution, wie man sie nach ihrem Ausgangspunkte, oder die Revolution überhaupt, wie man sie nach ihren Wirkungen nennen kann, macht in der Geschichte der Menschheit fast eben einen solchen Abschnitt, wie das Christenthum, wenn man es blos in seinen äußerlichen Folgen betrachtet, oder wie die Reformation vor dreien Jahrhunderten. Wenn dies heute von den unmittelbar Betheiligten noch nicht eingesehen wird, ja wenn es sogar Viele gibt, die die gute alte Zeit, vor jener großen Umwälzung, zurückwünschen, oder Andere, die das Alte, ohne es zu kennen, lieben, da sie es, wenn sie es hätten, nicht mehr verstehen würden, so war es mit

dem Christenthum bei seinem Eintritte nicht anders. Wie viele Jahrhunderte hat dies nicht durchziehen müssen um sich zu verbreiten, wie viel andere hat es gebraucht, um die alte Welt gründlich zu zerstören und sich aus dem Gemüthe der barbarischen Völker heraus einen neuen Staat, neue Vorstellungen und eine vom Alterthum abstoßende Geschichte zu erbauen. Vierzig Jahre seit der französischen Revolution haben fast eine gleiche Wirkung gehabt. Man frage in irgend einem Staate der alten oder neuen Welt nach, ob die Vorstellungen von 1789, die Zustände des achtzehnten Jahrhunderts, die Wissenschaft und der Charakter desselben, sich nicht selbst in den absolutesten und am meisten stehengebliebenen, so sehr verändert haben, daß der feinere Luftzug der Revolution in Straßen und Wegen, in Zusammenhang und Verkehr, in Neigungen und Staatsanleihen, sich so unbemerklich eingeführt haben muß, daß er am Ende nicht mehr zu verkennen ist. Wie aber steht die französische Revolution zum Christenthume, in welcher näherer Beziehung sind beide, und wie ergänzen sie sich? Das Christenthum fand einen gebildeten und fertigen Staat, ein feines bestimmtes und in allen Bezügen entwickeltes Leben, aber es fand nicht die unendliche Tiefe, die unsagbare und noch ungesagte Bedeutung des Menschen; der Staatsmann, der Bürger beruhten auf einer allerdings vom Naturganzen losgerisse-

nen, aber noch nicht in sich versenkten und sich selbst zum eigenen Boden habenden Individualität. Der Staat war aus der Sitte hervorgetreten, welche von der vereinzelnden Freiheit durchlöchert, und am Ende zu einer nivellirenden Gleichheit gebracht worden war, aber kein Recht war aus der Vertiefung hervorgegangen, in der es allein seine Wurzel haben konnte: es gab keinen Menschen und keine Menschheit. Damit dieser Begriff gefunden und hingestellt würde, mußte die ganze Welt des Alterthums vergehen, und aus der Inwendigkeit dieser Vorstellung heraus, durfte alles Bestehende und Irdische gegen diesen abstracten, noch nicht ausgearbeiteten und nichts als den Kern einfassenden Gedanken gehalten, hintenangesetzt und verachtet werden. Die Ehe und die Familie, die Reichthümer der bürgerlichen Gesellschaft, die Herrlichkeiten der Herrschaft und des Staates, was sind sie gegen den innigen tiefen, seine ganze Macht noch nicht kennenden Glauben der ersten Christen, der sie als heidnische Leerheit, und als schaale, ihm nicht angehörige und unverwandte Äußerlichkeit von sich weist. Aus diesem einfachen Begriffe des Menschen und seines unendlichen Werthes heraus hat die ganze Welt der Geschichte und des Staates von unten, aber auch von der Tiefe auf, wieder erbaut werden müssen. Das Mittelalter mit seinen Particularitäten, der Staat in Form des Eigenthums und

Privatrechts, die barbarisch scheinenden Streitigkeiten der Lehnsherren und Vasallen, sind nichts als der Wachsthum des Menschen in seinem Fortschreiten zu dem aus ihm heraus zu errichtenden Staate. Und wenn das Christenthum den Menschen gefunden hat, wenn es ihm in zweitausendjähriger Begleitung, bis er endlich staatsmündig geworden ist, folgte, so ist die französische Revolution nichts anderes, als die Erhebung des Menschen zum Bürger; die Beseitigung der Hemmungen und Gerüste, die noch dem Auftreten dieser letzten Erscheinung im Wege sind. Die Allgemeinheiten, welche im Alterthume ohne die Subjectivität und den Begriff des Menschen sich vorfinden, sind nun wieder aus dieser Grundlage erzeugt, und die französische Revolution wird so eine Hervorarbeitung selbst des christlichen Standpunktes. Die einfachen und allgemeinen Theorien, wie sie seit dieser Zeit sich beständig geltend machen, und nachdem sie so oft zurückgewiesen worden, immer in erneuter Heftigkeit wieder hervortreten, sind im Grunde nichts, als was die Menschheit in achtzehnhundertjährigem Kampfe errungen; wozu das Christenthum die historische Basis gegeben hat, und was nunmehr von seinen geschichtlichen Umgebungen befreit, in einfachen klaren, und darum bisweilen zu leicht scheinenden Worten sich ausspricht.

Doch eine Frage könnte hier noch beantwortet

werden, warum gerade, wie im jüdischen Volke das Christenthum, so im französischen die große Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts vor sich ging. Dies fordert eine Erläuterung, welche sowol im Allgemeinen, in der Stellung von Frankreich, als im Besonderen, in dem Charakter der Franzosen ihre Begründung findet. Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sind die beiden Seiten, welche sich im Mittelalter als romanische und germanische Völker gegenüberstellten, durch die Reformation noch ganz anders geschieden worden. Die romanischen Völker, die großentheils im Mittelalter ihre Blüthe und Bedeutung hatten, sind von dem unmittelbaren und lebendigen Schauplatz der Geschichte in ein Pflanzenleben und in eine Dunkelheit zurückgetreten, die auch in Wissenschaft und Literatur, sowie in allen anderen Äußerungen des Geistes bemerkbar wird. Dagegen haben die rein germanischen Völker[1]), mit ihrer Errungenschaft auf dem Gebiete des Denkens und der religiösen Forschung zufrieden, mehr theoretisch gestimmt, als praktisch erfahren und behendig, sich weniger um den wirklichen Staat und seine Erneuerung bekümmert, als sie um seine ideelle Be-

1) England wird hier nicht zu den rein germanischen Völkern gerechnet, sondern zu den germano-romanischen.

gründung und gedankenmäßige Feststellung besorgt waren. Nur in dem Kampfe des romanischen Still-standes und der germanischen Geistigkeit aber konnten die Fortschritte der wirklichen Welt gewonnen werden, und hierzu war ein Land nöthig, das in sich selbst beiden Seiten angehörte, das germanische Tiefe mit romanischer Zähigkeit verband, das von jeher ein Land des Bruches, der Doppelsprache und des Doppelrechts, auch zuletzt ein Land des Kampfes jener Seiten und der endlichen Verschmelzung ihrer Widersprüche und Entgegensetzungen sein mußte. Darum ist seit den Zeiten Ludwigs XIV die geschichtliche Bewegung von Frankreich ausgegangen, und weil es das einzig katholisch gebliebene Land ist, in dem der Protestantismus aufkam und sich theilweise erhielt, weil Unwissenheit und hoher Geist, Dunkelheit und reines Licht, Bildung und Aberglauben auf einem und demselben Boden gebannt erschienen, konnte dort jener Kampf entstehen, der weder bei den rein romanischen, noch bei den blos germanischen Völkern möglich war.

Um aber zu erklären, wie die Franzosen gerade das führende Volk in der neuesten Geschichte sind, muß noch etwas Anderes als diese Allgemeinheit aufgestellt werden; es gehört dazu eine Einsicht in den Charakter des Volkes, das im hohen Grade die Eigenschaften besitzt, die zu dieser Führung geschickt machen.

Es sind diese aber der unendliche alles verbindende gesellschaftliche Sinn, wodurch jede Einzelheit in den Kreis der Allgemeinheit gezogen und zu ihr verarbeitet wird, der Sinn, womit sich die Franzosen suchen und finden, aus bloßen Andeutungen ein Ganzes schnell zu machen wissen, und von Allem das Ergebniß, sei es auch das äußerste, ziehen wollen: es ist ferner die Beweglichkeit und Unbeständigkeit des Charakters, die des Erreichten bald überdrüßig neue überraschende Wendungen zu erhalten sucht, und die mehr noch als jener zu den beständigen geschichtlichen Evolutionen führen, die den ruhigen und besonnenen Bürger aufschütteln und bewegen; es ist endlich jene Eitelkeit, oder jener bewegliche Stolz, der eben so einseitig als erschlossen, eben so ehrsüchtig als selbstzufrieden macht, und der von Zeit zu Zeit mit jener Tapferkeit erfüllt, die man oft eben so ritterlich als unnütz nennen muß. Aus diesen verschiedenen Grundzügen gehen dann die besonderen Talente und Eigenschaften hervor, welche die Franzosen zu der Rolle von Vorkämpfern bestimmt haben. Es ist zunächst die Liebe zum Kriege, zum Streit jeder Art, und zu den Erfolgen, die daraus gewonnen werden. Auch das, was im bürgerlichen Leben, in der Wissenschaft und in der Kunst erkämpft ist, wird als ein Äußerliches festgestellt und als erworbener Ruhm geehrt. Eine gewisse Ritterlichkeit, die noch nicht vorübergegangen ist, ein gewisser Sinn

für Ehre, welche nicht die faule und sumpfig gewordene Grandezza der Spanier, sondern eine bewegliche und thätige ist, geben diesem Kampfe eine Leichtigkeit, die saurer erwerbende Völker kaum begreifen. Der Franzose ist gegen seine Feinde großmüthig, denn mit dem Ende des Kampfes ist auch der Grund zu demselben vergessen; er kann oft edel und hochherzig, aber eben so oft auch grausam und hart sein. Mattigkeit, Abgeschmacktheit und Weichlichkeit haben sich bisweilen des französischen Charakters bemächtigt, niemals aber hat das Gemeine und Feige darin Eingang gefunden, und Franz des Ersten bekanntes Wort: „tout est perdu fors l'honneur“ drückt den ganzen Gesichtspunkt aus, den ein Franzose niemals aus den Augen verlieren darf. Wie das Streben nach Freiheit mit aller seiner Heftigkeit, sich oft eben so in ungemessene Ruhmsucht hat verwandeln können, und wie die letztere das erstere ganz hat vergessen machen, wird häufig in dieser Geschichte hervortreten, denn die Franzosen, die sich leicht unterwerfen, wenn ein großer Mann den Mittelpunkt ihres Charakters zu ergreifen weiß, werden jeder Gewalt Widerstand leisten, die außerhalb dieses Punktes sich bewegt. Aus diesem Charakterzuge aber tritt die große Sucht nach Auszeichnungen hervor, die Lust sich geltend zu machen, der Wunsch nach Veränderungen ohne Gleichen. Bei keinem Volke wird das Wort abgenützt (usé) öfter

gebraucht, wie bei den Franzosen, und bei keinem nützt sich etwas leichter ab. Die Geselligkeit, diese künstliche Welt, hat schnell alles Natürliche ergriffen und verzehrt; die Mode, das heißt jene Revolution der Sitten, Gebräuche und Trachten, die scheinbar an Launen sich bewegt, aber mehr wirklichen Inhalt hat, als man wol glauben möchte, zieht auch die ernsten Kreise des Lebens in den Strom ihres täglichen Laufes hinein. In diesem beständigen Strudel, in welchem in Frankreich allein praktische Sicherheit sich erwirbt, wo vor allem das Lächerliche vermieden werden muß, wird das Volk zu Äußerungen und Thaten erzogen und geübt. Hier ist es, wo das weibliche Geschlecht einen Einfluß auf die Bildung hat, und ein Richteramt übernimmt, wie dies bei keinem anderen Volke jemals gefunden wurde. Die Mittel, durch Regierungskünste zu zerstreuen und durch Ruhm hervorzustechen, sind allein die ausführbaren bei diesem Volke. Nicht die Sorge für das Gemüthliche des Hauses und der Familie, nicht die Tiefe, die sich versteckt, um für andere Jahrhunderte Resultate vorzubereiten, nicht die deutsche Innigkeit, die aber nur zu einem träumenden Ausdruck kommt, finden sich bei den Franzosen: sie wollen, was sie an dem einen Tage gedacht haben, an dem anderen genießen: das praktische Ergebniß, die Form des Erreichten, ist es allein, nach der sie begehren. Im Privatleben

sparsam und sogar geizig, sind sie im öffentlichen unbesonnen und verschwenderisch, denn hier wird nichts auf die Ewigkeit angelegt, und Alles will nur seine Zeit halten und dauern. Als Kitt aller dieser Eigenschaften ist aber die unnachahmliche Leichtigkeit anzuerkennen, mit der die Franzosen ihre Gedanken und Meinungen verbreiten. Als wenn Frankreich ein einziger organischer und fühlender Körper sei, theilt sich, was in einem Punkte desselben gedacht worden ist, sogleich dem anderen mit; keine Wunde kann einem Theile gegeben werden, ohne nicht die andern krampfhaft zu bewegen. In diesem Lande haben allein die Provinzen das Gesetz der Hauptstadt nicht blos empfangen, sondern sich ihm gern unterworfen; nur hier verbindet der Telegraph die entferntesten Theile zu einem schnell unterrichteten und seiner sich bewußten Ganzen: nur hier würde vielleicht der Gedanke einer Fremdherrschaft, der jedes Volk mehr oder minder widerlich bewegt, einen so entschiedenen Abscheu vorfinden, daß er schon vor dem starken Ausdruck desselben zu verschwinden hätte.

Dieser Charakter ist es, der die Franzosen zu dem Volke der neueren Revolution macht, der ihrer Geschichte eine so dramatische Bedeutung gibt, der immer neue Wendungen in derselben hervorruft, und der die anderen Völker mit in den Kreis der Bewegung, ohne daß sie selbst es eigentlich wollen, hinein-

zieht. Aber nicht blos für die Geschichte der großen Staatsumwälzung, sondern auch für die Zeit, die ihr unmittelbar voranging, ist dieser Charakter entscheidend. Man kann die französische Revolution nicht verstehen, ohne die Zeit begriffen zu haben, deren hervorstechendes Bild Ludwig XIV ist, und man kann sich dieser Gestalt wiederum nicht nahen, ohne in ihr zuvörderst, den großen Ausdruck des französischen Nationalcharakters erkannt zu haben. In Ludwig XIV, wie in Napoleon, hat sich Alles, was der französische Geist ihrer Zeit Bedeutendes an sich trug, concentrirt und aufgestellt: sie sind das Ich, die Incarnation, der lebensvolle Ausdruck des gesammten Volks, aber sie sind es auch nur allein, die dieses Volk vorstellen und vorstellen können: sie haben keine Dynastien hinterlassen, die ihr Werk vollführten, das vielmehr schon mit ihnen selbst zu Grabe ging; und sie sind nur zu verstehen, wenn man dieselben Gründe, die sie hoben, und ihre Macht herbeiführten und erleichterten, als die Ursachen ihres Falles, und als die Zerschmetterung ihrer Pläne und Hoffnungen wirken sieht. Wir wollen es versuchen, in diesen ersten Vorlesungen, die Zeit Ludwig XIV, seine Größe und Bedeutung, so wie den Fall von dieser Höhe, zu beschreiben.

Wie jede wahrhafte Größe immer auch zugleich durch die Zeit begünstigt wird, in der sie entsteht, so muß hier allerdings der Boden, auf dem Ludwig XIV

sich erhob, untersucht werden. Das Mittelalter war in der That, als er geboren wurde, im Verschwinden, und die ungemeine Kraft, die es gehabt hatte, zeigte sich nur noch in den Ruinen, die von ihm vorhanden waren, in den Hemmungen, die es einer neuen geschichtlichen Auffassungsweise entgegensetzte, und in den Angewöhnungen, die selbst eine weit spätere Zeit nicht gänzlich hat ausrotten können. Schon Ludwig XI hatte in Frankreich die widerspenstigen Barone gedemüthigt und den allgemeinen Gedanken einer großen Alleinherrschaft gehabt. Später hatte nach den Unruhen der Religionskriege Heinrich IV diesen Plan festgehalten und das französische Königthum in der Vorstellung gegründet, Richelieu hatte mit gewaltigem Arme den Boden gleichgemacht und geebnet, und so blieb Ludwig XIV nichts zu thun übrig, als das große Gebäude der Monarchie auf demselben hinzustellen. Wenn in Deutschland das Mittelalter mit dem dreißigjährigen Kriege beendigt ist, so hat es in Frankreich noch seine letzte nachträgliche Darstellung in den gleichzeitigen Unruhen der Fronde, die in die Kindheit Ludwig XIV fallen, und die seinem Gemüthe nur noch den Anblick der alten Zeit geben sollen, damit er die seine im vollkommenen Unterschiede dagegen aufstellen könne. Frankreich hatte durch das Mittelalter keine bestimmte, in sich geschlossene und feststehende Verfassung erhalten. Die ent-

schiedenen und besonderen Rechte, die früher jeder Baron gehabt hatte, waren allmälig an den König übergegangen und hatten seine Befugnisse vermehrt: diese erhöhte Gewalt hatte die Reichsstände erblassen machen, oder ihnen doch den Einfluß genommen, den sie nach Umständen in früheren Jahrhunderten ausübten. Wenn jemand im Zeitalter Ludwig XIII von der Verfassung reden wollte, so konnte er sie sich willkürlich, nach seinen Vorurtheilen, nach seinem Stande und nach seinen Interessen zusammensetzen. Je nachdem die eine oder die andere Periode der französischen Geschichte aufgefaßt wurde, konnten Schriftsteller die französische Monarchie als vom Volke und seinen Rechten beschränkt, oder auch als unumschränkte und absolute hinstellen. Die französischen Alterthümer bieten in dieser Beziehung eine Verwirrung ohne Ende dar, und man kann im Allgemeinen nur sagen, daß überall die Rechte zweifelhaft, die Thatsachen aber mächtig waren. Nur eines mag als ein Feststehendes angenommen werden, daß nicht blos für diese Umstände, sondern auch für künftige Zeiten, der monarchische Charakter einem Volke zusagen mußte, dessen oben gezeichnete Grundzüge in äußerem Glanze und in dem Streben nach weltgeschichtlichem Effecte zusammenkommen. Es ist in Frankreich immer ein Doppeltes zu unterscheiden gewesen, und diese Unterscheidung muß noch heute gemacht werden. Dieses

ist nämlich die Meinung und die Sitte. Die erstere ist von jeher in diesem Lande ungezügelt vorgeschritten, hat sich an keine Gewohnheit, an keine Art, an keinen historischen Zustand gekehrt, und hat nur der Form des Syllogismus und seinen Consequenzen gehuldigt. Sie hat deswegen in der Zeit Ludwig XIV. und seiner Nachfolger freigeistische Vorstellungen aufgebracht und diese ungestraft weiter geführt: sie hat das Königthum, das noch fest zu wurzeln schien, untergraben, sie hat alle folgenden geschichtlichen Begebenheiten vorbereitet, und beweglich, wie sie in dem freiesten Elemente des Gedankens ist, kommt sie immer noch nicht dazu, sich in Sitte umzusetzen, sondern sie will das Errungene zu seinen weiteren Ergebnissen ausführen und verarbeiten. Ganz davon unterschieden aber ist die Sitte, die selbst von dieser Meinung nicht ganz umgeworfen, noch immer einen Zusammenhang mit dem alten französischen Charakter bewahrt. Eine Höflichkeit und Geselligkeit, die noch nicht verbannt sind, zeigen bisweilen noch das Natürliche und Naive des alten französischen Wesens: die Sucht nach Ehre und Glanz hat von keiner einzigen der vielfachen Wendungen der Meinung vernichtet werden können und die widerstrebendsten Gefühle sehen sich nach diesem einen Brennpunkte hingezogen. Die republicanische Nüchternheit sagt daher diesem Nationalgeiste schlecht zu, der auch in der Form der freiesten Verfassung

immer eines monarchischen Mittelpunktes bedürfen wird, sollte derselbe auch durch und für die Nation nur errichtet sein. Mehr als jemals war diese Grundlage für einen monarchischen Bau aber in der Zeit Ludwigs XIV vorhanden, denn die furchtbare und selbstständige Kraft der Barone war zu lauter Bausteinen herabgesunken, die man willkürlich zu dem Werke verwenden konnte. Nachlässig von einer spanischen Mutter und einem italienischen Cardinal erzogen, war Ludwig XIV, obgleich nicht ohne Empfänglichkeit und Talent für die Alleinherrschaft, doch den Umständen rücksichtlich des Gelingens der großen Unternehmung, die er wohl weniger fassen mochte, als wir sie begreifen, verpflichtet.

Aber es ist hier noch durchzuführen, auf welchen Grundlagen diese Monarchie beruhte. War es die heilige Schrift und die biblische Tradition, worauf sie sich gründete, war das römische Recht die Basis worauf sie erschien, oder ging sie vielmehr aus den fränkischen Gewohnheiten des Mittelalters hervor? Man kann nicht leugnen, daß die verschiedenen Seiten des Staates sich auf eine oder die andere dieser Grundlagen beriefen. Die Geistlichkeit hätte gern hier und später jenes biblische Königthum gesehen, das sich der höheren Autorität der Kirche gebeugt hätte, und das sie immer nur vertheidigt hat, um es nach ihrem Willen zu lenken und zu beherrschen;

die Parlamente dagegen mochten in demselben mehr die Satzungen des römischen Rechts erkennen, um neben dem Königthum auch die Allgewalt des Rechts und ihre Rechte zu behaupten; der Adel führte in letzter Instanz dasselbe auf die Gewaltthätigkeiten des Mittelalters und auf die früheren Dynastien zurück, damit hierin sich auch seine Befugnisse und seine zu Privilegien herabgesunkenen Rechte zeigen möchten. Doch paßten alle diese Vorstellungen, weder das Königthum, das Samuel schmäht, noch das, welches das römische Recht von den Gesetzen gelöst sein läßt, noch jenes vasallische und feudale der vergangenen Zeiten, auf den Bau, den Ludwig XIV beabsichtigte. Seine Schöpfung beruhte nicht auf einer historischen Grundlage, oder auf Citaten, die seine Rechte beweisen sollten, sondern auf einem Gedanken. Sie beruht auf der erst wiedergewonnenen Idee des Staates, der von den Particularitäten, die ihn bisher gebildet hatten, befreit, sich endlich in einer seit dem Alterthum nicht gekannten Einheit aufstellen sollte. Dieser Gedanke mit wenigen Worten ausgesprochen ist: der Staat bin ich.

Wir wollen diesen Gedanken in der nächsten Vorlesung gliedern und in seinen Theilen erscheinen lassen.

Zweite Vorlesung.

Meine Herren!

Der Staat bin ich, war das Wort, womit Ludwig XIV die veränderte Gestalt bezeichnete, welche die Regierungsweise durch ihn erfahren sollte, und zugleich ist es noch heute der Ausdruck, der am besten die Umwandlung derselben darstellt. Die allmälig herabgekommenen oder geschwundenen Einzelrechte hatten nach und nach an den Begriff des Ganzen, des Staates, sich aufgegeben und dieser erschien wieder in der Form einer einzelnen mächtigen und die Besonderheiten umfassenden Persönlichkeit. Es ist zu bemerken, daß in diesem Ausspruche zum ersten Male die absolute Monarchie, sich selbst als einen Gedanken begreifend, hervortrat, während sie früher nur in Form eines natürlichen Anfangs, wie im Oriente, oder des Vernichtens der Individualitäten, wie im römischen Reiche, bestanden hatte. Jetzt aber war der Staat, aus seiner langen Wanderschaft durch das Mittelalter zum Bewußtsein seiner selbst gekommen,

und ehe er sich entwickeln und gliedern konnte, mußte er sich als Ichheit bezeichnen und benennen. Der Absolutismus, welcher jetzt gegründet zu werden schien, während er eigentlich das nothwendige Resultat der vergangenen Geschichte war, sollte rein und scharf sein: Königthum und König waren nicht geschieden, und indem sie an die Gottheit und das göttliche Recht geknüpft wurden, trat der blinde Gehorsam als eine durchgängige Folge dieser Verbindung ein. Aus den Schriften Ludwigs XIV., mehr noch, wie aus seinen Handlungen, geht dieser Grundgedanke mächtig hervor. Gott allein, meint er, habe von den Königen Rechenschaft zu verlangen, die übrigens von ihren Unterthanen, wie seine Statthalter, ohne daß hier eine Prüfung eintrete, zu verehren seien; er hält sich für die Quelle aller Gnade, aller Macht und aller Gerechtigkeit, für einen, auf welchen sich jeder Ruhm beziehen muß und ohne den man keinen haben darf. Diese Ichheit ist nicht allein eine abstracte und seinsollende Macht; sie ist eine wirkliche, denn sie hat, wie über die Unterthanen, so auch über das Eigenthum derselben eine vollständige Gewalt. Die Schonung, die gegen die Unterthanen in Beziehung auf dasselbe geübt wird, hat nur die Bedeutung der eigenen Sparsamkeit und des Nichtverschwendens der dem König gehörigen Kräfte, so wie auch das Leben der Völker nur in diesem Sinne

bewahrt zu werden braucht. Indem die französische Nation so gleichsam in der Person des Königs enthalten ist, mußte Ludwig dem XIV. nichts unangenehmer sein, als der Abstand, den das im Mittelalter verbliebene England dagegen bildete. Er schildert in seinen Schriften diese Unterwerfung des Königs unter das Gesetz des Volkes als die größte Schmach, die einem Manne seines Ranges widerfahren könne, und hält für das eigentliche Verderben der englischen Verfassung, daß der König keine Steuern an Menschen und Gut ohne das Parlament solle erheben dürfen. Seine Handlungen haben aber eben so immer den Hauptzweck gehabt, entweder unter den Stuarts die absolute Monarchie und die damit verbundene katholische Religion in England wieder einzuführen, oder der vertriebenen Königsfamilie in Frankreich einen Widerstandspunkt gegen das sie abstoßende Vaterland zu gewähren.

Wie aber die Einführung dieses Princips in Frankreich möglich gewesen, wie es sich mit dem Charakter der Nation in Verbindung setzen und mit demselben verschmelzen konnte, wie es theils durch den Glanz, den es als hauptsächlichen Blendepunkt mit sich brachte, gewinnen, theils durch die Furcht, die es zu entwickeln wußte, erstarren und zur eigenen Befestigung beitragen durfte, soll der Gegenstand der folgenden Darstellung sein.

Die Gewalt, die es jetzt möglich machte, die absolute Herrschaft des Königthums zu gründen, war das erst aufkommende und sich herausbildende stehende Heer. Zwischen dem Mittelalter, in welchem jeder Lehnsherr mit seinen Vasallen und Söldnern erscheint, die er nach beendigtem Kriege wieder auseinander gehen läßt, und der neueren Zeit, wo das Heer mit dem Volke in nähere Verbindung getreten ist und nur als ein Theil desselben betrachtet werden kann, kommt das stehende Heer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das in dieser ganzen Zeit, wie noch heute, nicht allein die Gewährleistung der absoluten Macht, sondern das ist, worauf sich dieselbe beruft und zu berufen weiß. Das stehende Heer begleitet diese Herrschaft, gibt ihr eine Begründung und Dauer, und läßt sie erst fallen, wenn die unterscheidenden Begränzungen, die zwischen der Armee und dem Volke liegen, selbst dem Einsturze nahe gekommen sind. Wie es das Verdienst des Staates Ludwigs XIV ist, statt der Besonderheiten des Mittelalters, die Einheit und Allgemeinheit festgehalten zu haben, eben so ist das stehende Heer die Zusammenfassung der einzelnen Particularitäten zu einem Begriffe, der nun seine verschiedenen Theile, Lehren und Secten erhält. Durch die Uniform wird diese Allgemeinheit zu einem bestimmten sichtbaren Zeichen, das noch heute in militairischen Ländern

zwischen Truppen und Bürgern eine genaue Unterscheidung macht; die Bewaffnung, Verpflegung und die Kunst der Führung erhalten einen allgemeinen, d. h. wissenschaftlichen Charakter, und erst von Gustav Adolph an kann man sagen, daß es wie im Alterthum, nicht blos tapfere Führer, sondern große Feldherren gegeben habe. Die Befugniß, die in Frankreich die Statthalter der Provinzen sich genommen hatten, Truppen auszuheben, hörte allmälig auf und ging in die Hände des Königs über. Grade und Würden wurden nunmehr allein von diesem ertheilt und die militairische Ehre geschaffen, die in dem Könige ihren Aus- und Rückgangspunkt hatte. Neu eingerichtete Orden gaben diesem Stande einen äußeren Glanz, und Zufluchtsorte für Krankheit und Alter eine Sicherheit, die ihn auf sich stellte und immer mehr vom Volke ablöste, aus dem er hervorgegangen war. Die Siege, die unter dieser langen Regierung erfochten wurden, selbst die Niederlagen, die man erlitt, brachten eine Mannszucht und einen ständischen Geist hervor, welcher in seiner Allgemeinheit der Uniform, die man trug, zu vergleichen war. Aber nicht blos in Kriegen und Schlachten wurde diese neugeschaffene Armee verbraucht: sie wurde auch dazu verwendet die Steuern einzuziehen, oder die Einhebung zu erleichtern, jeden Geist der Unzufriedenheit und Empörung niederzuhalten, und endlich in reli-

giösen Streitigkeiten die Parteien durch eine durchweg äußerliche Entscheidung zur Ruhe zu bringen. Wo der Staat handeln und auftreten, wo der König seinen letzten Willen kund thun wollte, geschah es durch die Armee, und dieses Recht war so anerkannt, man war an seine Ausübung so gewöhnt, daß bald auch ohne die Anwendung dieses Mittels die königliche Gewalt als unumschränkt dastand, und schon der Hintergrund, auf den sie im Nothfall zeigen durfte, hinreichend war, um ihr Recht über alle Bezweiflung zu erheben. Der bis dahin selbstständige Adel wurde durch das Heer zu einem abhängigen gemacht, denn was er früher aus sich gehabt hatte, die angeborne Tapferkeit, die Lust zum Kriege und die Fähigkeit, sie geltend zu machen, mußten jetzt entlehnt und in Graden und Würden erworben werden. Durch die militairische Hierarchie, die allmälig eingerichtet wurde, kam in diese Erwerbung eine gewisse Ordnung und Langsamkeit, welche den Ehrgeiz spornte und die Treue befestigte, und nach und nach wurde der Titel eines Marschalls von Frankreich ehrenvoller und bedeutender, als jemals früher der eines Herzogs oder Marquis es hatte sein können.

Jene Festigkeit und Einheit, welche das Heer auszeichnete, ging auch von demselben auf die Civilregierung über. Die alten Freiheiten der Provinzen, welche ständische genannt wurden (pays d'états),

wurden allmälig ausgelöscht und machten einer Centralisation Platz, die noch heute, freilich durch die Revolution unendlich schärfer hingestellt, eben so das Eigenthümliche, wie das Verderbliche der französischen Regierung ausmacht. Ein schneller und einförmiger Gehorsam bezeugt bald, daß dieselbe Gewalt überall gegenwärtig sei; der Despotismus der Minister war nur das Organ der sich in demselben bewegenden Alleinherrschaft: die Parlamente schwiegen und beugten sich vor dieser Lehre, und die Völker wurden eben so entschieden gebrandschatzt, als sie sich gern und willig diese Machtvollkommenheit gefallen ließen. Ludwig XIV sah wohl ein, daß, wenn er die Freiheiten des Mittelalters verschlang, oder nach und nach in Vergessenheit gerathen ließ, er dem Volke einen Ersatz gewähren müsse, welcher nur in der Verwaltung liegen konnte. Auch hier hatte er in Sülly, Richelieu und Mazarin Vorgänger gehabt, aber diesen war es theils noch nicht gelungen alle Elemente der Einzelheit umzuschmelzen, theils fehlte ihnen jene Methode, welche die Kunst des Regierens in eine Wissenschaft verwandelt. Wenn man das eigenthümliche Verdienst Ludwigs XIV hervorheben will, so ist es der feine Tact, mit dem er alle Seiten des großen Staates zu sich hinzuziehen und zu ergreifen wußte, die Festigkeit, mit der er ihm, durch eine von oben herab kommende Regierung ein neues

Leben einflößte, und die Kunst, daß er eben durch diesen Absolutismus das Nationalgefühl der Franzosen nicht verletzte, sondern erhob. Zwei Regierungsmittel sind es hauptsächlich, in denen er, oder seine Verwaltung als Erfinder genannt werden können: die Polizei und die Finanzen.

Es gibt Perioden, in welchen durch die Verbindung zweier bis dahin ganz von einander getrennter Seiten eine neue vollkommene künstliche Regierungsgattung entsteht, die im Anfange herber auftritt, später aber mehr mit dem Gedanken des Staates zusammenfällt und endlich ein nothwendiger Ausdruck desselben wird. In dem Mittelalter waren Ritterorden gewesen, in welchen Tapferkeit und alle Eigenschaften des Kriegers mit priesterlicher Enthaltsamkeit und mit mönchischen Gelübden verbunden waren. So entstand im Zeitalter Ludwig XIV, und durch ihn selbst, die amphibische Einrichtung der Polizei, eine Schöpfung, welche die Sicherheit, die das richterliche Amt gewährt, mit der Schnelligkeit und Beweglichkeit vereinigen sollte, die dem Kriegerstande zugeschrieben wird. Nachdem sich der Staat der Einzelheit entwunden hatte, konnte die Entscheidung über vielfache Gegenstände des Lebens nicht mehr der Langsamkeit des Gerichtsstandes übergeben werden: eben so wenig, wie die Armee geeignet war, in alle und jede Verhältnisse einzugreifen. Der

Soldatrichter, wie man dagegen die Mitglieder der Polizei nennen kann, war der Weisen beider theilhaftig: er gehörte der Uniform, der Bewaffnung und der Disciplin zufolge zum Soldatenstande, dagegen war er seinen Geschäften, und der Art, sie zu behandeln nach, ein Mann der Justiz. Diejenigen, die in einzelnen Commissionen eine Verletzung der Freiheit gesehen hätten, gewöhnten sich an die beständige Einrichtung der Polizei, welche bald, da sie auch die Ruhe der Städte zuwege brachte, die Vergnügungen der Reichen und die Gesundheit der Armen schützte, als eine nothwendige Seite der Verwaltung angesehen wurde. Dadurch gewann der Staat ein Bewußtsein, das er früher niemals gehabt hatte, ein Auge, das ihm fehlte, und ein verbindendes Mittel, das alle Einzelnheiten durchdrang und sie zum Ganzen führte. Die königliche Gewalt stieg so in die untersten Kreise, und der Despotismus, welcher sich bisher nur oben gehalten hatte, trieb nun in die entlegensten Seiten hinein und tödtete die Selbstständigkeit und Eigenwilligkeit, in allen Gefäßen des Staatsorganismus. Die Polizei, diese Erfindung d'Argenson's, der ihre einzelnen Bestandtheile den Venetianern abgesehen hatte, ging bald von Frankreich auf die übrigen europäischen Länder über, ohne jedoch irgendwo die Kraft und die Eigenthümlichkeit

zu besitzen, die ihr in ihrem Geburtslande zugeschrieben werden müssen.

Eine zweite Seite, die in jenem Zeitalter hervorgehoben zu werden verdient, und die diese Regierung begründen half, sind die Finanzen. Unter diesem Ausdrucke verstehe ich die Thätigkeit des Staates, seine Bedürfnisse zusammenzufassen, sie als einen nothwendigen Bestandtheil zu betrachten und für ihre Anschaffung Sorge zu tragen. Dahin gehört Alles, was ihnen dient und mit ihnen zusammenhängt, der Handel und die Gewerbe, die Industrie jeglicher Art, die Fabrikation und die Mittel, ihnen aufzuhelfen. Im Mittelalter war dieses nicht als ein Ganzes gefaßt worden, wie nichts überhaupt den Charakter desselben annahm. Wie das Königthum im Allgemeinen nur die höchste unter vielen gleichberechtigten Spitzen war, so waren die Abgaben Subsidien, das heißt eine einzelne Hülfsleistung, die die Einzelnen dem Fürsten bei verschiedenen Gelegenheiten brachten. Daß dieses als Besteuerung zusammengefaßt, als wesentliche Äußerung des Staates anerkannt, und in seiner Allgemeinheit als Wissenschaft bestimmt werde, konnte erst der Zeit zukommen, in welcher sich der Staat überhaupt als Ganzes setzte und somit aus dem Vereinzelten und Zufälligen zu einem Nothwendigen hervorhob. In der Kunst der Finanzen aber kann man die Franzosen

kaum als Erfinder, sondern nur als geschickte Entlehner und als gewandte Ausbilder bezeichnen. Was der Handel und der damit verbundene Credit vermöge, hatte das kleine Holland in dem Kriege gegen Frankreich gezeigt, welches das Silbergeschirr Ludwigs XIV schon in dem zweiten Feldzuge verkaufen sehen mußte. Handel und Manufacturen wurden von nun an als ein Zaubermittel betrachtet, nicht etwa die Bürger des Staates, sondern den Fiscus zu bereichern. Nur um Geld zu den verschiedenen Bedürfnissen zu haben, wurde die Aufmerksamkeit auf die Industrie gewandt, welche aber bald aus einem bloßen Mittel zu einer selbstberechtigten Hauptsache sich erhob. Vielfach ist in diesen Zweigen der Staatsregierung der Name Colberts's berühmt geworden, dessen große Auffassungen durch größere Erfolge, die freilich auch ihre Kehrseiten hatten, gekrönt wurden. Es stellte sich von jetzt an ein Unterschied zwischen dem gemeinen Arbeiter und dem Künstler fest, der früher nicht bestanden hatte, und der das Geistige des Gewerbes, die Erfindungskraft, zu einem bisher unbekannten Ruhme erhob. Fabriken aller Art, die, worin gemeine, und solche, worin die edleren Stoffe gearbeitet werden, wurden in Frankreich angelegt; Flamänder und Italiener wurden ins Land gezogen; sie brachten aber nur Anfänge, die die Lebhaftigkeit der Franzosen bald anders gestaltete, und welche in

kurzer Zeit sich zu jenen Mustern herausbildeten, die nach dem Widerruf des Edicts von Nantes auch in anderen Ländern die Industrie und den Gewerbfleiß hervorzurufen wußten. Auf diese Weise geschah es, daß durch den vermehrten Handel die öffentlichen Einkünfte zunahmen, daß die Bevölkerung troß der Kriege wuchs, daß die Nation die Verschwendungen des Fürsten auszuhalten verstand, daß jene Krankheit, welche überhaupt durch die Finanzen und das Bewußtsein darüber eingebürgert wurde, neue Entwickelungen vorbereitete, und daß endlich der noch gedrückte und zurückgesetzte dritte Stand eine Wichtigkeit gewann, welche Diejenigen nicht ahneten, die ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten. Es gehört hierher noch der Fortschritt, welchen die Industrie durch die etwas spät erhaltenen Colonien und Niederlassungen und durch die endlich eingerichtete Flotte gewann, welche nicht so früh als andere Völker sich in den Continenten von Asien und Amerika festsetzte. Die französische Marine hatte zwar niemals die Höhe der anderer seefahrender Völker erreicht, aber sie ist bedeutend genug für eine Landmacht, die sich nicht hauptsächlich darauf zu berufen hatte, gewesen.

Diese verschiedenen Seiten und Ausdrücke des neugeschaffenen Staates mußten aber in die einzelnen Körperschaften, die sich vorfanden, eingearbeitet und

denselben angepaßt werden. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren die Reichsstände nicht mehr berufen worden, und die Geistlichkeit, der Adel, die Magistratur und der dritte Stand hatten eine corporative Festigkeit gewonnen, sich auf sich beschränkt, und es war schwer geworden, sie zu einer Vereinigung zu bewegen. Gerade diese Isolirung und Vereinzelung setzte sie aber mehr den Angriffen des Gewalthabers aus, der sie leichter unterwürfig machen konnte. Wir wollen die Bemühungen, welche angewandt wurden, sie zu Theilen des Staates zu erheben, durchgehen und die Kunst zu schildern versuchen, mit der die verschiedentlichen Stände eben so verschieden angezogen wurden.

Die Geistlichkeit war nicht mehr im alleinigen Besitz der Wissenschaft und setzte nicht mehr durch wunderbare Bildung und durch ausschließliche Gelehrsamkeit in Erstaunen. Aber sie hatte den Genuß großer Reichthümer, die das fromme Mittelalter ihr hinterlassen hatte, und bedeutender Privilegien, die nach und nach erlangt worden waren. Dadurch nun, daß die Verleihung aller dieser Beneficien in die Hand des Königs gekommen war, war auch zu gleicher Zeit die Abhängigkeit und knechtische Unterwürfigkeit der Geistlichkeit begründet, und sie mußte sich, trotz ihres eigenen Gutes, um die Erwerbung Dessen bemühen, was ihr in andern Zeiten selbstständig

gehört hatte. Mit alleinherrscherischer Willkür wurde über diese Pfründen geschaltet. Edelleute und Laien erhielten Pensionen auf Bisthümer und Abteien angewiesen, und jede große Familie glaubte sich berechtigt, einem ihrer Nachgeborenen durch Abschneiden des Haupthaars die Befugniß zu ertheilen diese Güter zu besitzen. In kurzer Zeit gab es in Frankreich kaum noch einen plebejischen Bischof, und die Kirche, jene einzige geistige und demokratische Gewalt des Mittelalters, war im siebzehnten Jahrhundert in ihren höheren Würden ganz der Aristokratie anheimgefallen. Durch die Verwandtschaft mit ihren in Staatsämtern stehenden Angehörigen, durch die Bezüge, welche jeder dieser Priester zum Hofe hatte oder haben konnte, bildete sich eine anständige, feine, liebenswürdige und auch bisweilen talentvolle Geistlichkeit aus, der aber am Ende nichts fremder war als die theologische Wissenschaft, nichts gleichgültiger als die Religion, nichts entfernter als die römische Curie: die Freiheiten der gallicanischen Kirche, von der wir noch vor wenigen Jahren so viel haben reden hören, verdanken hauptsächlich der Kunst ihren Ursprung, mit der Ludwig XIV die Geistlichkeit seines Landes von ihrem eigentlichen Mittelpunkte abzuziehen wußte, und der Geschicklichkeit, mit der er sie zu Franzosen machte und in alle kleinlichen Interessen des Hofes und des Landes verwickelte. Trotz dem hat dieser mehr

abergläubische als fromme König die Geistlichen niemals zur unmittelbaren Leitung der Geschäfte berufen, und seit Mazarin hat Ludwig XIV keinen Priester in seinem Rathe gehabt. Die Geistlichkeit rettete damals für sich einige Fetzen der mittelaltrigen Freiheiten, die dadurch Privilegien wurden. Um die freiwillige Gabe (don gratuit) aufzubringen, versammelte sie sich alle fünf Jahre in berathschlagenden Körpern; aber während die Hohen und Großen dieses Standes in Üppigkeit schwammen, war die niedere Geistlichkeit mit dem Volke verbunden, von dem sie sich nicht zu unterscheiden wußte.

Schwerer war es freilich, den Adel mit dem System der Alleinherrschaft zu verschmelzen. Aber der Stand, der jetzt zu besiegen war, gehörte nicht mehr jener ersten Feudalität an, in welcher neben dem Könige von Frankreich eben so selbständige Herren sich befanden, die frei über ihre Hintersassen geboten, mit ihnen zu Felde zogen, und dem Oberlehnsherrn nur in sehr weiter Weise verpflichtet erschienen. Es war vielmehr jene herabgekommene und abgemagerte Feudalität, wo statt der Vasallen kleine Clienten, Edelleute und Abenteuerer das Gefolge der größern Herrn ausmachten. Wenige historische Namen bestanden anders in Frankreich als durch genealogischen Betrug oder Bastardschaft. Nachdem ihre Festungen gefallen waren, nachdem das Gesetz sich dazu

erhoben hatte, die Ungerechtigkeiten und Plündereien der Geringern zu bestrafen, gewöhnte sich der Adel allmählich daran, ein Abhängiges und Zweites, statt des Unmittelbaren und Ersten zu sein, das er im Mittelalter hatte vorstellen dürfen. Die Rechte verwandelten sich in Privilegien, und in der Armee bequemte sich der Adel zu einem stillen und passiven Gehorsam. Das Alter des Geschlechts wurde dem Alter des Dienstes untergeordnet, und das bedeutendste Auflösungsmittel angewandt, nämlich das, den Adel seinen Schlössern und seiner Provinzialheimath zu entziehen, um ihn mit dem Hofe und seinen Vergnügungen in nähere Verbindung zu setzen. Aber dieses Mittel, indem es die Aristokratie als Macht zerstörte, setzte sie in ihren Vermögensumständen herunter, und erschuf in ihr eine drückende Last des Staates. Ein neuer bisher unbekannter Luxus und neue Bedürfnisse nöthigten ihn zu neuen Ausgaben, die am Ende nicht mehr aus seinem Privatvermögen zu bestreiten waren, und denen sich der Staat unterziehen sollte. Keinem andern Geschäfte sich hingebend als dem der Waffen, hat dieser müßige Stand eben dadurch, daß er machtlos war, durch seine Foderungen und Ansprüche die Finanzen großentheils erschöpft und die Monarchie zu ihrem Falle gebracht. Der Hof, der den Adel verderben und bestechen wollte, wurde nach vieljähriger und gegenseitiger Berührung

am Ende selbst von der verführerischen Kraft desselben angesteckt, und das ganze achtzehnte Jahrhundert bietet uns das Schauspiel jener doppelten und durchgehenden Entartung dar, die erst in der französischen Revolution ihre blutige Strafe gefunden hat.

Die französischen Parlamente hatten durch die Verhältnisse der Zeit eine Wichtigkeit bekommen, die sie früher niemals gehabt haben konnten: als die Reichsstände aufhörten oder außer Gebrauch kamen, hatten sie es versucht, sich an die Stelle derselben zu setzen und durch die Formen der Eintragung, die zur Gültigkeit eines Gesetzes verlangt wurden, ein Surrogat des Bewilligungsrechts an sich zu reißen. Spottweise hatte man sie häufig Stände auf kleinem Fuße genannt, und sie fingen an, diesen Namen durch häufige Verweigerungen in Wahrheit zu bethätigen. Während ihre Mitglieder eigentlich dem Bürgerstande angehörten, hatte die Festigkeit der Ämter, die Erblichkeit derselben, und der Eigenthumscharakter, der damit verbunden war, ihnen eine Art von Adel zugesichert, der freilich als eine ganz eigene Weise desselben noblesse de robe genannt wurde. Die Handhabung der Gerechtigkeit und die Gelehrsamkeit gab diesem Stande, als der Adel und seine Schlösser verfallen waren, ein Ansehen, das ihn hob, aber auch zugleich eitel und selbstsüchtig machte, indem es ihm das Bewußtsein seines Einflusses gewährte.

In den Begebenheiten der Fronde hatten die Parlamente zuletzt ihre Bedeutung kundgegeben, etwa wie die Geistlichkeit ihre letzte Selbständigkeit in den Kriegen der Ligue gezeigt hatte. Der König aber konnte niemals die Erinnerungen seiner unruhigen Kindheit verlieren, und wie er im siebzehnten Jahre mit der Peitsche in der Hand die Versammlung seiner Vormünder auseinandertrieb, so beherrschte er sie sechzig Jahre hindurch, ohne daß sie nur ein Lebenszeichen von sich gaben. Zurückgedrängt zu den Geschäften des bürgerlichen Rechts, ohne allen Einfluß auf Politik, bestanden sie jedoch immer noch mit dem Wunsche, den letztern wiederzuerhalten; eine ärgerliche und verdrießliche Gesinnung bemächtigte sich der Mitglieder dieses Standes, und es war vorauszusehen, daß sie einst jede Gelegenheit ergreifen würden, ihre sogenannten Rechte geltend zu machen. Was sie nicht mehr in der Wirklichkeit vollführen konnten, suchten sie in der Theorie darzustellen, und die Lehre, daß mittlere Körperschaften zum Wesen der Monarchie gehörten, wurde ein Lieblingsgegenstand der Parlamente wie der Staatsrechtslehrer. Aber ihr thatsächliches Stillschweigen bildete mittlerweile das Princip der Alleinherrschaft aus, die sich nicht mehr um sie zu bekümmern hatte.

Am wenigsten ist freilich, wenn man von den

Ständen handelt, vom dritten Stande zu sagen: hier war die Mühe, ihn zu gewinnen, geringer, denn er bestand eigentlich noch nicht mit irgend einem Glanze. Nicht, daß tüchtige Geistliche, Juristen und Literatoren nicht aus demselben hervorgegangen wären; aber diese schlossen sich unmittelbar dem Stande der Geistlichkeit und des Adels an. Nicht, daß im Mittelalter die Freiheiten der Städte nicht begründet und ihnen Rechte eingeräumt worden wären; aber was ihnen aus Feindschaft gegen den Adel gewährt worden, konnte ihnen wieder genommen werden, nachdem dieser selbst besiegt und in die Einheit des Staatsbegriffes hineingehoben worden war. Nicht in diesen einzelnen Freiheiten und Privilegien konnte die Bedeutung dieses Standes bestehen. Im Gewerbe, in der Kunst und in der Wissenschaft mußte sich derselbe seine Rechte selbst erobern und durch seine Nothwendigkeit die Geltung gewinnen, die ihm bis jetzt nur ausnahmsweise und gnädigermaßen zugegeben worden war. Unbedeutender aber als die Städter sind in diesen Zeiten die Landbewohner, die von ihren Herren abhängig waren und noch nicht das menschliche Ansehen hatten, das allein im Staate bemerkt zu werden verdient.

Wir haben bis jetzt das Princip des Staates Ludwigs XIV, die Mittel, die er anwandte, und die

Verwandlungen, die sich demzufolge in den Ständen begaben, darzustellen versucht. Aber dieser Staat war nunmehr einer, durch das Ich seines Monarchen hervortretend und den andern Staaten Europas gegenüber die Gestalt eines gedankenvollen Absolutismus annehmend. Die königliche Person, die ihn vorstellen sollte, mußte hohe und kriegerische Eigenschaften besitzen, und die Lehre, daß von dem Augenblicke an, wo ein König von Frankreich sein Schwert in die Scheide stecke, er zu herrschen aufhört, durfte in diesem Sinne eine auch noch tief im achtzehnten Jahrhundert geltende Lieblingstheorie werden. Viele Kriege, die Ludwig XIV geführt, haben blos die Bedeutung, die neue Schöpfung, die ihm ihr Dasein verdankt, dem absterbenden Mittelalter gegenüber, als jugendlich und kräftig darzustellen; und wenn er von einem großen Feldherrn auch eben so wenig wie von einem großen Schriftsteller besaß, so hatte er doch das Talent und die ausnehmende Geschicklichkeit, die Feldherren wie die Schriftsteller zu leiten und zu bestimmen, sie als Theile des Ganzen, das er darstellte, in sich aufzunehmen, und so, ohne Soldat zu sein, sich den Charakter eines Eroberers zu verschaffen, so wie er der Literatur seines Zeitalters, das er als Schriftsteller nicht weiter anbaute, seinen Schutz und dadurch seinen Namen verleiht. Es ist

freilich nicht mehr die arme und tapfere Armee Heinrichs IV, die das Zeitalter Ludwigs XIV auszeichnet: es ist eine mit Adel und Hof eng verbundene, die alle Üppigkeit und allen Luxus des letztern in sich aufnimmt und so jene Entartung vorbereitet, die unter Ludwig XV nicht allein die höheren Stände der Nation, sondern am meisten die kriegerische Äußerung derselben ergreift. Neben der Armee und ihrer Anwendung thut sich aber auch jetzt zum ersten Male die ausgebildete diplomatische Beziehung unter den einzelnen Staaten hervor, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch weiter herausgearbeitet wurde, aber heutzutage, bei der sich immer mehrenden Selbständigkeit der Völker, zu äußerstem Verfalle herabgesunken ist. Ludwig XIV kann fast als einer der Erfinder jener Halbwissenschaft genannt werden, die lange unter dem Namen der Politik galt, und in welcher List und Gewandtheit, Meineid und Wortbruch, wenn auch nicht einzelne Lehren, doch mächtige und wirksame Hebel bilden. Wie er die Heiligkeit der Tractate zu achten wußte, zeigen seine Handlungen und seine Schriften.

Wir haben nun diese Monarchie betrachtet, wie sie dem Gedanken zufolge, absolut, die Alleinherrschaft auf die Armee und die Polizei, auf das Ineinanderwachsen der Stände, auf die Verwaltung

und auf den Ruhm des Königs begründete, wie sie, also eingerichtet, das Gemüth der Franzosen ergriff, das Nationalgefühl höher stellte und auf die Sitten des Volkes den mächtigsten Einfluß übte. Wir wollen in der nächsten Vorlesung den Verfall dieser Monarchie aus dem Principe selbst, das sie begründen half, darstellen.

V.

Über Ehe und Familie.

Von

Friedrich von Raumer.

1.

Unzählige Zwecke kann der Mann ohne die Frau, die Frau ohne den Mann erreichen, nur nicht den, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen: die Grundlage ihrer Vereinigung liegt also in der Trennung der Geschlechter; Personen desselben Geschlechts können keine Ehe untereinander schließen. Das Kinderzeugen ist aber nicht alleiniger Zweck der Ehe, sonst wäre jede kinderlose Ehe eben dadurch nichtig, sonst müßte das Kinderzeugen außer der Ehe unmöglich seyn. Die Ehe ist nicht bloßes Mittel zu einem Zweck, sie hat keinen einzelnen besonderen Zweck, sondern sie ist Selbstzweck, der eine viel umfassendere Einigung in sich schließt. Weder die geistige, noch die leibliche Seite erschöpft ganz ihren Begriff.

In der Ehe wird die Person zur Gattung, begründet sie, stellt sie dar; das Eherecht ist der Mittelpunkt des Personenrechts und bietet den Übergang zum Staatsrechte. Die Ehe ist kein willkürliches,

sondern für die Erhaltung des Menschengeschlechts und durch dessen Natur, ein nothwendiges Verhältniß. Unsere bürgerlichen Neigungen müssen bei der Familie anfangen; von hier aus erweitern sich die Kreise zu unseren Mitbürgern, Landsleuten u. s. w.

Wir finden hauptsächlich drei große Formen der Ehe: ein Mann und eine Frau, Monogamie; ein Mann und viele Frauen, Polygamie; eine Frau und viele Männer, Polyandrie. Die letzte Form ist die verwerflichste und unnatürlichste. Entweder herrscht das Weib, oder die Vielherrschaft der Männer löset alle Bande der Familie; auf jeden Fall ist für die Kinder am schlechtesten gesorgt.

Zur Rechtfertigung der Vielweiberei wird angeführt: daß eine Frau physisch einem Manne nicht genüge, für die Zeit der Schwangerschaft, des Stillens u. dergl. das Verhältniß gelöset sey, und jene Form die Bevölkerung vermehre. Zur Antwort:

a) Die physische Betrachtung erschöpft den Gegenstand nicht, auch widerspricht die gleiche Zahl der Geschlechter physisch der Vielweiberei. Sie wird ein ungebührliches Monopol für Reiche, die Ärmern gehen ohne Frau leer aus, und die Bevölkerung vermindert sich weit eher, als daß sie sich vermehrt.

b) Aus der Vielweiberei entsteht ferner die Sklaverei der Frauen, sie verwandeln sich in Besitzthümer, ihre Bildung wird vernachlässigt, ihre Rückwirkung

auf die Männer verschwindet, die Familienbande lösen sich auf, das Verhältniß der Kinder von verschiedenen Müttern ist ungleich und gefährlich, der Hausvater wird zum Haustyrannen, und dies Verhältniß trägt sich auf die Verfassung aller Staaten über, wo Polygamie herrscht.

Die Monogamie hingegen bildet ein harmonisches, wohl abgewogenes Familienverhältniß, auf welches eine tüchtige Staatsverbindung allein gegründet werden kann. Nur hier ist Freiheit und Gleichheit der Rechte so möglich, wie die Natur es verlangt; der physische Zweck ist mit dem geistigen, mit echter Liebe und Gemeinschaft in Übereinstimmung gebracht und für die Kinder wohl gesorgt. Die gesammte Geschichte bezeugt die höhere Vollendung der Völker, welche Monogamen waren.

2.

Im Widerspruche mit dem Gesagten fordert Platon die Gemeinschaft der Weiber und Kinder für den auserwählten Theil seines Volks, für die Hüter (φύλακες, der Kriegsadel). Nur auf diesem Wege werde der Besitz des, durch die Seele unbedingt zu beherrschenden Körpers unbedeutend und der Geist frei von der darauf gegründeten Sklaverei. Mit jener Gemeinschaft nehme ferner alle eigenliebige vereinzelte Liebe und jede daran sich knüpfende böse Leidenschaft ein

Ende, und Alle würden in Allen nur Männer, Frauen, Brüder, Schwestern, Ältern und Kinder sehen.

Schon Aristoteles hat hiegegen eingewandt:

1) Wenn Allen, als Inbegriff, nur die Gemeinschaft zusteht, so hat keiner etwas Besonderes; und von einer solchen unbedingten Einheit kann nicht gesagt werden, daß sie Gemeinschaft sey. Hat aber jeder noch etwas Eigenes, so fällt die bezweckte Gemeinschaft ebenfalls dahin.

2) Sobald Niemand weiß, ob er unter der Masse noch etwas ursprünglich Werthes, Eigenes, z. B. ein Kind habe; so tritt nicht allgemeine Sorgfalt, sondern allgemeine Vernachlässigung ein. Es ist aber weit besser, die Verhältnisse und Verbindungen (z. B. nach Graden der Verwandtschaft) enger und weiter seyn zu lassen, als in Allen das Gleiche zu suchen und Alles zu erkälten.

3) Diese Gemeinschaft führt zu Blutschande, oder unwissend zu Ältern- und Verwandten-Mord, sowie zu andern Frevelthaten. Tritt dagegen Vermuthung oder Gewißheit über Verwandtschaft, Vaterschaft, oder Kindschaft ein, so fällt die völlige und gleiche Gemeinschaft dahin.

4) Soll diese nur bei den Hütern statt finden so fragt man vergeblich nach einer natürlichen Scheidungslinie zwischen ihnen und dem übrigen Volke, für

welches freilich im Ganzen jene Einrichtung durchaus unausführbar ist.

Zu diesen Bemerkungen fügen wir erläuternd noch Folgendes hinzu:

Den Kreis der Neigungen, die Kräfte des Umfassens in Liebe und Thätigkeit, darf man nicht Allen gleich stecken, ohne daß weniger als das Natürliche erreicht wird. Wäre aber jene Gleichheit und Gemeinschaft naturgemäß, so fehlt es an überwiegenden Gründen sie auf eine streng geschiedene Klasse von Menschen zu beschränken; oder müßte eine Stufenfolge statt finden, so verlangen wir sie schärfer, bestimmter angegeben und nachgewiesen. Ferner ist das Bestreben sich von allem Körperlichen zu lösen, und jedes körperliche Verhältniß als gleichgültig oder verwerflich darzustellen, irrig und beruht auf der falschen Ansicht von der unbedingten Sklaverei der Seele in und durch den Körper. Platonische Liebe steht allerdings höher als Sinnenlust; oft aber hat man auch nur eine schwankende, gestaltlose, negative, unnatürliche Abstraktion darunter verstanden. Es giebt eine höhere angemessenere Reinigung und Verklärung dieser Gegenstände. Wird die unläugbar vorhandene Individualität der Dinge und Menschen aufgehoben, so verliert sich das wahre Leben in einem leeren Allgemeinen, und besonders fiele alsdann jede freie Hingebung und Liebe zu Boden. Die natürlichen Verhältnisse

zwischen Mann und Weib, Vater und Kind, sind ja nicht hemmend, sondern fördernd; wohl aber ist der Sprung in allgemeine Liebe und Einigung so lange ein Salto mortale, als es Personen, Individuen giebt. Diese Individualität setzt Platon, um des Staates willen, zu sehr zurück, und wenn er das Verhältniß der Weiber auf jenem Wege zu bessern meinte, irrte er nicht minder. Staat und Familie soll nie gleichgestellt, oder in einander aufgelöset werden. Beide Auswege sind gleich unbrauchbar: der freie wilde Beischlaf ohne Ehen, und das Behandeln der Ehen wie eine allgemeine Staatsanstalt, woran sich dann der thörichte Gedanke von allgemeinen Erziehungshäusern mit Vertilgung der häuslichen Erziehung anschließt.

3.

Je roher die Völker sind, desto tyrannischer werden in der Regel die Frauen behandelt; je verweichlichter die Männer, desto mehr herrschen die Frauen. Doch giebt es auch Fälle, wo das schwächere Weib den rohen Mann beherrscht, und wo das ausgeartete Weib auch des verweichlichten ausschweifenden Mannes Sklavinn ist. In der Mitte liegt das Richtige, und rohe Gleichgültigkeit bleibt von ächter Liebe so weit entfernt, als modische Galanterie. Es ist ein merkwürdiges Kennzeichen der Rohheit, daß die Weiber in dem Zustande, welcher ihren heiligsten und größten Beruf am

bestimmtesten anzeigt, in der Zeit der Schwangerschaft und des Kindbettes (wo der Mann sie am besonnensten, zartesten, sorgfältigsten behandeln sollte), daß sie dann als unheilig und den Göttern verhaßt behandelt, ja bei manchen, z. B. nordasiatischen Völkern, sogar aus den Wohnungen verstoßen werden.

Wo man die Mädchen verkauft, vertauscht u. dergl., erscheinen sie nur als ein Stück des Besitzthums, woraus nothwendig folgt, daß man bald mehr bald weniger solcher Besitzthümer haben könne, daß sie nicht befragt werden, ob ihnen der Wechsel der Herren behage, daß für das Verleihen der Frau nur eine Vergütung verlangt oder gegeben wird, als hätte man sich seines Viehes oder seines Hausgeräthes bedient. Welch ein Zwischenraum von der Ansicht, wo sich die Frau für eine Blase voll Thran einem Anderen darleihen läßt, bis zu der Etikette, wo das zufällige Erblicken des Fußes einer Königin als Frevel erscheint.

Die Bedeutung des Beischlafs findet sich erst mit der Bildung. Bei vielen Völkern ist es eben so unartig, die angebotene Frau oder Tochter zu verschmähen, als in Europa seiner Wirthin bemerklich zu machen, das dem erbetenen Gaste vorgesetzte Essen tauge nichts. Manche Völker, die auf einer mittleren Höhe der Bildung stehen, legen den größten Werth auf äußere Beweise des keuschen Wandels der Bräute;

aber eben die strenge Forderung des äußeren Beweises zeigt den Mangel höheren Glaubens und Vertrauens, und der sittliche Schein dieser Ansicht verliert sich durch die Kehrseite der damit gewöhnlich verknüpften eifersüchtigen Tyrannei und geistigen Gleichgültigkeit.

4.

Die Untersuchung: ob und wie der Mann nach dem sogenannten Naturrechte die Herrschaft über die Frau habe, ist ziemlich unfruchtbar. In Wahrheit regiert allemal der, welcher zu regieren versteht. Wer (sagte deshalb schon Varro) die Fehler der Frau austilgt, bessert sie; wer sie erträgt, bessert sich[1]. Damit aber unter zwei Personen die beiderseitigen Ansprüche nicht jedes Mal durch offene Fehde entschieden werden, tritt das Gesetz als der Dritte hinzu und gibt den Ausschlag für den Mann; er steht, sagt Aristoteles[2]), nur über der Frau durch sein obrigkeitliches Amt und Verhältniß. Geht dies Übergewicht aber so weit, daß es ihm ein Recht über Leben und Tod einräumt, so beweiset dies die Rohheit des geselligen Zustandes.

Die wenigen Beispiele, wo angeblich die Weiber

1) Gellius I, 17.

2) Arist. Polit. I, 8.

im Allgemeinen über die Männer herrschen, können die Natürlichkeit der entgegenstehenden durch positive Gesetze befestigten Regel nicht umstoßen. Eben solch eine Seltenheit ist es, daß in Lycien und Kappadocien der Adel durch die Mutter vererbte[1]), und in der Champagne die edele Jungfrau, welche einen Unedlen heirathete, ihm den Adel zubrachte.

5.

Fichte sagt: für die Fortpflanzung zeigt sich nur das männliche Geschlecht thätig, das andere verhält sich lediglich leidend. — Hieraus würde viel Nachtheiliges zur Feststellung des Verhältnisses der Frauen hervorgehen; allein der Satz ist in physischer Beziehung unwahr, und noch weniger erschöpft die physische Betrachtung das Wesen der Ehe. Der nächste, unentbehrliche Schritt ist vielmehr, dem naturgeschichtlichen Elemente das rechtliche zuzugesellen. Hier erscheint die Ehe als ein Vertrag. Wer diesen Begriff ganz verwirft, kann sich über das bloß Thierische des Verhältnisses nicht erheben; wer ihn zur Lösung aller Fragen für hinreichend hält, bleibt auf halbem Wege stehen. Richtig zeigt der Ausdruck Vertrag auf Wechselseitigkeit hin, und schließt einseitige Willkür und Tyrannei aus; allein nur beim

1) Herodot I, 173. Bodinus de republ. I, 3, 19.

Schließen und Auflösen einer Ehe erscheinen zwei getrennte Personen; in der Ehe soll durch höhere Mittel nur eine (die mit sich selbst nicht contrahiren kann) daraus geworden seyn: man soll sich in der Ehe nur als Glied, nicht als getrennte ganze Person fühlen. Auch ist die Ehe schon deshalb kein bloßer Vertrag [1]), weil der Staat weder das Eingehen, noch die Lösung, noch die Bedingungen allein von der Willkür der beiden einwilligenden Personen abhängig macht. Wenn Ehe und Familie sich einerseits nie in eine allgemeine Staatsanstalt verwandeln sollen, so dürfen sie andererseits der Einwirkung des Staats nicht ganz entzogen werden; es giebt hiebei ein zuviel und ein zuwenig. Dort wird die Familie für den Staat zur bloßen Sache; hier verschwindet das Band zwischen beiden aus Gleichgültigkeit, oder weil man Willkür mit Freiheit verwechselt. Die Ehe, sagt v. Savigny [2]), gehört zur Hälfte dem Rechte an, zur Hälfte aber der Sitte, und jedes Eherecht ist unverständlich, welches nicht in Verbindung mit dieser, seiner nothwendigen Ergänzung betrachtet wird. — So richtig

1) So betrachtete man sie zur Zeit der englischen Rebellion und der französischen Revolution. Hume X, 242.

2) Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, S. 45.

diese Bemerkung ist, so übereinstimmend mit der Ansicht, daß hier, wie im Staate, die Lehre vom Vertrage nicht völlig zum Ziele führt, möchte sich doch die Frage nach dem Grunde und Werthe der Sitte keineswegs umgehen lassen. Auch das Mangelhafte, Verwerfliche kann Sitte werden, und diese Sitte bald Hand in Hand mit den Gesetzen gehen, bald auch hinter diesen zurückbleiben. Bisweilen wird das Gesetz die Sitten reinigen, bisweilen aus erhöhter Sittlichkeit eine bessere Gesetzgebung hervorwachsen. Recht wie Sitte spricht sich bei den Muhamedanern für die Vielweiberei aus; ja es ist in diesen Beziehungen unter den gebildetsten europäischen Völkern, z. B. bei der Scheidung, Manches Sitte geworden, was sich nicht rechtfertigen läßt. Um zu erkennen ob also die Sitte wahrhaft sittlich sey und wie das Recht sich zu ihr verhalte, muß nothwendig ein dritter Bestandtheil behufs der Beurtheilung und Würdigung hinzutreten: der religiöse. Wer will sich allein von Landrecht und Landessitte bestimmen lassen, wenn sein Herz, seine Liebe, wenn das Evangelium widerspricht? — Ob die Ehe ein Sakrament sey, wird sich nach der allgemeinen Bestimmung dieses Begriffs entscheiden; auf jeden Fall ist die Richtung, welche das Verhältniß heiliger nimmt und es durch religiöse Beglaubigung verklärt, würdiger und heilsamer, als die, wo der

Ehevertrag in einer Reihe mit dem Miethen von Pferden, oder Kaufen von Gänsen und Hühnern steht.

6.

Hieher gehört die Lehre von den verbotenen Graden. Sie ist in neuern Zeiten von Einigen ganz verworfen worden, aber mit Unrecht. Denn abgesehen von der Frage: ob die Vorschriften des alten Testaments hierüber noch verbindlich sind, läßt sich dafür sagen: es führt das Heirathen sehr naher Verwandten zur physischen Ausartung und Hinfälligkeit, es tritt zu dem natürlichen Widerwillen (horror naturalis) ein richtiges sittliches Gefühl, es würde das eigenthümliche, heilsame Verhältniß zwischen Ältern und Kindern, Brüdern und Schwestern dadurch zerstört, oder mit einem andern Verhältnisse auf verderbliche Weise zusammengeworfen werden. Eine Ehe unter nahen Blutsverwandten vereinigt nicht das Getrennte durch einen freien Entschluß zur Einheit; auch ist es falsch, da die Gattung durch eine Ehe darstellen zu wollen, wo die Vereinigung bereits auf andere Weise begründet ist. Endlich hängen jene Verbote genau zusammen mit Scham, Keuschheit und Zucht.

7.

Es giebt keinen Menschen auf Erden, der nicht durch das Verhältniß der Geschlechter wesentlich be-

rührt würde: zunächst hat doch Jeder einen Vater und eine Mutter, und volle Ausbildung des männlichen Geschlechts ist ohne das weibliche, des weiblichen ohne das männliche nicht möglich. So gewiß jeder Einzelne, der hierin den unrechten Weg einschlägt, über kurz oder lang unausbleiblich die übeln Folgen empfindet; so gewiß leidet in unendlich größerem Maaßstabe die bürgerliche Gesellschaft, wenn die Familienverbindungen abnehmen, oder anbrüchig werden. Wir müssen es also als Regel aufstellen: daß Jeder in den Stand der heiligen Ehe trete, und das bürgerliche Recht dieser sittlichen Pflicht kein Hinderniß in den Weg legen solle. Wir müssen es tadeln, wenn ganze Stände gesetzlich (wie die katholischen Geistlichen) davon ausgeschlossen werden, oder ihnen (wie den meisten Soldaten) die Ehe unmöglich gemacht wird, oder die Willkür des Herrn für Leibeigene und Sklaven entscheidet.

Niemand zweifelt, daß es für Einzelne rathsam seyn kann, ehelos zu bleiben, daß manche Naturen durch Verheirathung aus reiner Höhe zu drückenden Verhältnissen hinabsteigen würden, daß manchen Ehelosen große Heiligkeit und Selbstbeherrschung nicht abgesprochen werden kann. Wenn aber Gründe für die Ehelosigkeit allgemeineren Beifall gewinnen, weil sie eigenliebig sind und nur Befriedigung der Lust, Entbindung von häuslichen Ausgaben und Verpflich-

tungen bezwecken, und in eine Wagschale Frau und Kinder, in die andere Austern und Champagner legen, so geht der Staat seiner Auflösung entgegen. Gesetze, wie sie der Censor Metellus schon zur Zeit der Gracchen vorschlug und wie sie Augustus gab, beweisen mehr das Daseyn der Übel, als daß sie mächtig genug wären es zu heben. Zuletzt war der Spott, welcher Unverehelichte in Sparta und früher in Rom traf[1]), so wie das Auflegen einer Hagestolzensteuer, richtiger als der Wahn: ein Gelübde ehelos zu bleiben, bringe unmittelbar dem Himmel näher.

Die gerühmte Freiheit der Ehelosen ist der gerühmten Freiheit nicht unähnlich, welche vor aller bürgerlichen Gesellschaft statt finden soll. Durch die Ehe gewinnt das Leben nicht sowohl, wie Manche meinen, eine phantastisch-poetische Farbe, als vielmehr die feste Haltung, das sittliche Maaß, die friedliche Einheit, worohne man aus dem bunten Treiben schwerer zu Besonnenheit und Ruhe kommt. Aber, hören wir einwenden, welche Überzahl von unglücklichen oder doch gleichgültigen Ehen! Zugegeben; aber wie viel schlechter dürften sich die itzt Verheiratheten als alte

---

1) Auch Plato (de legibus IV, 721, VI, 774,) setzt Strafen auf die Ehelosigkeit. — Nec ideo conjugia et educationes liberum frequentabantur, praevalida orbitate. Tacit. ann. III, 25.

Junggesellen oder Jungfern ausnehmen. Doch bleibt es einseitig und viel zu hart, wenn ein Schriftsteller sagt: Da die Frauen nur eine Bestimmung haben, Gattinnen und Mütter zu seyn, so werden aus ihnen, sobald sie diese Bestimmung nicht erreichen, verfehlte unnütze Geschöpfe, denen man immer Fehler des Geistes und Herzens beimißt und andichtet.

8.

Kein Verhältniß ist persönlicher, inniger, als die Ehe, deshalb soll bei Schließung derselben kein Zwang statt finden; doch ist der Einfluß der Ältern natürlich, ihre Vorsorge in der Regel heilsam, den Blick erweiternd und berichtigend. Es genügt, wenn bürgerliche Einrichtungen für den seltenen Fall offenbar unvernünftigen Zwanges oder Widerspruchs, Auswege nachweisen. Eine zu frühe Ehe ist verwerflich, wie Alles was vorzeitig zur Welt kommt: sie erschwert die Beweglichkeit und vermindert den Reichthum der Erfahrungen des Mannes; das Mädchen wird Mutter zu einer Zeit, wo sie noch selbst der Erziehung bedarf. Ehe die eigenen Naturen so ausgebildet waren, daß sich beurtheilen ließ, ob sie zu einander paßten, ward der Bund für's ganze Leben geschlossen; und Überdruß, Unfriede und Leerheit folgen fast unabwendbar. Erst der durchgebildete Mensch soll heirathen.

Eine zu späte Ehe erschwert hingegen das freundliche Ineinanderpassen verschiedenartiger, bereits versteinerter Naturen, macht die Aufopferung mancher Angewöhnungen lästiger, den Sinn für die Vereinigung stumpfer, das Erziehen der Kinder unsicherer u. s. w.

Im Begriffe der Liebe und des Beischlafs ist der der Ehe noch nicht enthalten; Staat und Kirche verlangen mit Recht eine gesetzliche Bestätigung und religiöse Heiligung. Die Zuneigung der sich Heirathenden, die Vorsorge ihrer Ältern, das Hinzutreten von Staat und Kirche steht untereinander nicht im Widerspruche, sondern ergänzt sich auf heilsame Weise. So wie aber eine Ehe, geschlossen lediglich aus äußeren Gründen und ohne Zuneigung, der rechten Grundlage entbehrt; so muß man warnen, nicht in leeren Zufälligkeiten, Wahlverwandtschaften, Götzendienst mit Nasen und Ohren das Wesentliche zu sehn, nicht Vernunft und ächtes Gefühl bei Seite zu stellen, damit das Willkürliche, durch falsche Poesie Aufgestutzte, sich allein geltend machen könne. Eben hierauf gegründet, sinken, wenn der falsche Schimmer rasch verschwindet, in desto dunklere Nacht.

Großer Abstand des Ranges und des Reichthums verhindert in der Regel das Glück der Ehe; unbedingte Verbote des Heirathens, wie sie die indische Gesetzgebung zwischen verschiedenen Kasten, die rö-

mische zwischen Patriziern und Plebejern aussprach, sind dagegen nicht in der Natur der Dinge begründet und zerbrechen, sobald diese mächtiger wird. Die Verhältnisse gestalten sich am Besten ohne künstlichen Zwang dieser Art. Über Mitgift und Erbrecht der Mädchen entscheiden oft staatsrechtliche Rücksichten; immer werden sie da, wo man ihnen beides zuerkennt, als Personen betrachtet und nicht wie Sachen behandelt.

9.

Wie die Ehe nicht durch bloße Willkür entsteht, und so oder anders bedingt werden kann, reicht auch bloße Einwilligung nicht zur Auflösung hin. Eben so wenig das Fortdauern oder Aufhören des Triebes und der Leidenschaft.

Locke gründet die Dauer der Ehe fast nur auf die Hülflosigkeit der Kinder, und findet keinen unbedingten Grund, jene, nach Heranwachsen derselben, fortzusetzen. Hierauf soll auch die Monogamie beruhen. Abgesehn davon, daß er alle kinderlose Ehen hiedurch übereilt für nichtig erklärt; so wäre die Polygamie gerechtfertigt, sobald Jemand mehre Frauen und Kinder versorgen könnte, und jede Ehe gelöset, wenn Mutter und Kinder genügend abgefunden würden.

Ohne Zweifel erzeugt zu große Leichtigkeit die Ehen zu lösen, eine Frivolität, welche den Zweck der

Ehe und der Kinderzucht ganz aufhebt [1]). **Jede Scheidung muß als ein Übel betrachtet werden, welches möglichst ausgetilgt werden soll. Deshalb be-**trachtet die katholische Kirche die Ehe als ein Sakrament, und trennt zwar in gewissen Fällen von Tisch und Bette, erlaubt aber keine zweite Verheirathung. Sie will, daß dies wichtigste Verhältniß auf Erden als ein ewiges betrachtet werde, und verwirft die Forderung, Alles müsse in Wandelbares sich verwandeln lassen. Ehegatten bleiben Ehegatten, so wie selbst verruchte Söhne und Töchter Kinder ihrer Ältern bleiben. Auf der andern Seite ist aber der Mangel aller Scheidungsgründe, seitens der katholischen Kirche durch übertrieben viele Nichtigkeitsgründe oft mehr als ersetzt, und eine frühere sehr unbedeutende Ursache viel wichtiger angeschlagen worden, als eine später eintretende, aber sehr erhebliche.

Ganz entgegengesetzt der katholischen ist die englische Ansicht, wo die Ehe durch Ehebruch so auseinanderfällt, daß der Mann, wie beim Eingriff in sachliches Besitzthum, auf Schadensersatz und hohe Geldstrafe klagen kann.

---

1) In Paris erfolgten binnen 27 Monaten nach Erlassung des erleichternden Gesetzes 5994 Scheidungen, von denen über die Hälfte von den Weibern verlangt wurden! Gregoire hist. des sectes I, 188.

Die schlechteste Weise ist die, wo der Betrogene obenein verspottet wird, ohne Rücksicht darauf, daß Unbefangenheit, Vertrauen und Liebe, überhaupt die edleren Eigenschaften und das tugendhaftere Benehmen auf seiner Seite stand. Höchst widerwärtig erscheint es endlich, wenn für die Scheidung jene unchristlichen Vorwände herausgeputzt werden: es geschehe aus Liebe, damit ein Theil, oder beide ihre Ruhe und ihr Glück fänden und die Kinder kein böses Beispiel sähen. Als sey keine höhere Heiligung möglich und nöthig. Auf keinen Fall sollten die kirchlichen oder bürgerlichen Gesetze eine Verheirathung der Ehebrechenden erlauben. Montesquieu's Behauptung [1]: „die Möglichkeit der Scheidung mache die Ehegatten duldsamer, und lasse das Übel weiter hinausschieben", ist eher witzig als wahr; so wie es auch nur als Ironie anzusehn ist, wenn er sagt: „Ein Gatte, der seine Gattin liebt, ist ein Mensch, der nicht genug Verdienst hat sich von einer andern lieben zu lassen, und sich seiner Vorrechte zum Nachtheile der ganzen Gesellschaft bedienen will." — Man kann eher behaupten: Seitdem die Weiber Huldigungen als ein Recht, als einen allgemein schuldigen Zins verlangen, verlieren sie ihre persönliche Bedeutung, die Eitelkeit siegt, und die wahre Empfindung tritt zurück. Es liegt in der Na=

1) Lettres persanes 102, 43.

tur der Geschlechter, der Familie, der Kindererziehung, daß der Mann, welcher die Ehe bricht, nirgends so streng behandelt wird, als die Frau. Diese durfte der Römer tödten, sie den ehebrechenden Mann hingegen nicht mit einem Finger anrühren [1]). Die Ägypter schnitten der Ehebrecherin, um ihre Schönheit zu zerstören, die Nase ab, und ließen ihrem Buhlen 1000 Stockprügel geben. In Athen ward die Ehebrecherin für ehrlos erklärt und durfte keinen Tempel betreten.

10.

Die Liebe der Ältern und Kinder beruht nicht bloß auf Ähnlichkeit der Naturen und Anerkenntniß wechselseitiger Vorzüge. Wer Vater, Mutter, Söhne, Töchter, Geschwister nur genau so viel liebt, als er nach kalter Berechnung sie liebenswerth erfunden hat, ist herzlos und gemüthlos; ja zugleich dumm, sofern er bei diesem Maaßstabe selbst einsam und ungeliebt bleiben müßte. Vielmehr bricht die Liebe gegen das kranke Kind, die schwach werdenden Ältern, das leidende Vaterland mit ächter verdoppelter Kraft hervor, und zeigt ein tieferes, heiligeres Band, als das bloß sinnliche Verhältniß, oder der bloß berechnende Ver-

1) Gellius X, 23. Diodor. I, 78. Demosthen. in Neaeram.

stand, oder das einzeln im Vertrage hingestellte Rechtselement, erzeugen und begründen kann.

Auch die väterliche Gewalt wurzelt tiefer und wirkt heiliger, als wenn sie durch Vertrag erst erzeugt wäre; doch darf der Begriff des Rechtes schon um deswillen nicht ganz fehlen, weil ihm Pflichten gegenüber stehen. Als Proben einseitiger, und dann immer verkehrter, Ableitungen der väterlichen Gewalt theilen wir folgende mit:

1) Sie beruht lediglich auf Vertrag; aber da fehlt die Einwilligung.

2) Das Kind ist ein Werk der Ältern; wo bleibt aber bei dieser plumpen Ansicht die Persönlichkeit.

3) Des Vaters Rechte entstehen aus der Occupation; alsdann müßte er das Kind aber auch derelinquiren können, und worauf gründet man die väterlichen Pflichten.

4) Die väterliche Gewalt ist eine Zugabe des Ehevertrags; dann hätte man es aber auch anders ausmachen können.

5) Sie beruht (Locke's Ansicht) darauf, daß die Kinder erben wollen [1]; wenn sie nun aber vor den Ältern sterben, oder nichts zu erben vorhanden ist?

6) Das Zeugen des Kindes (Kant's Darlegung) ist ein Eingriff in die Persönlichkeit desselben, und

1) Locke sur le gouvernement, 98.

die Ältern haben die Pflicht es mit den aufgedrungenen Verhältnissen zufrieden zu machen. Allein jene Persönlichkeit war doch vor der Zeugung noch nicht vorhanden, und wenn die Kinder nun mit der väterlichen Gewalt unzufrieden bleiben, müßte man sie ihnen eigentlich übertragen.

7) Es ist ein Vergehen (sagt Meister), Kinder in die Welt zu setzen; die Ältern sind ex delicto verbunden, für sie zu sorgen. — Wäre aber nicht der kürzeste Ersatz für das den Kindern hiernach angethane Unrecht, sie wieder eiligst zur Welt hinauszuschaffen?

In der Regel ist die Einwirkung der Ältern auf die Kinder liebevoll und angemessen; weil es aber Ausnahmen giebt, wo die physische Obermacht gemißbraucht wird, so bedarf es bürgerlicher Gesetze, dieselbe nöthigen Falls in Zaum zu halten. Nie darf, wie in China und früher in Rom, dem Vater Recht über Leben und Tod des Kindes eingeräumt werden. Das neumodige Gegenstück zu dieser Tyrannei ist die Hätschelei und Kinderei mit der Kinderwelt. Man soll diese nicht als ein Geschlossenes, Fertiges, sich selbst Genügendes betrachten, das Unreife, erst Werdende nicht als reif darstellen, Eitelkeit und Eigendünkel erzeugen und das weitere Streben verkümmern oder vernichten.

11.

Die häusliche und die öffentliche Erziehung ergänzen einander: wer die eine um der andern willen vertilgen, oder beide in ein nichtiges Mittleres auflösen will, ist allemal in der Irre. Beide bedürfen, wenn sie fruchtbar wirken sollen, der Milde und Liebe; nirgends aber darf der Gehorsam um deswillen fehlen. Dieser, ein Vorbild des Gehorsams im bürgerlichen Leben, beruht zunächst auf Glauben und Ehrfurcht, nicht auf Lohn und Strafe. Der rechte Zwang dient als Mittel zur Erweckung sittlicher Freiheit.

12.

Es ist irrig, nur von der Einwirkung der Ältern auf die Kinder zu sprechen, und die der Kinder auf die Ältern ganz zu übersehen. Die letzten sind erst vollständig erzogen, wenn sie erzogen haben: Kinder sind das beste Verjüngungsmittel gegen einbrechende Starrheit und Einseitigkeit. In der Familie (wie im Staate) finden wir eine heilsame Verknüpfung von drei aufeinander folgenden Geschlechtern: Großältern, Ältern und Kinder, welche gleichsam die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellen und andeuten.

13.

Die Vormundschaft soll nicht ganz dem Privatrechte entzogen und dem Staate überwiesen werden, aber auch nicht ohne alle öffentliche Aufsicht bleiben.

14.

Die Familie repräsentirt die Gattung, ist ewig, unsterblich, und mit ihr hängt das Eigenthum unzertrennlich zusammen. Die Intestaterbfolge geht nicht aus dem Willen des Erblassers, sondern aus der Natur der Familie hervor. Das Testament ist zunächst nur Ersatz der natürlichen Erbfolge, und steht damit (wie auch die Lehre vom Pflichttheile zeigt) in der genauesten Verbindung. Diejenigen, welche kein Erbrecht wollen, lösen die Gattung in lauter Einzelne auf, und können folgerecht auch kein Eigenthum und keinen Staat wollen. Das Erbrecht gehört nicht bloß dem Privatrechte, sondern auch dem Staatsrechte an, und wird dadurch näher bestimmt; wir erinnern an die römischen und Lehensgesetze, gleiche oder ungleiche Theilung des Vermögens, Ausschließung der Weiber, Erstgeburt, Fideicommisse, Einheit oder Theilbarkeit der Staaten u. s. w.

15.

Bei jeder umfassenden Betrachtung der Familie wird der Staat, bei jeder gründlichen Betrachtung

des Staates wird die Familie vorausgesetzt. Eins ist nie ohne das andere, wenn man anders nicht mit thierischer Vereinzelung Götzendienst treibt, und das ganz Rohe dem Gebildeten als Musterbild vorstellt. Wie sich nun aber Ehe und Familie, im Gegensatz der vollendetsten Form, der germanisch-christlichen, bei anderen Völkern, in alter und neuer Zeit gestalteten, darüber wollen wir, zur Bestätigung unserer Ansichten, allerhand Nachrichten beibringen.

A. Aus der alten Welt.

Kein Karamanier durfte heirathen, bevor er einen Feind getödtet hatte [1]). Bei den Massageten und Etruskern waren die Weiber gemeinschaftlich; die Mosinöker am schwarzen Meere vermischten sich öffentlich mit ihnen [2]). Die Limyrnäer erzogen die, von gemeinschaftlichen Weibern geborenen Kinder, bis zum fünften Jahre in Gemeinschaft, dann wurden diese nach der Ähnlichkeit dem Vater zugewiesen [3]). In Armenien, Lydien,

1) Strabo XV, 727. Diog. Laert. Pyrrho cap. 11. Athenaeus XII, 517. Die jüdischen, griechischen und römischen Verhältnisse setzen wir als bekannt voraus.

2) Diodor. XIV, 31.

3) Nicolaus Damasc. 554—560. Strabo XI, 532. Aelian. IV, 1. Herodot.

Babylon galt die Preisgebung der Keuschheit, in gewissen Verhältnissen, für eine religiöse Handlung. In der letzten Stadt versteigerte man die Mädchen und stattete die Häßlichen mit dem Gelde aus, was für die Schönen einkam. Die Massageten hatten in der Regel nur eine Frau; doch durfte ein Mann ungestraft zu anderen gehen, wenn er seinen Köcher an den Wagen hing, auf dem sich das Weib befand [1]). In Medien erschien es als ein Unglück, wenn ein Weib weniger als fünf Männer hatte. Die Thracier heiratheten drei, vier, bis 40 Weiber [2]). Sie gingen als Erbstücke mit der Erbschaft über, doch konnte die Unzufriedene von ihren Verwandten gegen Rückgabe der Kaufsumme ausgelöset werden. Die welche der Reihe nach mit dem Manne lebte, bediente ihn auch und wusch für ihn. Im glücklichen Arabien hatte oft die ganze Familie nur ein gemeinschaftliches Weib [3]); doch standen dem Ältesten gewisse Vorzüge zu, auch war das Stecken eines Stabes vor die Thür das Zeichen, es dürfe kein Anderer eintreten. Die Lepreaten [4]) führten den Ehebrecher drei Tage lang gefesselt in der Stadt umher und machten ihn lebens-

1) Strabo XI, 513, 526.

2) Heraclid. Pontic. Thracia.

3) Strabo XVI, 783.

4) Heracl. Pont. Lepr. Nicol. Damasc. 558—560.

lang ehrlos. Dasselbe widerfuhr der Ehebrecherin, nachdem sie eilf Tage lang ungegürtet auf dem Markte gestanden hatte. Die Pisider setzten den Ehebrecher und die Ehebrecherin auf einen Esel und führten sie eine gesetzlich bestimmte Zahl Tage öffentlich umher. Bei den Dapsolibyern wurden die Jungfrauen jährlich zu einem Feste versammelt, nach dessen Beendigung sie sich im Finstern niederlegten. Die, welche Jeder hier ergriff, ward seine Frau. Alle Liebhaber eines Mädchens begaben sich bei den Salchläern zu deren Vater und trieben Scherzreden. Der, welcher ihn dadurch zuerst zum Lachen brachte, ward sein Schwiegersohn.

B. Asien.

Bei den Kalmycken giebt der Ehebrecher fünf, die Ehebrecherin vier Stück Vieh als Strafe [1]; Geistliche (nach Maaßgabe ihres Ranges) in solchen Fällen aber nur ein großes, oder kleines Stück Vieh. Die Aleuten nehmen so viel Frauen, als sie ernähren können und schicken, wenn sie verarmen, einzelne fort, die sich anderweit verehelichen dürfen [2]). Bisweilen hat aber eine Frau auch zwei Männer, oder die Frauen werden vertauscht. Einzelne schöne Knaben

1) Bergmann Streifereien II, 40.

2) Langsdorfs Reise II, 43.

erzieht, kleidet und schmückt man wie Mädchen, rauft ihnen den Bart aus und mißbraucht sie. In Kamtschatka heirathen sich die Personen schon im 13ten, 14ten Jahre [1]), was zur Kleinheit des Geschlechts sehr beitragen soll, und für den hohen Norden eine merkwürdige Abweichung ist. Unter den Korjäcken muß der Liebhaber lange bei den Ältern seiner Geliebten arbeiten [2]). Er ist erst befreit, wenn es ihm gelingt, trotz der Hindernisse, welche sie selbst und alle Verwandten in den Weg legen, ihr (obgleich sie alle Kleider übereinander angezogen hat) an den bloßen Leib zu kommen. Die Circassier sind auf ihre schönen Weiber nicht eifersüchtig, wohl aber die nogaier Tataren auf ihre häßlichen Weiber [3]). Die Inguschen am Kaukasus nehmen fünf, und mehr Weiber. Sie gehen vom Vater durch Erbschaft an den ältesten Sohn über, nur erhält dessen leibliche Mutter einer der Halbbrüder. Sie sagen: mein Vater hat bei meiner Mutter gelegen; warum sollte ich nicht bei seinem Weibe liegen?

In Armenien wird der Bräutigam in Matten

1) Cook's dritte Reise II, 459.

2) Lessep 168.

3) Ferreira 408, 409. Siehe noch andere Nachrichten über kaukasische Stämme bei Klaproth I, 374, 376, 514, 517.

eingehüllt, die Braut aber in einen Sack gesteckt und ihr nur ein Teller auf den Kopf gelegt, damit sie nach dem Zubinden des Sackes wenigstens Athem holen könne [1]). Die Freunde des Bräutigams kommen Abends vorher zu ihm, lassen sich Kopf und Bart scheren, und führen ihm am andern Morgen die Braut zu; doch bleiben die Neuvermählten erst nach dreitägigem Feste beisammen. Die Frau darf wenigstens ein Jahr lang nicht mit den Ältern ihres Mannes sprechen, welche Sitte sich bei mehren asiatischen Völkern finden soll [2]).

In Japan halten Braut und Bräutigam Fackeln in den Händen. Während des priesterlichen Gebets zündet die, zur Rechten stehende, Braut die ihre an einer brennenden Lampe, dann der Bräutigam die seine an der Fackel der Braut an, und nun folgen die Glückwünsche. Die Ehefrau unterscheidet sich von der Unverheiratheten durch zwei Vorzüge: die Zähne schwarz zu färben, und die Augenbraunen auszurupfen [3]).

Die armen Chinesen haben gewöhnlich nur eine, vornehmere mehr Frauen. Es ist verboten,

---

1) Pouqueville II, 131.

2) Klaproth I, 550.

3) Thunberg II, 187, 205; II, 2, 31.

Mädchen oder Frauen auszuführen [1]. Sonst hat das Menschenleben in dem übervölkerten Lande wenig Werth; daher ist Verkauf der Kinder in die Leibeigenschaft, Kindermord und Erziehung der Mädchen zu Huren, erlaubt und gebräuchlich. Tyrannei des Staates und der Familie gehen Hand in Hand. In Cochinchina nimmt Jeder so viel Frauen, als er glaubt ernähren zu können. Ehebrecherinnen, berichtet Rochon [2], werden den Elephanten vorgeworfen; während Barrow zu bemerken glaubte, daß Ältern und Ehemänner ihre Töchter und Weiber anböten. Das Zerbrechen einer Münze, in Gegenwart einiger Zeugen, gilt für Scheidung.

In Bootan heirathen die vornehmen Stände wenig; die Ehelosigkeit giebt für weltliche und geistliche Würden eine ausgezeichnete Befähigung [3]. Die niedrigen Klassen der Einwohner von Bahar in Indien verkaufen ihre Kinder für geringe Preise als Sklaven. Oft nimmt der Gläubiger die Frau des Schuldners als Pfand in Besitz, bis die Schuld abgetragen wird. Bekommt sie von jenem Kinder, so

1) Cook dritte Reise II, 495. Krusenstern II, 323, 370, 380. Thunberg I, 236. Ritter Erdkunde I, 661. Real I, 410—431.

2) Rochon 211. Barrow Cochinchina 398. Kirsop 233.

3) Turner 25, 26, 201.

ist die Hälfte derselben sein, die zweite Hälfte Eigenthum des Schuldners.

Auch in Birmanien verkaufen die Geringern Weiber und Töchter an Fremde; die Vornehmern haben neben einer Hauptfrau gewöhnlich mehre Beischläferinnen [1]). Ob man sie gleich nicht so streng einsperrt wie in Hindostan, werden sie doch im Ganzen ohne Schonung und wenig besser als die Thiere behandelt, und ihrem Zeugnisse vor Gericht auch nicht so viel Glauben beigemessen, als dem eines Mannes. Die Zollgesetze verbieten Ausfuhr der Weiber und Mädchen.

In Tibet herrscht Vielmännerei [2]). Der älteste Bruder pflegt das Weib für alle auszuwählen; die meisten Vornehmen bleiben indeß unverehlicht. Gegenseitige Einwilligung knüpft und löset das Band; kein Priester hat Theil an der Feierlichkeit, niemand bestätigt die wechselseitige Verpflichtung. Selten findet eine zweite Ehe statt. Unkeuschheit der Frau wird körperlich, der begünstigte Liebhaber dagegen mit Gelde bestraft und auf Jungfrauschaft der Mädchen nicht streng gehalten.

In Siam ist Vielweiberei erlaubt, die Frau wird gewöhnlich gekauft, Scheidungen haben wenig

---

1) Symes 57, 108, 120, 121.

2) Turner 395.

Schwierigkeit. Eben so sind nach Crawfurd's Berichten die Weiber in Cochinchina nicht viel besser daran, als das Vieh [1]).

In Ostindien findet Vielweiberei fast nur unter den Muhamedanern und den Rasbuten statt [2]). Beischläferinnen, welche Viele sich halten, stehen der rechtmäßigen Frau nach, und ihre Kinder werden in eine niedrigere Klasse verwiesen. Man kennt keine Klöster (deren es in Bootan und Tibet viele giebt) und achtet weder den ehelosen noch den Wittwenstand. Die Mädchen erhalten eine Ausstattung, haben aber sonst kein Erbrecht. Ehebruch mit der Gattin eines Braminen wird gewöhnlich mit dem Tode, sonst mit Verstoßung in eine niedere Klasse, Landesverweisung, oder Verkauf in die Sklaverei gebüßt; Unkeuschheit mit Männern aus einer vornehmeren Klasse hingegen fast gar nicht gerügt. Die Frau hängt ganz vom Manne ab und hat nur durch ihn äußere Bedeutung; die Wittwe verliert, wenn sie auch itzt der alten Pflicht des Verbrennens oft entgeht, doch Ansehn und Würde. Nur unter den Maratten finden sich Wittwen von großem Reichthum und bedeutender Macht. Die Indierinnen lernen weder Lesen noch Schreiben, noch

1) Crawfurd's Reise nach Siam 606, 800.

2) Fra Paolino 153, 160, 255, 272, 312. Le Gentil I, 323. Forster's Landreise 88, 342.

geschieht irgend etwas für ihre Bildung. Diese findet man nur bei den Tänzerinnen, Bajaderen, welche unter dem Schutze der Gesetze und so in Ansehn stehen, daß kein Fest, keine Feierlichkeit ohne sie statt findet. Wenn nun den Frauen alle Bildung, den gebildeten Bajaderen alle Sittlichkeit fehlt, so müssen die Verhältnisse der Geschlechter und der Familien höchst mangelhaft seyn und bleiben. — Ehemals, so erzählt Forster, führte man die mannbare Fürstentochter in einen Kreis von Jünglingen. Sie ward die Gemahlin dessen, dem sie einen Blumenkranz um den Hals warf.

In einem Theile der Landschaft Benares brachten die Ältern in der Regel ihre Töchter um, weil es schwer sey, sie zu verheirathen [1]); ein Frevel, den die englische Regierung nur mit großer Mühe ausrotten konnte. In Candy auf Ceylon haben alle Männer einer Familie oft nur eine Frau und die Kinder sind gemeinschaftlich; sie werden so wenig getheilt wie das Land. Hurerei wird nicht bloß geduldet, sondern sogar geehrt: wenn aber Jemand einer Hure erklärt, er wolle sie heirathen, so muß sie ihn nehmen und ihm treu bleiben, wenn er sie auch verläßt und durchaus nicht für sie sorgt. Zur Trennung

1) Asiatic researches IV, 340; VII, 425.

einer Ehe genügt gewöhnlich die Übereinstimmung beider Parteien.

Bei den Visirern, einem afghanischen Stamme, schickt das Mädchen den Trommelschläger des Lagers ab und läßt an der Mütze des ihr wohlgefallenden Mannes ein Schnupftuch mit der Nadel befestigen, welche sie gebraucht hat, ihr Haar aufzustecken [1]. Der Mann ist genöthigt, jenes Mädchen zu heirathen, sobald er ihrem Vater einen angemessenen Kaufpreis bezahlen kann.

Auf Java herrscht Vielweiberei unter den Vornehmen, die Mädchen heirathen im 10ten bis 12ten Lebensjahre [2]. Bringt ein Mann seine Frau um, so zahlt er ihren Verwandten den Kaufpreis als Buße. In Sumatra kann der Mann seine Weiber, unter Verlust des Kaufpreises, ihren Verwandten zurückschicken; will sich aber eine Frau von ihrem Manne trennen, so müssen deren Anverwandte diesem den doppelten Kaufpreis entrichten. Die ehebrecherische Frau wird Sklavin des Mannes und verliert ihr Haar [3]; der Ehebrecher wird todtgeschlagen und aufgegessen. Die Tangalen auf den Philippinen kauften ge-

---

1) Elphinstone II, 99.

2) Barrow Cochinchina 292. Allgemeine Historie der Reisen, I, 484.

3) Miller bei le Gentil 9.

wöhnlich eine Frau, hatten aber nebenbei noch Beischläferinnen [1]). Wer nicht zahlen konnte, diente dem Vater des Mädchens oft als Knecht und lebte mit ihr in einer halben Ehe bis er etwas erwarb. Uneheliche Kinder der Freien nahmen Theil an der Erbschaft. Auf den Molukken gibt der Priester bei der Trauung dem Bräutigam die Lehre: verletze dein Weib nicht mit Lanze oder Messer, sondern wenn sie dir nicht gehorcht, so führe sie in eine Kammer und züchtige sie gebunden mit einem Schnupftuche [2]).

Vom Hindokoosch bis Yunnan und südwärts bis Ceylon zeigt sich Vielmännerei, so wie in Vorderasien Vielweiberei [3]). In den nördlichen Thälern von Kaschemir, am Paropamisus, ist es Gebrauch, den Fremden Weiber und Töchter anzubieten. In Arabien werden dagegen die Weiber noch mehr eingesperrt als in Indien und sind, wenn sie ausgehen, durchaus verschleiert [4]). Die Drusen halten streng auf die Jungfrauschaft der Neuvermählten und hängen die Beweise öffentlich zum Fenster hinaus [5]).

Die Vielweiberei unter den reichen Türken hat die Ehelosigkeit vieler ärmern zur Folge, woran sich

1) le Gentil II, 91.
2) Forrest 284.
3) Ritter I, 581, 595.
4) Irwin 10, 11.
5) Ferriere 500. Eben so in Ägypten. Browne 129.

(da die Reichen obenein selten im Stande sind, viele Kinder zu zeugen) Abnahme der Bevölkerung und unnatürliche Laster anreihen [1]). Kein Unterschied des Ranges hindert die Ehen. Unfruchtbarkeit zieht oft die Verstoßung nach sich, und künstliche Mittel jenes Übel zu heben, zerstören die Gesundheit. Die Sklavinnen werden beim Verkaufe nie nackt gezeigt [2]). Auch die Kinder der gemietheten Beischläferinnen soll der Vater ernähren und die Mutter nach Ablauf der Zeit, oder im Fall der Verstoßung auf eine bestimmte Art abfinden. Die Wohnung der Weiber ist stets von der Wohnung des Mannes abgesondert und hat keine Fenster nach der Straße. In der Regel ißt die Frau nicht mit dem Manne. Junge Muhamedanerinnen gehen selten und nur tief verschleiert aus; sie sind von der Pflicht entbunden, die Moscheen zu besuchen. Nichts thun, Kaffe trinken und Taback rauchen, ist das Hauptvergnügen der Türkinnen. Vermählt der Sultan eine Prinzessin mit einem Höflinge, so erhält sie große Gewalt über ihren Gemahl. Er muß bei der Hochzeit vom Fußende her in das Bett hineinkriechen und wird, nach dem Hofgebrauche, erst einige Male mit den Füßen nachdrücklich abgewiesen. Andere Frauen darf er nicht halten, und

1) Olivier I, 126—147.
2) Olivier I, 121.

wird für Untreue oder sonstigen Bruch der Vertragsbedingungen wohl erdrosselt oder sein Vermögen eingezogen [1]. Bei Verweisungen oder Versetzungen in entfernte Landschaften folgt ihm die Frau nicht; doch gab eine duldsame Prinzessin ihrem Manne, als er nach Morea gehn mußte, 25 ihrer schönsten Sklavinnen zur Gemüthsergötzung mit. Auch die Großen pflegen dem Sultane beim Antritte seiner Regierung Jungfrauen zu schenken, von deren Einflusse sie künftig Schutz erwarten.

C. Afrika.

Fast bei allen Völkerstämmen Afrikas herrscht Vielweiberei [2]; so z. B.: in Darfur, Bambuk, Sofala, unter den Guanchen auf den canarischen Inseln, den Fuliern und Mauren, am Cap verde und auf der Küste Sierra Leona, in Congo und Loango, unter den Beetjuanen, Kaffern, Gallas und Agows u. s. w. [3]. Mit Übergehung der schon oft erwähnten Folgen der Viel-

1) Dallaway 29, 131.

2) Browne 407; Golberry I, 235, 239. Allgem. Historie der Reisen I, 106; II, 6, 30, 71, 302, 349, 491. Winterbottom 195. Degrandpré 55.

3) Lichtenstein II, 499; Barrow I., 256. Mungo Park neue Reise 101, 200.

weiberei wollen wir nur einzelne abweichende und merkwürdige mittheilen.

In Darfur verheiratheten sich die nächsten Verwandten. Von Eifersucht bemerkte man keine Spur, doch aßen die Weiber nicht mit den Männern zusammen. In Korbofan begünstigten Ältern und Brüder die Liebeshändel der Töchter und Schwestern auf alle Weise [1]). Der Kaufpreis einer Frau in Bambuk besteht gewöhnlich in einem Stücke Vieh, oder einigen Pfunden Salz. Mit dem zehnten Jahre sind die Mädchen mannbar. Der Ehebrecher wird in Strafe verurtheilt, oder dem Beleidigten die Erlaubniß ertheilt, ihn auszuplündern; die Guanchen auf den canarischen Inseln begruben ihn lebendig [2]).

Am Cap verde verliehen die Einwohner ihre Weiber für Geld oder auch umsonst [3]); sie wurden wie Sklavinnen gehalten und mußten die schwersten Arbeiten verrichten. Die Weiber der Fulier fanden die Europäerinnen wegen der Monogamie beneidenswerth, konnten aber nicht begreifen, wie sie von ihren Männern so lange getrennt leben könnten. Hingegen nannte selbst eine Königin der Beetjuanen das späte Heirathen und die Monogamie der Euro-

1) Browne 424.

2) Golberry I, 36.

3) Allgem. Historie der Reisen II, 302, 349; III, 152.

päter abgeschmackt, da so viel mehr Weiber als Männer vorhanden wären. Bei etlichen Stämmen sondert sich aus vielen Weibern doch eine angesehenere Oberfrau aus. Eine solche meinte (an der Küste von Sierra Leone), sie würde vor Langerweile umkommen, wenn sie sich nicht mit den Kebsfrauen die Zeit vertriebe [1]).

Findet bei den **Kaffern** ein Mann seine Frau von einem Anderen schwanger, so wird sie nöthigen Falls vor dem Oberhaupte durch Schläge zum Bekenntniß gebracht und der Thäter in Strafe genommen [2]), welche der Beleidigte mit dem Oberhaupte theilt, das Kind aber wie sein eigenes erzieht. In **Abessinien** löset jeder die Ehe wie er will und nimmt sein Vermögen zurück [3]); die Kinder werden getheilt. Insbesondere verändern die Prinzessinnen ihren Gemahl, so oft es ihnen behagt. Auf **Madagaskar** leben die Beischläferinnen [4]), als Weiber zweiten Ranges, friedlich mit der Hauptfrau. Ehebruch betrachtet und bestraft man wie Diebstahl; die Töchter aber bietet man den Fremden dar. Als ein Missionair in großem Eifer unbedingte Monogamie

---

1) Winterbottom 195.
2) Lichtenstein I, 435.
3) Mungo Park neue Reise 133, 139.
4) Rochon 23, 37. Pagis bei le Gentil III, 261.

faſt erzwingen wollte, ward er, ſonderbar genug, von den Weibern faſt todtgeſchlagen.

Die Buſchmänner in Südafrika haben kein Eigenthum und keine feſten Ehen. Die Frau kann zu einem Anderen gehn, Ehebruch wird nicht geſtraft [1]). Ihre Sprache kann die Begriffe Mädchen, Jungfrau, Weib nicht ausdrücken.

Die Einſegnung beſteht bei den Hottentotten (laut Thunberg) [2]) darin, daß der Quaſiprieſter, oder Cäremonienmeiſter, das Brautpaar — bep —. Auf gleiche Weiſe wird der Jüngling aus der väterlichen Gewalt entlaſſen und zum Manne erklärt. Die Wittwe muß ſich bei jeder neuen Verheirathung ein Glied vom Finger abſchneiden laſſen. Stirbt die Mutter im Wochenbette, ſo wird das Kind mit begraben, weil keiner da ſey, der es ernähren könne; auch wird von Zwillingen das ſchwächſte, oder das Mädchen getödtet. Das Gleiche widerfährt alten, abgelebten Leuten.

Die Mauren an der Nordküſte Afrikas leben nur dem Namen nach in einer Ehe. Sie behandeln die Weiber ganz willkürlich [3]), kaufen und verkaufen ſie wie Sachen und ſind unnatürlichen Laſtern arg ergeben. Wird ein Chriſt mit einer Unverheiratheten

1) Lichtenſtein II, 81.
2) Thunberg I, 2, S. 171.
3) Poiret I, 124, 184, 191.

überrascht, so muß er sie heirathen und Muhamedaner werden; hatte er mit einer Verheiratheten zu thun, so wird diese in einen Sack gesteckt und ins Meer geworfen, er aber verbrannt oder in Stücken gehauen. In Marokko sehen sich die Brautleute oft nicht eher, als bis sie von den Ältern vor den Kadi zur Abschließung der Ehestiftung gebracht werden. Die Beweise der Jungfrauschaft werden verlangt, mit Freudengeschrei und unter Trompetenklang zum Hause des Brautvaters gebracht und darüber eine förmliche Urkunde aufgenommen [1]. Lempriere hoffte, er werde das Gesicht einer Schönen im Harem des Prinzen von Marokko zu sehn bekommen, indem er als Arzt verlangte, sie solle ihm ihre Zunge zeigen. Aber man schnitt ein Loch in einen Vorhang, durch welchen sie die Zunge stecken mußte. Töchter von Negerkönigen, denen man die Wahl ihrer Männer zugestand, behandelten diese wie Sklaven und ließen sie in einem Harem einsperren.

D. Amerika.

Die Kaluschen, ein Volk auf der Nordwestküste von Amerika [2]), lassen die Mädchen zur Zeit des Eintritts der Mannbarkeit wenig trinken und enthaltsam leben; desto größer werde die wechselseitige

1) Lempriere 80, 82, 192, 212.

2) Langsdorf II, 115.

Anhänglichkeit in der Ehe. Andere Stämme in derselben Gegend [1]), boten für Kupfer Kinder zum Tausche an, und um Port des François daselbst, waren die Weiber den Matrosen gern zu Willen [2]); aber nicht im Schatten der Wälder, sondern nur wenn die Sonne sie beschien.

Die Knisteneaux im nördlichen Amerika halten Treue und Keuschheit für keine wichtige Tugend [3]), und die eintretenden einzelnen Strafen des Ehebruchs finden eigentlich nur statt, weil die Frau den Mann nicht um Erlaubniß bat. Bisweilen heirathet ein Mann mehre Schwestern zu gleicher Zeit; Blutschande und unnatürliche Laster herrschen unter ihnen. Die Weiber sind den Männern streng untergeordnet, treiben oft die Frucht ab, oder ermorden auch wohl die Mädchen. Der Beischlaf macht auf 24 Stunden unrein und schließt von öffentlichen Verhandlungen aus. Bei den Chepewyan, in derselben Gegend, gelten die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung für so unrein, daß sie nicht auf demselben Wege mit den Männern gehn und kein Werkzeug derselben anrühren dürfen [4]). Vielweiberei ist erlaubt, und die Scheidung hängt vom Manne ab. Töchter werden ver-

1) Vancouver I, 165.
2) La Perouse I, 332.
3) Mackenzie 106, 114.
4) Mackenzie 135—138, 282.

kauft, jedoch gewöhnlich nur an Wohlhabendere zu Gesellschafterinnen. Die Weiber putzen sich wenig, und bei mehren Stämmen überhaupt weniger als die Männer.

Die Mbayas und Machicuys in Südamerika ziehen nur einen Sohn und eine Tochter auf, und tödten alle übrigen Kinder [1]). Unverheirathete Personen bedienen sich ganz anderer Wortendungen, ja sehr viel anderer Worte als die Verheiratheten. Kein Mädchen giebt bei den Charruas einem Liebhaber jemals eine abschlägige Antwort. Wenn sie das erste Mal die monatliche Reinigung bekommen, macht man ihnen einige unauslöschliche Striche ins Gesicht. Bei den Guaranys geben sich die Mädchen vom achten Jahre an preis. Will ein Aufseher eine Frau durchpeitschen lassen, so trägt er es ihrem Manne auf [2]); kein Anderer vollzieht die Strafe so pünktlich. Wenn ein Mädchen unter den Guanas heirathet, so wird jedes Verhältniß genau festgestellt: Geschäfte, Monogamie oder Polygamie, Maaß des Beischlafs u. s. w. Sie bringen die meisten Mädchen ums Leben, damit die übrigen desto mehr geehrt würden.

Bei den Coroatos-Indianern in Brasilien, herrscht Vielweiberei und Blutschande. Bei anderen

1) Azara 174, 183, 211, 233, 242—249, 279.
2) Azara 360.

Stämmen reicht man dem Bräutigam und der Braut einen Trunk Branntwein, damit ist die Ehe geschlossen. An einem Feste wird das Loos über die gegenwärtigen Mädchen geworfen [1]; die es trifft, bringt man in ein Zelt, wo jeder sich zu ihr legt, der Lust hat. Unter den Guaycurus bezieht der Mann das Haus der Frau, die er geheirathet hat, und deren Vater und Mutter sprechen nie mehr ein Wort mit dem Schwiegersohne. Bis zum dreißigsten Jahre ihres Alters pflegt keine Frau zu gebähren, sondern die Frucht zu tödten. Zum Theil geschieht dies, weil während der Schwangerschaft und dem Säugen die Gemeinschaft mit dem Manne verboten ist. Unnatürliche Laster gehen in Schwange.

D. Australien.

In Neuholland, um Botanybay, standen die Weiber unter der unumschränkten Gewalt der Männer [2], und Schläge gabs sehr oft. Es war gestattet, zwei Frauen zu nehmen. Auf der Osterinsel schienen alle Weiber gemeinschaftlich zu sein. Sie wurden, und eben so in Neuseeland [3], den Fremden angebo-

1) Eschwege Reise XIV, 96, 97, 121, 156. XV, 274—276.

2) Hunters Nachrichten I, 80. Philips Tagebuch 413.

3) La Perouse I, 222. Cooks dritte Reise I, 80, 92.

ten. Auf den freundschaftlichen Inseln [1]) schien unter den vielen Weibern, die ein Mann nahm, eine Art von Rangordnung statt zu finden; doch waren alle von gottesdienstlichen Feierlichkeiten ausgeschlossen, und der Ehemann übte vollkommene Gewalt über die ganze Familie.

Auf den Societätsinseln giebt der Liebhaber dem Vater seiner Geliebten allerhand Geschenke; erscheinen diese aber nicht hinreichend, so ist das Mädchen gezwungen ihren Wünschen zu entsagen. Wird sie schwanger, so steht es dem Manne frei das Kind zu tödten und den Umgang mit der Mutter fortzusetzen, oder abzubrechen. Läßt er das Kind am Leben, so bleibt das Paar gewöhnlich zeitlebens als verehlicht beisammen [2]). Kinder einer Vornehmen mit einem Geringen, und die Kinder aller Frauenzimmer, die zu der nichtswürdigen Arreoy-Gesellschaft gehören, werden in der Regel umgebracht. Die Weiber essen nicht mit den Männern, und der Gebrauch vieler Arten Lebensmittel ist ihnen untersagt. Dasselbe findet auf den Sandwichsinseln statt; auch bekamen die Weiber, wenn sie etwas versahen [3]), daselbst Prügel

1) Cooks dritte Reise I, 259, 291. Wilson 49, 308, 357.

2) Cooks dritte Reise I, 428. Wilson 108, 121, 191, 391—392.

3) Cook II, 300, 329, 444.

und sagten: der Mann habe damit nur seine Schuldigkeit gethan. In Mataiwa geräth der in Todesgefahr, welcher ein ihm angebotenes Mädchen ausschlägt.

Auf Nukahiwa (zu den Marquesasinseln gehörig) gaben sich die Weiber und die jüngsten Mädchen preis, wie es schien, aus Gehorsam gegen Männer und Väter, um etwas zu erwerben [1]). Diese nahmen jenen das Geschenkte wieder weg, sofern sie es nicht verbergen konnten. Hungersnoth hatte zum Essen von Menschenfleisch geführt, wobei man sich so sehr an den Weibern vergriff, daß deren nur noch eine auf vier Männer kam. Eine Frau wollte ihr Kind für ein Stück Eisen verkaufen. Unverheirathete Mädchen dürfen sich, ohne Vorwürfe zu leiden, nach Willkür mit Männern abgeben. Sobald sie aber verheirathet sind, hört dies auf und Untreue wird mit Schlägen, Wegjagen u. dgl. bestraft. Lösung der Ehe scheint überhaupt keine großen Schwierigkeiten zu haben. In den ersten zwei festlichen Tagen und Nächten darf jeder Hochzeitsgast, mit Einwilligung der Braut, zu ihr gehen.

F. Europa,

ist Gottlob von den Auswüchsen, Thorheiten, Freveln und Tyranneien fast ganz gereinigt, die wir aus andern

1) Krusenstern I, 129, 185. Wilson 167. Langsdorf I, 80, 90, 121, 132.

Welttheilen vorübergeführt haben, doch fehlt es nicht an einzelnen Sonderbarkeiten, von denen wir zur Probe ein Paar erwähnen wollen. In Lappland bringt die gesammte Familie des Liebhabers den Antrag bei dem erkieseten Schwiegervater an [1]), und erst wenn dieser und dessen Familie, einschließlich der künftigen Braut, einen Trunk Branntwein angenommen haben, tritt der Liebhaber herein, überreicht der Geliebten ein kleines Geschenk und verspricht gewöhnlich dem Schwiegervater und der Schwiegermutter Hochzeitkleider machen zu lassen.

Bei den Finnen geschieht die Bewerbung in der Art, daß der Liebhaber seiner Geliebten durch eine alte Frau ein Geschenk sendet, welches diese ihr in den Busen steckt. Einmalige Rückgabe schreckt nicht ab; aber als ein vollkommener Korb wird es betrachtet, wenn das Mädchen vorsätzlich das Geschenk zwischen Hemde und Leib zur Erde fallen läßt. Am Morgen nach der Hochzeit muß der Neuvermählte öffentlich erklären: ob er seine Braut als Jungfrau gefunden habe. Im Bejahungsfall erhält sie große Lobsprüche; im verneinenden trinkt ihr der erwählte Sprecher des Festes die Gesundheit aus einem schmutzigen Gefäße zu, in dessen Boden sich ein Loch befindet, und giebt ihr nachdrückliche Lehren. In beiden Fällen schlägt

1) Acerbis Reise 481.

er zuletzt die junge Frau mit einem Paar Beinkleidern des Ehemanns vor den Hintern und ruft: sei fruchtbar, Weib, und bringe deinem Manne Erben hervor. — In einer Gegend Finnlands schlafen die Liebesleute acht Tage vor der Hochzeit, doch nicht ganz unangekleidet, beisammen [1]), weshalb diese Zeit die Hosenwoche heißt. Ihnen bleibt indeß die Freiheit, wenn sonst keine Folgen offenbar werden, sich nicht zu heirathen. — In einigen andern Theilen des Landes binden die Mädchen, zum Zeichen daß sie nicht abgeneigt sind zu heirathen, eine Messerscheide an ihren Gürtel. Nehmen sie von einem Liebhaber ein dazu passendes Messer an, so gilt dies für eine symbolische Einwilligung zur Ehe.

1) Acerbi 225.



